



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

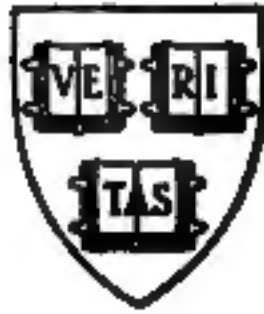
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

46549.30

RIS
ypolski
20

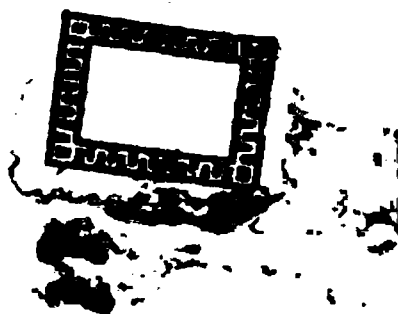
(1976)

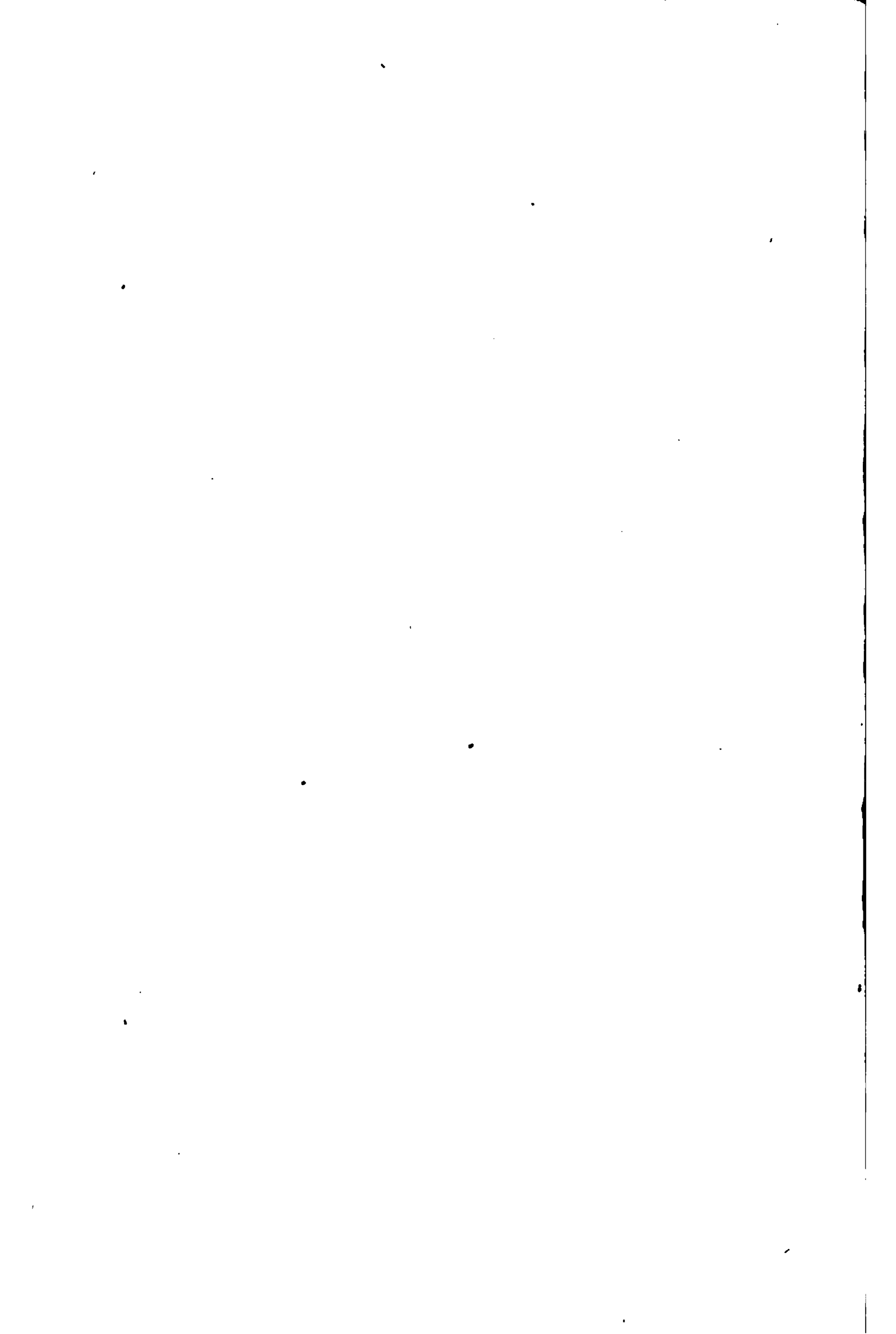
Harvard College
Library



FROM THE BEQUEST OF
SUSAN GREENE DEXTER









...nesch

Gen...

G. Spiller von Hauenschild.

[MAX WALDAU]

ermania.

and some other.

...

...

...

...

von Hurenfchid.

Germania.

Jahrbuch deutscher Belletristik.

Erster Jahrgang

1851.

Mit dem Portrait von Dr. G. Spiller von Hauenschild,
(Max Waldau).

Bremen,

Verlag von Franz Schloßmann.

1851.



△
46549.30
✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Aug, 1973

Box 102 -

[Faint, illegible handwritten text]

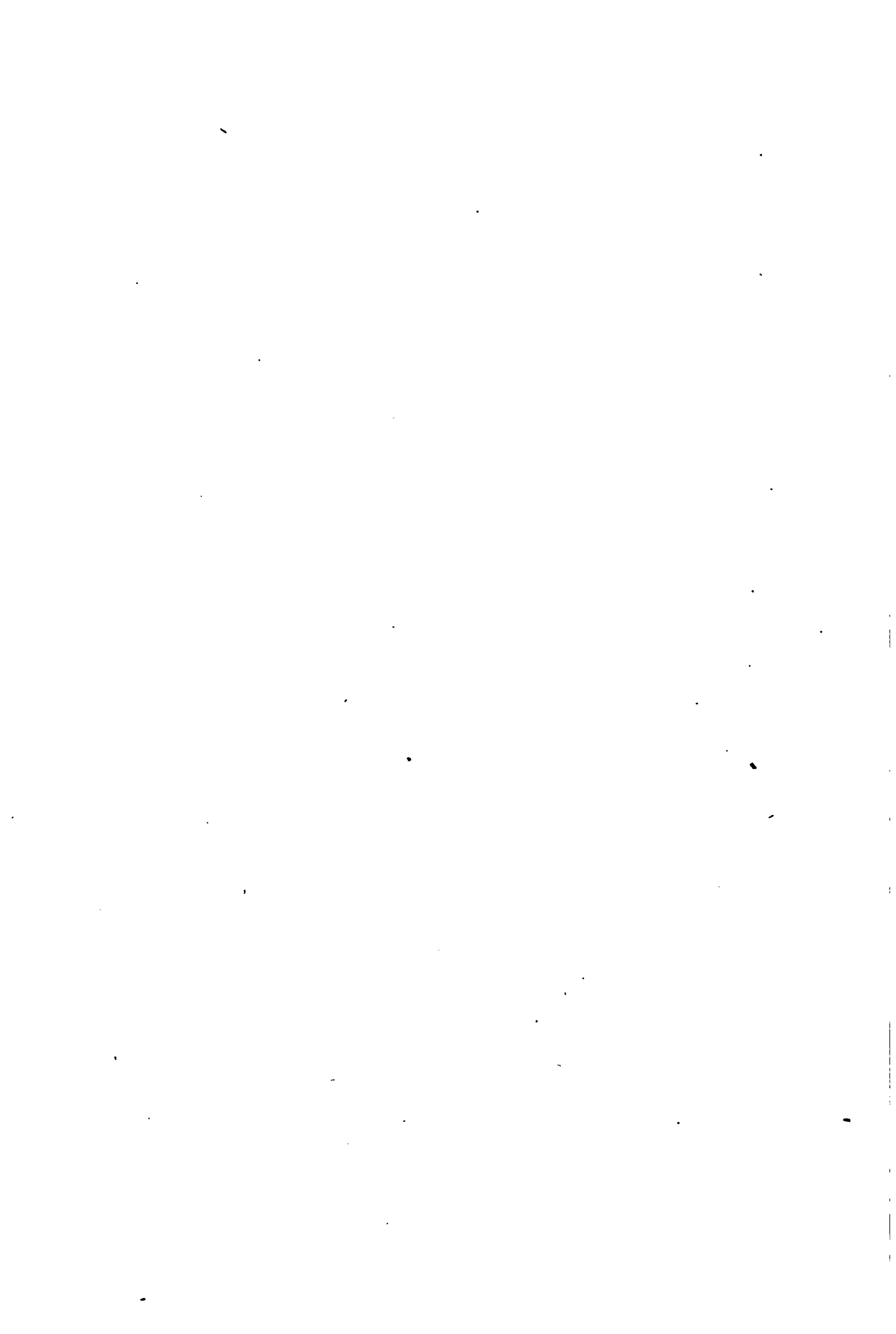
Inhalt.

Eine Leidenschaft, Novelle von Louise v. Gall	S. 1
Lucia, Novelle von Adolf Stahr	= 71
Fernande, Novelle von Bernd v. Guseck	= 169
Der Philhellene, eine Erzählung von Heinrich Pröhle .	= 277
Eine frühe Schuld, von Alfred Reihner	= 337
Eine Sternschnuppe, von Max Waldau	= 365
Margarethe, eine Episode aus der Neuzeit von *** .	= 425



Germany.

1851.



Eine Leidenschaft.

Novelle

von

Louise v. Gall.



1.

In einem schattigen Garten, der sich weit hinter einem alterthümlichen Siebelhause streckte, saß auf einer Steinbank, mit verschlungenen Händen, ein schönes junges Paar. Es waren Bruder und Schwester, zwei lebendige ansprechende Physiognomieen, die, obgleich ihre Züge nur eine entfernte Familienähnlichkeit zeigten, denselben Ausdruck hatten, den Ausdruck einer großen geistigen Erregbarkeit. Nur war neben dem fröhlichen Übermuth, der solchen Gesichtern eigen ist, bei dem Bruder noch eine humoristische Falte zu entdecken, deren die Schwester glücklicherweise entbehrte.

„Nach Deinen Äußerungen von gestern Abend, befürchte ich wirklich, Katharina, daß Du den festen Entschluß hegst, der irdischen Liebe immer fremd zu bleiben!“ sagte, indem der erwähnte Zug um den Mund besonders deutlich hervortrat, nach längerer Pause der Bruder.

Katharina hob drohend den Finger. „Soll ich Deine Beschuldigung dem Sinne nach, oder wörtlich widerlegen?“

„Erst wörtlich. Erst en détail und dann en bloc.“

„Gut. Also sage ich Dir: Es giebt für uns Frauen gar keine irdische Liebe. Es giebt nur eine Liebe, die himmlische. Lasse mich ausreden ehe Du spöttische Gesichter ziehst. Ich will nicht den abgedroschenen Satz, daß eine nicht ewig währende Liebe gar keine Liebe sei, behaupten, — nicht von ihrer Dauer hängt es in meinen Augen ab, ob sie unsterblich genannt zu werden verdient, sondern davon, ob sie das Unsterbliche im Menschen liebt oder nicht. Du selbst wirst mir doch nicht als Liebe ein Gefühl bezeichnen wollen, welches sich nur an die äußern Formen heftet und um den Inhalt der schönen Hülle sich nicht kümmert?“

„Erklären Sie sich deutlicher, Fräulein Schwester.“

„Nun wohl, so will ich durch ein Bild meine Gedanken klar zu machen suchen:

In Rom, im Ballast Borghese, hängt ein wunderschönes Bild von Tizian. Neben einem alten steinernen Sarkophage, der als Brunnen dient, sitzen zwei schöne weibliche Gestalten. Die vom Beschauer links ist im vollen Putzgewande, wie die Frauen es zur Zeit des Malers trugen, und blickt mit ernster Miene in einen reichverzierten Becher, den sie auf dem Schooße hält.

Die Gestalt rechts hingegen ist beinahe nackt, nur ein leichtes Tuch hat sie um die Hüften geschlungen; sie neigt sich mit unaussprechlich süßem Lächeln zu der andern und hält einen Kelch zum Himmel empor. Im Hintergrunde steht Amor und schöpft aus dem Sarkophage.

Man ist übereingekommen, dies Bild für eine Darstellung der irdischen und der himmlischen Liebe zu erklären und zwar

die gepuzte Frau links, die mit niedergeschlagenen Augen da-
sitzt, für die irdische.

Hätte der begabte Tizian bei dem herrlichen Bilde wirklich
einen solchen banalen Gedanken gehabt?

Diese zwiefache Liebe ist eine der widerlichsten doctrinären
Lehren, die kluge Köpfe erfunden haben!

Die Liebe können wir uns nur als eine unendlich erha-
bene Gestalt denken — sie umfaßt Gott und die Menschen,
die Tugend und die Schönheit! Und wer zu einem Kinde
sagt, du mußt Gott mit einem andern Herzen lieben denn die
Menschen, begeht eine Sünde. Liebe, wirkliche Liebe ist im-
mer rein, und die Mutter die für ihre Kinder, das Weib das
für seinen Geliebten, die Jungfrau die für ihren Glauben
stirbt, stehn auf ganz gleicher Stufe, sie sind alle Drei Märty-
rer der Liebe und des Glaubens, denn die beiden sind bei ei-
nem ächten Weibe unzertrennlich.

Wie der Riese Antäus, sobald sein Fuß die Erde verließ,
die Kraft verlor, ebenso geht es uns Frauen, wenn unsre Ge-
fühle nicht in dem Himmel wurzeln. Ein Weib das Gott und
die Tugend nicht liebt, hat auch keine starke Liebe für ihren
Geliebten!"

„Mich wundert,“ sagte Alfred, „daß Du Dir die schöne
Gelegenheit entgehen ließest uns Männern wie gewöhnlich ei-
nen Hieb zu geben.“

„Welche Gelegenheit?“ frug mit eifrigem Drängen die
Schwester.

„Da sieht man die Blutgier! Und wie nahe lag der Ver-
gleich, den Riesen Antäus als Repräsentanten des männlichen
Geschlechts am Boden wurzelnd zu zeichnen, und darüber eine

Euer Geschlecht darstellende Frau vom Himmel schwebend, ohne ihn jedoch mit den Flügelspitzen zu verlassen, — das wäre ein gutes Bild für die irdische und himmlische Liebe, — schade, daß ich kein Lizian bin!"

Katharina drehte schmollend dem Bruder den Rücken, er aber sagte bittend: „nun widerlege mich auch noch in Beziehung auf den Sinn meiner Frage.“

„Der Sinn, der Sinn,“ sagte sie zornig, „ist, daß ich heirathen soll, damit Du ein Haus hast wo Du nach Deiner Bequemlichkeit hingehn kannst, um den Kaffee zu trinken, nachdem Du bei unsrer Mutter gespeist, deswegen soll ich heirathen und auch, damit man nicht einmal in Deiner Nähe von Deiner Schwester „der alten Jungfer“ spricht!“

„Du könntest Recht haben, ja Du könntest sogar sehr Recht haben, nur hast Du den Hauptgrund vergessen.“

„Und der ist?“

„Der ist meine Überzeugung, daß Du eine hinreißend liebenswürdige Frau sein würdest, während Du als Mädchen nur von sehr zweifelhafter Liebenswürdigkeit bist.“

Katharina kreuzte die Arme, lehnte sich bequem mit dem Rücken an die Bank und sagte gleichmüthig: „Jetzt ist an Ihnen die Reihe, Herr Bruder, sich deutlicher zu erklären.“

„Auf das Vollständigste sollst Du befriedigt werden. Siehst Du, liebe Schwester, ein junges Mädchen ist in Deutschland ein Geschöpf das nach einer ganz bestimmten Schablone zugeschnitten sein muß. Sie darf nicht lachen außer wenn es Niemand hört, sie darf nicht die Augen aufschlagen außer wenn es Niemand sieht, sie darf nicht reden außer wenn man sie fragt und dann selbst darf sie keine be-

stimmte Meinung haben, kurz sie darf durch nichts als durch ihre äußere Form verrathen, daß sie ein menschliches Wesen sei, und auch im Äußern darf sie das nur mit größter Discretion, Geschnürtheit und Steifheit verrathen. Ist sie nun aber so wie ich eben gesagt daß sie sein muß, und vermeidet sie glücklich durch irgend etwas zu zeigen, daß sie Gefühl und Geist habe, so wird die große Welt einstimmig sagen: Welch charmantes, wohlerzogenes Mädchen!

Nun, sage selbst, Katharine, ist meine Zeichnung nicht wahr und gleichst Du mit einem einzigen Zuge dieser Zeichnung?"

„Du hast recht,“ entgegnete sie heiter, „aber nun sage mir auch warum ich als Frau eher Glück machen würde?“

„Glück machen? das ist ja eben Dein Hauptfehler, daß Du Glück machst, daß Du alle unsre jungen Leute zu Anbetern hast, darum findet man eben, daß Du nicht mädchenhaft bescheiden, sondern herausfordernd kokett bist.“

„Wer findet das?“

„Alle ohne Ausnahme, selbst Deine Anbeter, denn da Du keinen begünstigst, will sich auch keiner das Ridicule geben, sich Deinen Feinden gegenüber als Dein Ritter aufzuopfern.“

„Ein schönes Geschlecht, das der jezigen Ritter!“

„Nicht viel schlechter als früher auch; und — wenn auch, so sind die Ausnahmen um so viel mehr werth.“

„Wozu Du natürlich gehörst.“

„Und derjenige, den Du erwählen wirst.“

„Wen soll ich denn wählen?“

„Den, welcher Dir am würdigsten scheint, Du hast freie Wahl.“ —

„Unter welchen? nenne mir Namen!“

„Nun wohl, — den Hofrath, den Hauptmann, den Gymnasialdirector.“ —

Katharina lachte laut auf. „Schöne Freier das! Soll ich etwa den Hofrath nehmen, ihn, dem von seinem ganzen Lebensschiff alles gescheitert und versunken ist bis auf eine einzige Planke, die nur deshalb den Elementen Troß bot weil sie gefährlicher, böser und giftiger war als alles was gegen sie wüthete?“

„Die Planke ist kein Verstand, aber diese einzige Planke ist doch noch sehr viel werth, mehr als manches vollständige Schiff,“ warf Alfred ein.

„Es bleibt doch der letzte Theil eines Wracks! Sein Glaube, seine Gesundheit, sein Vermögen, ja sogar seine Kenntnisse sind verschleudert! Wenn ich ihn heirathete, käme ich mir vor wie einer, der auf einem wüsten Eilande im Besitze eines in Fesseln gehüllten Goldklumpens verhungert und verdurstet.“

„Aber der Hauptmann?“

Katharina lachte wieder. „Dieser Mann der nichts begreift als seine militärischen Glaubensartikel? der sagt, er werde blindlings allen Befehlen des Fürsten gehorchen bis zum Tode, und heiße auch einer davon ihn seine eigne Frau schlachten?“

„Aber der Director?“

„Nun gar den, der seine Frau nur lieben könnte wenn sie vor ein bis zwei Jahrtausend gelebt hätte, und der alles Lebendige als „modern“ verachtet!“

„Bei Dir tadelt er das nicht,“ sagte lachend Alfred; „er liebt Dich wirklich.“

„Er liebt mich wie der Banquier von Herrmann, der einmal von den Frauen geäußert hat, er liebe sie nur als den besten Contrast mit dem Zahlenwesen, das er den ganzen Tag vor Augen haben müsse: weil man gar nicht auf sie rechnen könne.“

„Das ist freilich ein schlechter Witz,“ sagte pathetisch Alfred.

„Oder,“ fuhr Katharina in zornigem Eifer fort, „soll ich unsern Better Wilhelm nehmen, dem sein Schneider zehnmal interessanter ist als ich?“

„Ich wundre mich, daß Du noch immer nicht die Hauptperson, den Magnet unsrer Damen, den, der uns Alle bei Euch aussticht, genannt hast!“

„Du meinst unsern Dichter! Der ist freilich interessanter als Ihr alle seid, doch nichts für mich, denn ich will geliebt sein, glühend, überwältigend, und wenn auch auf kurze Zeit nur — was liegt daran — wenn auch nachher die Welt uns schaal und öd' erscheint — dafür hat Gott den Tod ja in die Welt gesandt!“

Alfred zog die Mundwinkel herab: „Die alte Passion der Frauen! Seit Anfang der Welt wollen sie Leidenschaften, immer Leidenschaften! Ihr seid die wandelnde Unvernunft! Eine Leidenschaft kann ja nicht lange währen und so stürzt Ihr Euch selbst ins Unglück, indem Ihr Euch nur einem Gefühl hingeben wollt, das durch seine Natur schon den Keim des Vergänglichen in sich trägt. Wenn Du es aber

durchaus nicht anders willst, so findest Du dies Gefühl immer noch am „großartigsten“ bei dem Boeten.“

Katharina schüttelte den Kopf. „Er glaubt mich zu lieben, weil er dieses Gefühls für seine Verse bedarf; in den Gedichten, die meinen Namen tragen, glaubt er mich zu besingen, aber das Mädchen, dem er da huldigt, gleicht mir so wenig wie jedem andern. Sobald er das merkt, wird er abgefühlt sein, ehe er noch recht entflammt war. Menschen mit solcher Phantasie, wie er, können sich nur für Ideen, nicht für Personen begeistern, denn jede geliebte Person ist ihnen wiederum nur die Trägerin einer Idee. Ich will aber um meiner selbst willen geliebt sein.“

„Um Deiner selbst willen!“ Und Alfred sah aus wie die Ironie in Person, aber seine Schwester bemerkte es nicht, denn sie starrte in Gedanken versunken in den Kies des Bodens, den ihr schmaler Fuß zermühlte.

Nach einer langen Pause, in welcher ihr Bruder sie unausgesetzt beobachtete, sagte er: „Du machst solche Ansprüche, Katharina, daß ich doch fragen muß, ob Du das Recht dazu hast? Ehrlich gestanden, ich halte Dich selbst keiner Leidenschaft fähig, diese intensive Gluth reißt nur in stillen verschlossenen Gemüthern, Du bist viel zu lebhaft: kein wahrer Sprüchwort als das von den stillen Wassern.“

Katharina wendete langsam den Kopf und sah ihren Bruder durchdringend mit ihren großen dunkel beschatteten Augensternen an.

„Keiner Leidenschaft fähig hältst Du mich? Was Ihr Männer darunter versteht, dessen bin ich freilich nicht fähig. Für einen Unwürdigen werde ich mich nicht aufopfern, für einen

Treulosen nicht ins Wasser springen. Aber fände ich einen Mann, der mich wirklich liebte mit allen meinen Fehlern und Unvollkommenheiten und um dieser Liebe willen mir ein Opfer zu bringen im Stande wäre — sei's nun ein Opfer seiner Vorurtheile, seines Ehrgeizes oder seines Berufes — kurz eine That, die mir bewiese, daß ich ihm über dem stehe, was bei Euch Männern nach der Ehre das Höchste zu sein pflegt, so würde ich ihm mit Freuden ausschließlich und nur ihm allein mein Leben widmen — sei's nun in einer kühnen That oder in einem langen aufopfernden Leben. O, ich könnte lieben!“

Und sie legte ihren schönen Kopf zurück auf die Lehne der Bank und obgleich sie ihre Augen fest geschlossen hatte, spielte doch um ihre feinen Lippen ein so unaussprechlich süßer Zug, daß selbst Alfred allen Spott darüber vergaß und in Bewunderung versunken den Ausdruck dieses schwärmerischen Mädchenkopfes belauschte.

Eine sanfte Frauenstimme rief Katharina's Namen aus einem Fenster des Hauses. Im Nu sprang sie auf ihre Füße, Alfred aber, der sitzen blieb, sagte nach dem Hause deutend, dessen Anblick durch die alten Bäume halb versteckt war: „die Mutter da ist an allem Unglück schuld, die hat Dich verzogen und verwöhnt auf eine Weise, daß Du jetzt immer was besonderes haben willst.“

Katharina, die schon im Weggehen begriffen war, wendete noch einmal das Haupt und sagte stolz und zuversichtlich: „Ja sie hat mich verwöhnt, denn sie liebt mich mehr als ich's verdiene — und mit dieser Liebe will ich mich für die Gurige trösten!“ setzte sie lachend hinzu, „da sie mir doch in der er-

wünschten Qualität nicht zu Theil werden wird!" Dann folgte sie mit raschen Schritten dem mütterlichen Rufe nach dem Hause.

Alfred blieb im Garten, und indem seine Züge wieder den früheren ironischen Ausdruck annahmen, murmelte er vor sich hin:

Diese Weiber sind alle eine wie die andere, selbst Katharina, die ich immer für ein Original, für eine Ausnahme hielt, ist eben so thöricht, eben so eitel, eben so unbesonnen wie die andern. O Ihr unbeflegbaren, stolzen Herzen, nie seid Ihr leichter zu besiegen als wenn Ihr „Beweise“ verlangt. Beweise! du lieber Gott, nichts ist leichter zu schaffen."

2.

Es war einige Tage später, Katharina befand sich in einer Gesellschaft im Hause des dirigirenden Staatsministers. Sie war weniger lebhaft und angeregt als gewöhnlich, denn sie hatte am Nachmittag mehrere Stunden lang gesungen und gespielt und ihre Seele war von der Musik weich und träumerisch gestimmt. So kam es denn, daß sie sich heute von der wie gewöhnlich zur Schau getragenen Oberflächlichkeit und Albernheit des gesellschaftlichen Treibens um sie her verlegt fühlte und daß, was sonst ihre Heiterkeit sie nicht gewahren ließ, sie heute mit einer gewissen Entrüstung erfüllte. Zuletzt

vertrieb eine im größeren Kreise vorgetragene verläumberische Geschichte, deren kleinste Details mit martervoller Genauigkeit vorgetragen wurden, sie ganz und gar aus dem großen Salon, wo alles versammelt war; sie flüchtete sich in eines der Durchgangszimmer und barg sich dort hinter einer dichtbelaubten Epheuwand.

Die Thüre nach dem Corridor stand wegen der Wärme des Sommerabends offen; ein leichter Zugwind bewegte die Zweige der zu beiden Seiten des Eingangs aufgestellten Orangenbäume und streute ihre Wohlgerüche in die schwüle Zimmerluft.

Katharina sah gedankenvoll dem Schattenspiel der Blätter auf der gegenüber liegenden weißen Wand des Corridors zu, als plötzlich die Gestalt eines Mannes verdunkelnd in dem Rahmen der Thüre erschien. Unsichtbar hinter dem grünen Schuß ihres Epheu's verborgen, dachte sie bei dem späten Ankömmling ihre gewöhnlichen Studien über menschliche Eitelkeit zu machen. Wie oft hatte sie nicht bei dem Ablegen der Mäntel im Vorzimmer sich daran ergötzt zu sehen, wie Alle, Männer und Frauen, sich zu den Spiegeln drängten, um Haare und Anpuß mit komischer Sorgfalt zu glätten und zu ordnen, ehe sie sich auf den Kampfplatz der Gesellschaft begaben.

Aber der Neuangekommene, ein noch junger großer Mann mit einem geistreichen dunklen Kopfe, gewährte ihr diese malicieuse Freude nicht. Er warf keinen Blick in die große Psyche, die am Pfeiler stand, nur zu den Blüthen der Orangenbäume neigte sich seine hohe Gestalt und er sog mit geschlossenen Augen langsam den süßen Duft ein; dann wandte er sich nach

der Ecke, wo die Epheuwand, die Katharina verdeckte, einigen Marmorstatuetten zum Hintergrund diente.

Wie erschraf sie bei dem Gedanken, daß der fremde Mann sie hier entdecken und dadurch ihr eine peinliche Verlegenheit bereiten könne.

Nachdem er die ziemlich unbedeutenden Statuetten, Erfindungen eines Berliner Bildhauers, flüchtig gemustert, zog der schöne großblättrige Epheu seine Aufmerksamkeit an. Aber erst als er dicht davor stand, gewahrte er Katharinen, die in gebückter Stellung auf einem Tabouret saß.

Als er ihren feuerrothen schönen Mädchenkopf so plötzlich vor sich sah, war er beinahe so erschrocken wie sie selbst. Er trat einige Schritte zurück, indem er flüsterte: „Ich bitte tausendmal um Vergebung!“

Katharina aber, die sich rasch erhoben hatte und hervorgetreten war, wußte nichts anderes zu sagen als: „Es ist so kühl hier!“

Der Fremde maß mit verwundertem Blick ihre schöne große Gestalt und versetzte dann mit wieder gewonnener Fassung, indem er ihr den Weg nach dem Salon, wohin sie sich zurückbegeben wollte, vertrat: „Ich beschwöre Sie, mein Fräulein, sich nicht durch mich aus Ihrer Waldeinsamkeit verschrecken zu lassen. Ich gehe jetzt und werde Niemand Ihr Asyl verrathen.“

Aber Katharina sagte mit einer Verlegenheit, die ihr sonst durchaus nicht eigen war: „Bitte, lassen Sie mich gehn, ich muß in den Salon zurück, man vermißt mich dort.“

„Gewiß vermißt man Sie! und Sie haben Recht sich nicht

länger der Gesellschaft zu entziehen. So erlauben Sie mir denn Sie in den Saal zurückzubegleiten."

Zwei große Zimmer waren noch zu durchschreiten und Katharina konnte durchaus ihrer Verlegenheit nicht Meisterin werden, als sie an der Seite des Fremden dahinging. Sie kam sich wie eine zurücktransportirte Entflohene vor. Da sie nicht sprach, war ihr Begleiter auch zu bescheiden sie nochmals anzureden.

Dicht an der Thür des Saales saß Katharina's Mutter mit der Ministerin, der Hausfrau, auf einer Causeuse; erstaunt sah sie ihre Tochter, deren Entfernung sie eben bemerkt, mit dem fremden Mann eintreten.

„Wer war das?“ frug sie Katharina, die nach einer leichten Verbeugung gegen den Fremden sich unter den mütterlichen Schuß begab, während er selbst mit einer auszeichnenden Freude von der Dame des Hauses bewillkommnet wurde.

Katharina zuckte die Achseln.

„Aber Du grüßtest ihn ja doch wie einen Bekannten?“

„Später, Mütterchen, erkläre ich Dir Alles,“ und damit wandte sich Katharina zur Ministerin, deren Gemahl soeben den Fremden mit Beschlag belegt, und frug die Dame, wer Letzterer sei.

„Dieser Herr,“ frug sie verwundert, „mein Gott, Sie sind ja eben mit ihm hereingekommen?“

„Ein Zufall, ein sonderbares Zusammentreffen. Ich kenne ihn durchaus nicht. Bitte, sagen Sie mir wer es ist?“

„Wenn Sie denn durchaus die Unwissende spielen wollen, so sei es. Daß Sie übrigens diesen Mann nicht kennen wollen, ist ein neuer Beweis, wie Unrecht man Ihnen thut,

wenn man Ihre aristokratischen Gesinnungen verdächtigt und behauptet, Sie seien eine kleine Demokratin. Die einzige Ursache, daß Sie ihn verleugnen, kann doch nur sein, daß er bisher nicht in unsern Circeln erschien, wie er denn auch heute Abend nur auf dringendes Bitten meines Mannes kam. Er lebt schon viele Jahre in der Stadt, es ist —“

In diesem Augenblicke trat der Minister mit dem Fremden zu Katharina heran: „Herr Professor Schwandahl wünscht Ihnen vorgestellt zu werden, liebes Fräulein. Er wünscht es dringend, trotz aller meiner Abmahnungen, nicht eine so interessante Bekanntschaft wie die Ihrige am Vorabend seiner Abreise nach dem Orient zu machen und sich so den ohnedem schweren Abschied vom Vaterland noch mehr zu erschweren.“

Katharina war seit ihrer Kindheit an die scherzhaften Complimente des Ministers gewöhnt und lachte sonst darüber, heute aber setzte sie dem Fremden gegenüber die gewohnte Weise ihres alten Freundes in Verlegenheit.

Sie wußte daher selbst nicht recht was sie sagte, als sie nur um etwas zu sagen und der Höflichkeit zu genügen, sich an den Professor mit der Frage wandte, „ob er eines rein wissenschaftlichen Zweckes halber die Reise unternehme?“

„Verstehen Sie darunter, ob ich bei dieser Reise für die Wissenschaft neue Entdeckungen zu machen beabsichtige, so muß ich Nein sagen, indem mein Ehrgeiz nicht so weit geht, obgleich ich,“ setzte er nach einer Pause lächelnd hinzu, „den heutigen Abend für ein gutes Omen nehmen könnte, denn was ich so glücklich war hinter dem Epheu zu entdecken —“

„Epheu?“ rief die Ministerin neugierig, „was haben Sie hinter dem Epheu entdeckt?“

Schwandahl heftete die Blicke fragend auf Katharina's Augen, ein kaum merkliches Zucken belehrte ihn, daß er von seinem kleinen Abenteuer besser schweige und er sagte mit komischer Miene:

„Das ist ein Staatsgeheimniß, Excellenz!“ Auch den stürmischen Fragen des Ministers gab er durchaus keine befriedigende Antwort, weil es ihm schmeichelte mit dem schönen Mädchen ein kleines Geheimniß zu theilen.

Sobald sie Platz genommen, setzte er sich neben sie. Sie frug ihn, seit wie lange er den Plan zu seiner großen Reise gehabt?

„Nicht sehr lange, mein gnädiges Fräulein, denn es geht gar nicht von mir aus. Ich begleite den Prinzen Christian.“

„O,“ sagte Katharina heiter, „sind Sie Derjenige, welcher der Fahrt unserer jungen Hoheit einen gelehrten Anstrich geben soll, auf daß man nicht murre, wenn zu den andern kostspieligen Liebhabereien des „ritterlichen“ Prinzen auch noch die Reiseliebhaberei kömmt?“

„Gnädiges Fräulein, Sie sind boshaft; obgleich ich vollkommen der Meinung bin, daß Prinz Christian nicht der Wissenschaft zu Liebe eine Weltfahrt macht, sondern mehr um dem sehr verzeihlichen Triebe, die Welt zu sehn, zu folgen, so bin ich aber dennoch überzeugt, daß er ein wirkliches warmes Interesse für Kunst und Wissenschaft besitzt, wie er mir durch seine schon seit drei Monaten währenden Studien im Sanskrit zeigt, mit dem er sich unter meiner Leitung bekannt macht.“

„Drei Monate?“ frug sie lachend; „bei Ihrer Zurückkunft, Herr Professor, werde ich Sie fragen, ob der wissen-

schaftliche Eifer des Prinzen noch weitere drei Monate gewährt.“

„Werden Sie dann nicht längst Das sowohl wie meine ganze Person vergessen haben? Bedenken Sie, ich bleibe zwei Jahre mindestens — und was vergißt eine junge Dame wie Sie nicht in zwei Jahren!“

„Zu was Allem die Gelehrsamkeit doch nicht gut ist,“ neckte Katharina. „Sogar was eine junge Dame binnen zwei Jahren vergißt und was sie nicht vergißt, wissen die deutschen Professoren à merveille!“

Schwandahl sah sie von der Seite verwundert an. „Sie scheinen sehr grausam gegen deutsche Prinzen und deutsche Professoren, mein gnädiges Fräulein. Welches Vorurtheil —“

„Vorurtheil — o mein Herr Professor, wenn Sie erst wüßten, daß mein Vorurtheil sich nicht blos auf Prinzen und Professoren erstreckt; sondern überhaupt Ihr ganzes weltbeherrschendes Geschlecht umfaßt und die Kühnheit zuweilen so weit treibt, für ein Urtheil gelten zu wollen.“ —

„Immerzu, mein Fräulein, immerzu. Ich werde mich aber rächen, indem ich feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammle und die Kunde irgend einer zum Besten einer Frau geübten Großthat — etwa indem ich eine Suttieh vom Feuertode errette, zu Ihren Ohren dringen lasse.“

„Diese Großthat glaube ich aber nicht, wenn Sie nicht die gerettete Wittwe selbst mitbringen — denn ich bin mißtrauisch und verlange eine demonstratio ad oculos.“

„Sie sprechen Latein?“

„Nur jetzt, um das Vergnügen zu haben, Ihre ironische Miene bei solchem Eingriff in Ihr Metier zu sehn.“

„Ich wüßte nicht was dabei meine Ironie wecken sollte. Ich freue mich immer, wenn ich das schöne Latein aus schönem Munde höre.“

„Wie, ist es nicht Ihr Grundsatz, daß dem Volke und den Frauen nur gelehrt werden solle: wie man arbeitet und gehorcht, alles Übrige ist vom Übel?“ frug Katharina mit komischem Pathos.

Schwandahl schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich bin zwar nicht gerade ein Emancipationskämpfer —“

„Davor sei auch Gott,“ sagte Katharina ernsthafter. „Schon das Wort ist mir fürchterlich! Im Ganzen kann uns armen Frauen nicht geholfen werden, aber wenn ich wüßte, wie das Elend jeder Einzelnen zu lindern wäre,“ setzte sie mit Wärme hinzu, „ja wenn ich das wüßte, dann hätte meine Seele keinen Wunsch mehr!“

„Eine so junge und schöne Dame und nur diesen Wunsch — nur diesen einzigen Wunsch?“

Katharina sah den Redenden offen mit ihren großen Augen an. „Ich begreife nicht, wie überhaupt Jemand mehr als einen Wunsch hegen kann — oder auch, wenn Sie wollen, wie nicht ein Wunsch immer alle andern überwuchert, überragt und ersticht. Wer viele Wünsche hegt, ist nicht wirklich unglücklich oder der Hülfe bedürftig, während ein heißer Wunsch dem Menschen, der ihn beharrlich in seiner Brust trägt, gewöhnlich gewährt wird, wenn er nicht so ungeschickt wie ich ist, ihn aus dem Reiche des Unmöglichen zu wählen! Die Treue ist das einzige Gute, was auf Erden belohnt wird.“

„Sie können Recht haben,“ sagte Schwandahl in Sinnen

verloren. „Auch ich habe von meiner Kindheit an nur einen Wunsch gehegt — den Wunsch, den Orient zu sehen. Um dieses Wunsches willen, der bei mir, je mehr ich orientalische Literatur und Sprachen kennen lernte, desto höher wuchs und zur stärksten Sehnsucht wurde, habe ich auch einzig und allein diese Sprachen zu meinem Hauptstudium erwählt. Ehe mir das vergönnt war,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „mußte ich aber auf meines Vaters Wunsch drei Jahre Jurisprudenz studiren; erst als er starb und mir auf so traurige Weise meine Freiheit gewährt wurde, lehrte ich zu meinem Lieblingsstudium zurück, worin ich es denn auch in einem Jahre weiter brachte, als mit der Jurisprudenz in drei.“

„Sie werden aber auch wohl in den drei Jahren mehr Mahabārata und Ramājana, als Justinians Institutionen und die Fragmente des Ulpian zur Hand genommen haben.“

„Allerdings,“ sagte Schwandahl gezogen, indem er Katharina wieder von der Seite anblickte, aber aus Furcht sie zu beleidigen seiner Verwunderung keine Worte zu geben wagte. Sie wußte das recht gut und mußte den Kopf umdrehen, um ihm ein Lächeln zu verbergen, indem sie scheinbar unbefangen die große Quaste einer Portièrre ergriff, die über ihrem Haupte hing.

Es entstand eine Pause, denn Katharina hinderte jetzt ein beschämendes Gefühl am Reden, das Gefühl zum ersten Male in ihrem Leben eine absichtliche Koketterie begangen zu haben.

„Allerdings,“ wiederholte endlich der junge Gelehrte, „allerdings habe ich als Student der Rechte mehr Sanskrit als Jurisprudenz studirt. Das gestehe ich aber nur Ihnen,

weil Sie es doch wissen — wie Sie Alles zu wissen scheinen!“

„Scheinen,“ lachte Katharina, „das ist das rechte Wort! Eigentlich weiß ich gar nichts, aber oberflächlich habe ich von Manchem eine Kenntniß. Von Ihrem Fach weiß ich aber mehr als von allen andern Dingen, weil es zufällig mit einer meiner liebsten Erinnerungen zusammenhängt.“

„Erinnerungen? Sie sehen gar nicht aus als wenn Sie schon Erinnerungen hätten! Sie stehen ja erst auf der Schwelle des Lebens.“

„Dieses Lebens wohl. Aber ich habe schon einmal gelebt.“ —

„Ah,“ lächelte der Professor, „Sie glauben an Seelenwanderung?“

Katharina nickte. „Mein früheres Leben verfloß im Orient. Schon als Kind, als ich zuerst die Übersetzungen indischer Dichter las, stiegen mir meine Erinnerungen glühend zu Kopf. Deutlich sah ich vor mir die Palmenwälder, die Wüste, aber vor allem ward lebendig in mir das Andenken an mein geliebtes weißes Roß mit dem schlanken Hals, den es beständig nach mir wandte. Wenn ich wüßte was aus dem Pferde geworden ist — ob seine Seele auch wohl kräftig genug war, um den Tod zu überdauern?“

„Nehmen Sie an, ich sei es, mein gnädiges Fräulein, die deutschen Professoren haben ja alle Pferdenaturen. Wirklich,“ scherzte er weiter, als Katharina erröthend schwieg, „warum sollte ich nicht Ihr Dscherid oder Alkama gewesen sein?“

„Sind Sie so eigenstünnig,“ frug das Fräulein um abzulenken, „so eigenstünnig, oder“ — setzte sie wieder lachend

hinzu — „besitzen Sie das was man nur bei den Frauen Eigensinn, bei den Männern aber Charakter nennt?“

„Ich schmeichle mich dessen. Ich glaube auch, daß ich eben diesem Charakter die Erfüllung meines Wunsches danke. Wer weiß — unter vier Augen darf man so etwas ohne Hochverrath wohl sagen — ob meine Sehnsucht nach dem Orient nicht die des Prinzen geweckt?“

„Da wäre ein offenkundiges Wunder zu Ihren Gunsten geschehen; denn wer hat je gehört, daß ein Fürst auf den Wunsch eines andern Sterblichen einging?“

„Das Wunder ist mir auf jeden Fall sehr zu Statten gekommen. Denn wenn der Vorschlag von mir ausgegangen wäre und ich allein mich nach dem Lande meiner Sehnsucht hätte begeben wollen — die Klagen und Vorwürfe meiner Mutter hätten es mir unmöglich gemacht.“

„Sind Sie ein so guter Sohn?“

„Nein, aber ich habe das Unglück ein einziges Kind zu sein, was mit in einem Gefängnisse geboren und erzogen zu sein vollkommen gleichsteht. Ein einziges Kind hat keine Freiheit!“

„Nest sind Sie aber doch frei?“

Schwandahl zuckte lächelnd die Achseln. „Frei von der Sorge meiner Mutter um mich, aber beschränkt durch meine Sorge für den Prinzen — und da war doch das Erstere noch mehr!“

„So sind die Herren der Welt! Wie zufrieden!“

„Das ist doch mein Privilegium, ich bin vollkommen zufrieden und mehr ich bin vollkommen glücklich und wenn ich nicht das ich nicht hätte abreißen. Und dabei ja

gehen, wo Kamájana's Dichter, Balmiki, gewandelt, überglücklich!"

„Da freut es mich doppelt Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, denn mir ist bis jetzt Niemand bekannt, der mir gestanden hätte, daß er glücklich sei.“

„Dies zu hören hing doch nur von Ihnen ab,“ sagte Schwandahl ziemlich leicht, und es war ein Glück für das phantastische Mädchen, welches in ihrer lebhaften Unbesonnenheit so oft solche Reden hervorrief, daß in diesem Augenblicke ihre Mutter zu ihr trat und sie zum Heimgehen aufforderte. Schwandahl begleitete die Damen bis zum Wagen und ging dann langsam zu Fuße nach seiner stillen einsamen Gelehrtenkause.

3.

Wir sind im Zimmer Katharina's. Welch ein Gegensatz zu dem Zimmer des Gelehrten und den beiden Menschen, die noch eben in so belebter Unterhaltung mit einander gescherzt, — wie verschieden ist die Umgebung, die sie sich erwählt!

Blühende Blumen ringsum, schlummernde Vögel in Körben dazwischen, kleine Tische mit Spielsachen für große Kinder, Arabesken-verzehrte Teppiche, schwellende Fauteuils und ein kleines, zitterndes Windspiel, — inmitten aller die-

fer Dinge begab sich Katharina und löschte die helle Lampe und öffnete weit die Fensterflügel, um Mondenlicht und laue Nachtlust zu Gast zu bitten in ihr trauliches jungfräuliches Gemach.

Nach einer langen Pause begann sie ein leises Selbstgespräch: Er ist anders als unsre jungen Herren und es ist natürlich, daß er von uns und unserm langweiligen, überkünstelten Leben sich wegseht in eine ursprüngliche, reinere Natur. O könnte auch ich weg aus dieser abscheulichen Cultur! Und ihr Blick schweifte über die mondbeschienenen Kristallen, bronzenen und vergoldeten Nichtigkeiten, womit ihr kleines Zimmer überfüllt war und sie gestand sich lächelnd, daß ein guter Theil dieser „abscheulichen Cultur“ auch in ihrer Umgebung, wenn auch nicht in ihrer Seele zu finden sei.

Morgen werfe ich das Zeug all' hinaus, sagte sie dann — und Divans, Teppiche und Blumen sollen hinfort die einzige Zierde meines Zimmers sein, es ist einer reinen Menschennatur unwürdig, sich mit solchen Lappalien zu umgeben.

Sie schloß die Augen und träumte sich wachend zurück in das was sie ihr früheres Leben nannte.

Sie saß unter dem Palmbaum, das Haupt an seinen Stamm gelehnt, Dscherid, das weiße Roß, ruhte neben ihr im Sande. Plötzlich sprang es auf seine Füße und unruhig schnaubten seine Rüstern nach Süden hin.

Katharina schützte die Augen mit der Hand, doch sie gewahrte nichts, aber der Zelter wurde immer unruhiger und sie mußte die purpurnen Zügel fester an den Baum binden.

Endlich, endlich, erblickte auch sie etwas. Im weißen, wallenden Burnus, auf schwarzem Hengst, kam ein schlanker,

bärtiger Mann daher gesprengt, der schimmernde Säbel schlug mit die Weichen des Pferdes. — Wer war das? sie erwartete ja Niemand! Als er näher und näher kam und sie die dunkeln Augen blühen, die feinen Züge lächeln sah, bemerkte sie eine Ähnlichkeit — wie sonderbar — ein hindostanischer Professor!

! ihres kleinen Hundes schreckte sie das leise Gespräch zweier auf der Straße regte das kleine Thier so auf, daß es ihre Träume gestört, einen Augenblick mit dem sie sich noch eben Kühlung

zugewehrt.

Ein paar Tage waren verflossen und wir sehen sie wieder mit ihrem Bruder im Garten auf und ab wandeln. Alfred erzählte, daß er diesen Morgen eine interessante Bekanntschaft, die des Professor Schwandahl, gemacht und Katharina ver- setzte rasch: „die Bekanntschaft dieses Confusionärs?“

„Warum Confusionär?“

„Vor einigen Tagen machte auch ich seine Bekanntschaft bei dem Minister Stolmar. Er saß den halben Abend neben mir und erzählte mir von seiner projectirten Reise und schwärmte dafür und vertraute mir, daß mit dieser Reise ihm die Erfüllung seines einzigen Lebenswunsches zu Theil werde.“

„Nun, dabei ist doch nichts Confuses?“

„Nein, aber heute Morgen begegnet er mir auf der Straße, schon von weitem erkenne ich seine ungewöhnlich hohe Gestalt, seine dunklen Augen, er aber, — er erkennt mich nicht.“

„Das ist freilich ein großes Verbrechen,“ lachte Alfred.

Katharina aber sagte ärgerlich: „Es ist weiter nichts als die gewöhnliche Gelehrtenzerstreuung, aber immerhin das Beleidigendste was ich mir denken kann. Eine Dame, mit welcher man vor drei Tagen eine so lebhafteste Unterhaltung geführt, die man zum Wagen geführt, auf der Straße mit ungewissen Augen anzustieren und sie zuletzt zu grüßen, aber mit dem confusen Wesen eines Menschen, der nicht weiß, wen er vor sich hat und vergebens in seinem Gedächtniß wühlt, wie in einer verworrenen Zwirnschachtel nach einem fortlaufenden Faden!“

„Ein ächter Frauenvergleich,“ spottete Alfred.

„Für eine ächte Männerunart.“

„Verzeihe dem armen Professor. Du sagst selbst, daß er am Ziel seiner Wünsche stehe, wie kann er da noch für das gewöhnliche Zusammentreffen mit einem jungen Mädchen Sinn haben?“

„Gewöhnliches Zusammentreffen? Unser Zusammentreffen war nicht gewöhnlich! Im Gegentheil, ganz ungewöhnlich, und deshalb ist es eine doppelte Beleidigung für mich, daß er es vergißt, vergißt nachdem er mir eine Stunde lang aufs eifrigste den Hof gemacht!“

„Liebes Schwesterchen, wie viel Menschen hast Du schon nach einer Stunde vergessen, obgleich sie Dir drei Tage lang den Hof gemacht haben! Ich begreife nicht wie Du so unbillig sein kannst.“

Als sie schmollend schwieg, sagte ihr Bruder mit ernsterem Tone: „Was ist es, Katharina sage mir, was kränkt Dich

so bei der Vernachlässigung dieses Mannes? hätte endlich die Stunde meiner stolzen Schwester geschlagen?"

Katharina wurde bleich vor Zorn, ihre Lippen zitterten, nach einer Weile faßte sie sich aber und sagte mit ziemlich ruhiger Stimme: „Ich sehe, nur die volle Wahrheit kann mich bei Dir von einem schimpflichen Verdachte retten.“

„Schimpflichen Verdacht!“

„Ja schimpflich. In meinen Augen wenigstens. Nach meinem Begriff von Jungfrauenehre ist es schimpflich, einen Mann zu lieben der mich — nicht einmal kennt! Das Geständniß, das ich Dir machen will, wird mir übrigens nicht leicht, denn um mich von einer Schmach zu rechtfertigen, muß ich eine Thorheit eingestehn! Du weißt, Du sprachst in voriger Woche, grade ehe ich den Professor Schwandahl traf, mit mir davon, was mich wohl bewegen könne, einem Manne meine Freiheit hinzugeben. Du erinnerst Dich des Spottes, mit welchem Du mich überhäuftest, als ich eine Leidenschaft forderte und als Beweis dieser Leidenschaft ein Opfer verlangte — ein Opfer, nach dessen Größe ich die Liebe zu mir bemessen könne.“

Alfred lächelte, er hatte seine Schwester verstanden ehe sie noch gesprochen, aber Katharina fuhr fort, obgleich ihr dies Geständniß offenbar immer schwerer wurde, dennoch drängte es sie zu reden: „Als Schwandahl mir erzählte, daß durch seine Reise nach dem Orient der einzige Wunsch seiner Seele erfüllt sei, durchblitzte mich der Gedanke (bin ich nicht ehrlich Alfred, Dir das zu gestehen?): Wenn mir ein Mann ein solches Opfer brächte, die Erfüllung seines Lebenswunsches aufgäbe! nur

weil er mich kennen lernte, und hier bliebe um meinetwillen, das wäre eine Leidenschaft!

Durch diese Ideenverbindung wurde mir Schwandahl interessanter als andere Männer. Verstehe mich recht — nicht weil er mir gefiel, brachten ihn meine Gedanken in Beziehung zu mir selbst, sondern weil es ihm zufällig gegeben wäre, durch ein freiwilliges großes Opfer etwas zu beweisen, wozu Andern geradezu die Möglichkeit vielleicht fehlt. Außerdem ist er mir aber sehr gleichgültig, und daß ich es ihm auch bin, habe ich heute Morgen gesehen und jetzt — assez, assez! Bist Du mit Deinem neuen Pferde zufrieden, Alfred?"

Alfred gab ihr keine Antwort. Zu ihrem unaussprechlichen Ärger starrte er sie nur starr. Aber nicht spöttisch wie gewöhnlich, nein, mit intensivem Ernste weilte sein kluges Auge auf den Zügen seiner einzigen Schwester.

4.

Die Abreise des Prinzen Christian nahte heran. In den Gesellschaften sprach man von nichts Anderem und bedauerte sie allgemein, denn Prinz Christian hatte den Ruf eines schönen, lebenslustigen und geistvollen Prinzen. Die jungen Mädchen sagten: Wer wird jetzt noch Anlaß zu Bällen, Schlittenfahrten und Masterraden geben? Wer wird noch durch einen leichten Scherz die unaussprechliche Monotonie

unseres gesellschaftlichen Lebens aufrütteln — es war dem jugendlichen Theil dieser Cirkel zu Muthe als verlasse sie in dem Prinzen das bewegende Lebensprincip, der einzige Funke, der in der Asche der Gesellschaft schlummerte, der einzige fließende Blutstropfen in dem stagnirenden alten Hofkörper.

Katharina sah ihn gleichgültig ziehn, im Gegentheil, sie freute sich seiner Abreise. Die jungen Damen seiner Umgebung hatten sich ihm stets so dankbar für jede seiner Aufmerksamkeiten gezeigt, daß er keine einzige von ihnen auszeichnete, weil er überzeugt war, Alle seien in ihn verliebt und weil sein Herz sich sträubte, diesem allgemeinen guten Vernehmen durch eine einzelne Guldigung ein Ende zu machen. Katharina nun hatte er behandelt wie all die andern, das heißt, höflich, aber mit jener Süffisance, die für ein stolzes Gemüth beleidigender ist als Vernachlässigung; sie hatte ihn darauf ebenfalls höflich, aber auch mit derselben Süffisance behandelt, die sie allen jungen Männern ihrer Umgebung angedeihen ließ, weil sie eben so von ihnen wie der Prinz von den jungen Damen verwöhnt war. Das hatte beide auf ewig getrennt — Katharina wurde von dem Prinzen für eine hochmüthige Kokette, der Prinz von ihr für einen eitlen Gecken gehalten. Aber keines sprach diese Meinung aus, weil keine von beiden gesellschaftlichen Größen es wagen wollte, die andere offen anzugreifen. Sie mieden sich wo sie konnten, ohne daß es auffiel und Niemand als Alfred mit seinen scharfen Augen hatte den eigentlichen Stand der Dinge durchschaut.

Der Prinz wurde außer seiner persönlichen Bedienung nur von drei Personen begleitet, dem Professor, einem jungen

talentvollen Arzt, einem Freunde Alfreds, und einem sehr beschränkten Cavalier, denn der Prinz war viel zu eitel, um ohne Noth einen bedeutenden Menschen neben sich zu dulden; bei Schwandahl und dem Arzte sah er in ihrer bürgerlichen Geburt ein hinreichendes Gegengewicht für ihre geistige Bedeutung; aber einen interessanten jungen lievländischen Grafen mitzunehmen, der sich ihm zum Cavalier angeboten, dazu hatte ihn Niemand bewegen können.

Es war zwei Tage vor der Abreise, als Alfred seiner Schwester den jungen Arzt, der zu der Reise in der Stadt eingetroffen, Helfrich hieß er, zum Besuche für den Abend meldete. Es war sein ehemaliger Studiengenosse und ganz genauer Freund, und oft hatte er Katharinen, die ihn nie gesehen, von seinen Eigenthümlichkeiten erzählt, so daß sie auf seine persönliche Bekanntschaft gespannt war.

Alfred war gegangen ihn zu holen und Katharina erwartete ihres Bruders Zurückkunft. Es war schon spät, schon halb neun vorüber, endlich wurde die Klingel am Hause gezogen, endlich ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen, aber wie staunte sie als die Thüre geöffnet wurde und mit einer tiefen Verbeugung — Schwandahl eintrat.

Ihr Bruder, der mit dem Arzte folgte, stellte ihn seiner Mutter mit den Worten vor: „Ich fand Herrn Professor Schwandahl bei meinem Freund Helfrich, und er war so gültig, meiner Einladung hierher zu folgen.“

Katharina's Mutter, eine schöne sanfte Frau, sagte den beiden Fremden einige gleich freundliche Worte, Katharina aber nahm von Schwandahl kaum Notiz und überhäufte Helfrich mit Artigkeit. Schwandahl bemerkte es wohl, war aber

durchaus nicht empfindlich, im Gegentheil, je auffallender Katharina ihn übersah, desto triumphirender wurde der Ausdruck seines Gesichtes. Alfred saß beobachtend da und sprach gegen seine gewöhnliche Weise äußerst wenig. Die Kosten der Unterhaltung wurden beinahe ausschließlich von Doctor Helfrich bestritten.

Das Äußere des jungen Arztes war so auffallend, daß es wohl die Erwähnung verdient. Er war klein, mager und sehr häßlich. Rothe Haare, schlechte Zähne und eine nachlässige gebückte Haltung — kurz es fehlte nichts um seine Erscheinung unschön zu machen, und dennoch zog er durch den geistigen Ausdruck seiner blaßblauen Augen an — es war, als könne er damit in der Seele eines jeden Menschen lesen. Sein Mangel — an Schönheit war heute aber besonders auffallend zwischen Alfreds und Schwandahls edel geformten classischen Köpfen — doch wie gesagt, Katharina hatte nur Augen für ihn.

Er war vor mehreren Jahren in Griechenland gewesen, „zu jener Zeit,“ sagte er lachend, „als das bairische Bier durch seinen classischen König auf classischen Boden verpflanzt wurde — Malvaster aus Hopfen und ein hellenischer König — aus einem bairischen Prinzen, sie sind beide nicht gelungen — ich aber als orientalischer Tourist eben so wenig, denn schon in den ersten Tagen wurde ich in Athen krank und verließ es dicht eingepackt und elend nach einem halben Jahre, ohne die Akropolis gesehen zu haben.“

Katharina lachte. „Und dennoch wollen Sie nach dieser verunglückten Heldenfahrt eine zweite noch tiefer in den Sündenwagen?“

„D,“ sagte Helfrich verächtlich, „jetzt thut es mir nichts — das Klima schadet mir jetzt nicht mehr.“

„Aber vielleicht bekommen Sie eine andere Krankheit?“

„Auch nicht; als mir durch meine schlechte Gesundheit meine Lebenspläne so durchkreuzt worden waren, studirte ich Medicin und habe es jetzt so weit gebracht, daß ich nicht mehr krank werde. Das ist das Erste im Leben.“

Schwandahl's Mund zuckte spöttisch und er frug: „darf man wissen, was Sie früher zum Studium erwählt?“

„Eigentlich Alotria — Alotria zum Brotstudium, nämlich Sprachen, die orientalischen Sprachen.“

„Schwandahl biß sich auf die Lippen. Hatte Helfrich vergessen, daß das Schwandahl's Fach war oder wollte er ihn absichtlich verletzen?“

Katharina wandte sich jetzt zu dem Professor hin und sagte freundlicher: „Kennen Sie das auch Alotria?“

„Gewiß,“ entgegnete er scharf. Der Herr Doctor hat vollkommen recht; ist nicht alles Alotria außer seiner Wissenschaft? Kann der beste Jurist, der tüchtigste Forstmann, der geistreichste Mathematiker, von den unnützen Philologen und Archäologen rede ich gar nicht, auch nur einen kranken Hund gesund machen? Und gesund sein ist doch das Erste im Leben, wie der Herr Doctor ganz richtig bemerkt.“

Schwandahl's Absicht mislang, Helfrich war nicht getroffen, er lachte nur und sagte kopfnickend:

„Ja, ja, so ist es. Sie brauchen freilich nicht Medicin zu studiren. Für den Fall, wo Sie einen Doctor brauchen, kann ein Andern sich das Gedächtniß mit Salben und Latwergen und Mixturen voll pflöpfen, während Ihr Geist sich

mit Siwa auf grüner Flur ergeht. Ich aber brauche einen Doctor ganz allein für mich, und da ich nicht reich genug bin mir einen Leibarzt zu halten, muß ich es selbst sein, und kann ihn nur nebenbei momentan an Andre ablassen.“

„Wird Prinz Christian mit dieser momentanen Nebenbeiablassung zufrieden sein?“ frug Schwandahl.

„Ein Prinz ist mit allem zufrieden, was er nicht versteht und was ihn nicht in seinem Vergnügen stört, und das weiß ich mir zu merken — in weiser Resignation, wenn sein unnützes Prinzenleben davon zu Grunde gehen sollte! Übrigens wird er gewiß auf der ganzen Reise meiner nicht bedürfen.“

„Auch ich werde Sie nicht übermäßig bemüh'n,“ sagte Schwandahl mit eifriger Höflichkeit; Helfrich aber zuckte die Achseln so impertinent, indem er sagte: das Klima kann man nicht aus Büchern kennen lernen, daß Katharina dunkelroth wurde und Alfred kaum das Lachen unterdrücken konnte.

Als die Rede wieder auf den Orient kam, suchte Schwandahl mehrere Male Helfrich's Kenntnissen auf den Grund zu kommen, er mißtraute seinem prahlerischen Wesen. Aber der Doctor bestand glorreich diese Proben und überhaupt verrieth er in seiner Unterhaltung, und wohl nicht ohne Absicht, die vielseitigste Bildung, die mannigfachsten Kenntnisse. Als aber Schwandahl zu ihm sagte: „Sie scheinen sehr viel studirt zu haben,“ entgegnete er mit seiner gewöhnlichen Unverschämtheit:

„Ich habe meine Zeit benützt. Ich weiß viel und werde bald noch mehr wissen. Nur an Einem verzweifle ich und wird all mein Studium zu Schanden,“ setzte er plötzlich laut lachend hinzu.

„Und was ist das einzig Eine, was Ihrer Weisheit widersteht?“

„Der Charakter der Frauen!“

Katharina lachte laut auf, dann sagte sie: „Wir sind Ihnen unverständlich, weil Sie uns als Ganzes betrachten, weil Sie in doctrinairer männlicher Einschachtelungswuth uns alle in eine Rubrik stopfen wollen, während wir gar nicht einzutheilen sind. So viel Frauen es giebt, so viel verschiedene Arten. Jede ist anders.“

Helfrich beugte das Haupt, als nehme er dankbar diese Belehrung an, dann sagte er: „Wir Männer werden zu dieser Charakter-Rubrikenliebhaberei destomehr verleitet, weil wir selbst nur drei Gattungen ausmachen!“

„Wie heißen diese drei Gattungen?“

„Selbstanbeter, Feueranbeter und Gözenanbeter.“

„Und zu welcher Gattung gehöre ich?“ frug Alfred.

„Zu den Selbstanbetern.“

„Und ich?“ frug Schwandahl.

„Feueranbeter. Das sind alle Gelehrte, alle Künstler, kurz alle diejenigen die für die Idee wirken, hingegen Gözendienner all diejenigen, die für den Besitz eines materiellen Guts kämpfen. Die Advocaten, die Kaufleute, in Masse die Beamten, und zu denen gehöre ich selbst; wir haben also hier von allen drei Gattungen eine Species.“

„Ich glaube, Sie selbst gehören zu allen drei,“ sagte Katharina.

Helfrich schüttelte den Kopf. „Ich lege zu viel Werth auf Geld, um Feueranbeter sein zu können und zu wenig auf meine Person, um Selbstanbeter sein zu können. Ich würde

mich so über alle Begriffe unausstehlich, daß ich gar nicht begreifen kann, wie irgend Jemand mit mir umgehen mag.“

„Ist das Ihr Ernst?“ frug Katharina lachend.

„O mein gnädiges Fräulein, so weit geht die Mißachtung meiner selbst noch nicht, daß ich einen Scherz über meine eigne Person machte!“

„Dann bewundere ich die naive Ruhe, mit der Sie Ihr „unausstehliches Selbst“ der Welt darbringen.“

„Was mich zuweilen kräftigt, ist das Gefühl, daß diese Welt mit wenigen Ausnahmen noch unausstehlicher ist als ich.“

„Das ist eine leichte Art, sich selbst liebenswürdig zu finden,“ versetzte der Professor.

„Ich finde mich nicht liebenswürdig,“ entgegnete Helfrich, indem er das erste Wort übermäßig betonte.

„Wer findet sich denn selbst liebenswürdig?“ frug Katharina schnell, weil sie bemerkte, daß Schwandahl die Röthe ins Gesicht stieg.

„Ich wüßte Niemand, mein Fräulein,“ sagte nun Helfrich leicht hin. „Ich mache überhaupt nie Anspielungen — es giebt nichts was ich mehr verachte. Wer nicht den Muth hat seinen Spott gradezu auszusprechen, muß wenigstens so viel Selbstbeherrschung haben, sich die Hinterthüre der Anspielungen zu verschließen — das ist etwas, was ich nur einer Frau gestatte.“

„Großmüthiger Mann,“ spottete Katharina, Schwandahl aber nahm ein Buch, das auf dem Tisch lag und blätterte darin, und auf seinem feinen ausdrucksvollen Gesichte spiegelte sich nicht Hohn, nicht Spott, aber ein tiefer Widerwille,

der dem beobachtenden Alfred nicht entging. Auch Katharina sah das und um diese Stimmung in der Gesellschaft auszulöschen, ging sie an ihr Clavier und zündete ein paar Kerzen an.

„Singen Sie?“ frug der Doctor.

„Soll das heißen, ob ich überhaupt singe oder jetzt singen will?“

„Nehmen Sie es auf beiderlei Art. und beantworten Sie mir es gnädigst mit einem lauten vernehmlichen Ja!“

„Ich kann mir nicht denken, daß Sie Musik lieben,“ sagte Katharina gleichgültig, indem sie ihr Notenbuch auflegte.

„Ich erscheine Ihnen als eine unharmonische Natur, während der Herr Professor den Eindruck macht, als — mache Musik Eindruck auf ihn.“ —

Katharina wurde dunkelroth. Die impertinente Äußerung Helfrichs, deren Sinn, daß sie Schwandahl gewinnen wolle, sie recht gut verstand, überschritt für sie doch das Maaß dessen was sie übersehen wollte und konnte. Helfrich war auch beinahe erschrocken als die Äußerung heraus war, aber er hatte sich heute Abend in das schöne Mädchen verliebt, und in seiner launigen Weise hatte er sogleich eine heftige Eifersucht gegen den Professor gefaßt, weniger weil er ihn von Katharina ausgezeichnet fand, als weil er ein schöner Mann war und ein gewisser Instinkt ihm sagte, daß diese melancholische Natur seine giftige Schlangennatur bei jeder Frau ausstechen mußte.

Als Alfred sah, daß seine Schwester im Begriffe stand, seinem vorlauten Freunde die verdiente Zurechtweisung zu er-

theilen, gab er ihr einen Wink es zu unterlassen und sagte rasch: „Singe Katharina, ich bitte Dich, und überlasse mir die Sorge Helfrich den Kopf zu waschen.“

Der Doctor lachte, Katharina aber setzte sich an den Flügel und, erregt wie sie war, sang sie mit ihrer schönen Stimme ein spanisches Volkslied.

Es giebt Stimmen, die man nur mit dem Rauschen des Meeres, mit den Tönen der Volscharfe, mit dem Gesang der Nachtigall vergleichen kann, kurz nur mit jener Musik, die unmittelbar aus der Brust der Natur entquillt, nicht aber mit irgend etwas, das der Kunst sein Dasein verdankt.

Katharina's Stimme gehörte zu diesen Zauberinstrumenten; der Zauber, den man abwechselnd Metall, Schmelz oder Klang der Stimme nennt, war bei ihr unaussprechlich stark. Menschen von reizbarem Gefühl konnten sie nicht singen hören ohne tiefe Erschütterung, und ihr selbst kamen die Thränen ins Auge bei ihren schwellenden Tönen, bei ihren ersterbenden Lauten. Oft wenn sie aufstand, zitterten ihre Hände und ihre Brust wogte.

Als sie geendigt hatte, sagte Schwandahl leise: „Sie könnten mit Ihrem Gesange einen Menschen zum Mondsuchtigen machen.“

Helfrich aber schwieg, seine Wangen waren bleich und seine durchsichtige Hand, die ausah als ob sie einer kränklichen Frau gehöre, schützte die Augen vor dem Licht, oder eigentlich vor den Augen der Übrigen, denn Alfred bemerkte, wie die Lippen seines Freundes leise zuckten — seine reizbare nervöse Natur war diesen Sirenentönen erlegen. Katharina, die nichts ahnte, trat an den Tisch zurück, Niemand sprach,

ihre Mutter reichte ihr mit einem dankbaren Blick die Hand.

Endlich sagte Alfred: „Warum sind nur die meisten Volkslieder so melancholisch?“

„Weil alles Schöne melancholisch ist,“ antwortete Schwandahl, „und sie eben nur deshalb, weil sie schön und also melancholisch sind, zu Volksliedern geworden sind.“

Helfrich nahm die Hand von den Augen und das Blut schoß ihm wieder etwas in die Wangen, als er mit seinem leisen, doch nicht unangenehmen Organe versetzte: „Ich behaupte das Gegentheil. Alles Schöne ist heiter, Melancholie ist immer eine Krankheit, und wenn mir sie jemand als Schönheit preist, so macht mir das grade denselben Eindruck, wie wenn Jemand mir von „interessanter Blässe“ redet.“

Der Professor erwiederte eine Weile nichts, dann sagte er scharf: „Das sind Geschmacksachen. Ich liebe melancholische Weisen und gesunde Menschen, andre lieben einen Walzer und ein paar blasse Wangen, noch andre aber,“ sagte er kurz, „lieben gar nichts als — Widersprüche und Widerspruch.“

„Und das bin ich,“ versetzte Helfrich, indem er sich lang und behaglich in seinem Sessel streckte — „das bin ich. Der Widerspruch, der Tadel, das, was man in Süddeutschland Nergeln und in Berlin Kritik nennt, ist die eigentliche Würze des Lebens! Habe ich nicht recht?“ frug er Katharina, die ihm lachend zunickte, und dann sich in ein langes Gespräch mit Schwandahl verwickelte, während Helfrich ihrer Mutter von einer Somnambüle erzählte, die er auf höchst merkwürdige Art curirt habe. Er sprach mit erhobner Stimme, weil er

gerne Katharina's Aufmerksamkeit gewinnen wollte, aber es half ihm nichts, und er mußte sich mit der einen Zuhörerin begnügen, denn Alfred hatte sich an's Clavier gesetzt und phantasirte über die Melodie:

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein!

5.

In einem kleinen, ganz mit rothem Damast bekleideten Cabinet saß in einen dunkelblau seidnen Kasten gehüllt, die griechische Mütze auf dem Kopf, eine Cigarre im Munde, ein bleicher schlanker junger Mann. Er war nicht schön, denn alles worauf die Schönheit ihren Thron hätte aufschlagen können, überschritt bei ihm das richtige Maas. Sein Gesicht war zu lang, seine Augen zu groß, seine Nase zu sehr gebogen, sein Mund zu klein, und seine ganze Figur zu schlank und zu groß. Es war bei ihm wie bei vielen Sprößlingen uralter Fürstenfamilien, die sich von jeder Mesalliance rein erhalten haben; die ursprünglich edle aristokratische Schönheit war nach und nach bei ihren Abkömmlingen mehr oder minder zur Caricatur geworden.

Prinz Christian war aber dennoch immer „eine anziehende Persönlichkeit, eine gewinnende Erscheinung,“ ob auch für

Jene, die nicht mit seinem Rang und seiner Geburt bekannt waren, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Der Doctor Helfrich wurde durch den Kammerdiener gemeldet. Wer ihn gestern Abend nur gesehn, würde ihn kaum heute Morgen wieder erkannt haben, so sehr war er verändert. Aber nicht nur der broncefarbige Phantasierock war mit einem schwarzen Frack, die blaue Binde mit einer steifen weißen Cravatte vertauscht, selbst das Haar war gekürzt und der nachlässig gebeugte Körper hatte eine militairische Haltung bekommen.

Er blieb an der Thüre stehn und verbeugte sich tief, so tief, daß es dem Prinzen selbst auffiel, der aufstehend ihm freundlich entgegenging mit den Worten: „Es ist lange, daß wir uns nicht gesehen haben, Helfrich, seit Bonn, wo ich nichts und Sie so viel gelernt haben, wie man mir versichert. Nehmen Sie Platz.“

Helfrich that es mit einer gewissen Feierlichkeit, über welche sich Alfred, hätte er ihn gesehn, halb todt gelacht hätte, dann sagte er in gemessenem Tone: „Hoheit scherzen, denn was ich gelernt habe, ist nichts gegen das, was Hoheit wissen. Ob Sie es nun gelernt, errathen, oder mit auf die Welt gebracht, ist ziemlich einerlei und mein einseitiges Studium kann nicht in Vergleich kommen mit dem reichen Schätze von Lebensflugheit und Erfahrung, die Sie spielend erlangen.“

Der Prinz lächelte geschmeichelt bei diesem plumpen Complimente, denn es war wirklich sein höchster Stolz, für ein Universalgenie zu gelten.

„Wissen Sie, Helfrich, daß ich mich Ihrer sogleich erin-

nete, als ich Ihren Namen unter den Bewerbern für die ärztliche Stelle fand und deshalb auch ohne Weiteres allen andern vorzog?"

Helfrich verbeugte sich stillschweigend.

„Ich bin in der Erinnerung Ihrer heitern Studententreiche so schnell auf Ihren Antrag eingegangen, daß ich nichts abgewartet als das Zeugniß des Kanzlers, der Sie einen „überaus tüchtigen Arzt“ nennt, und habe ganz vergessen zu fragen, welchem System Sie folgen. Sie sind doch nicht Homöopath?"

Helfrich verneinte durch eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin überhaupt gegen alle strenge Befolgung von Systemen.“

„Wie jeder weise Mann,“ schaltete Helfrich ein.

„Es kann nie Jedes für Jeden taugen, eben so sicher wie Jedes für Einzelne das Beste ist. So wie die Ägyptier, die Babylonier und überhaupt viele Alten ihre Kranken an den Weg setzten, damit sie von Vorübergehenden berathen würden, eben so sollten die heutigen Ärzte die verschiedenen Methoden als Vorübergehende betrachten und Dem anhören, der das Beste für den speziellen Fall rath. Welche bestimmte Methode für einen gewissen Kranken nun die beste ist, das ist Sache des Arztes und darin allein kann er sein Judicium zeigen. Aber darüber bin ich klar, daß jede Natur nur nach einem System behandelt werden darf, wie z. B. der Mensch, der einmal mit kalt Wasser geheilt worden, nie mehr zu einem andern Mittel seine Zuflucht nehmen soll — befolgten nur alle in seinem ganzen Umfange das von Hippocrates aufgestellte Princip des empirischen Rationalismus!“

Helfrich schloß die Augen, weil er selbst diesen nicht traute — er fürchtete, daß gegen seinen Willen ein Strahl des Spottes, der sein Inneres bei diesem Gallimathias erfüllte, daraus entweichen möchte. Als aber der Prinz schwieg und offenbar eine Äußerung von ihm erwartete, frug er langsam:

„Und mit welchem System haben sich denn Eure Hoheit für Ihre eigne Person unauflöslich vermählt?“

Der Prinz zauderte einen Augenblick ehe er antwortete, indem er etwas misstrauisch nach dem Doctor blickte; aber ganz beruhigt versetzte er nach einer Weile: „Diese Vermählung sollen eben Sie vollziehen, Sie sollen durch tägliche Beobachtung entdecken, was mir am heilsamsten ist — ich habe selbst bisher noch keine Zeit gehabt auf meinen Körper zu achten — ich hatte was Besseres zu thun.“

Die ächt aristokratische Unbefangenheit, mit welcher Prinz Christian dem Doctor auftrag etwas zu thun, woran ihn „Besseres verhindert,“ trieb diesem das Blut ins Gesicht, er war noch nicht genug Hofmann, um so etwas ganz natürlich, ja wie der Prinz selbst gewiß es meinte, ehrenvoll zu finden. Aber er faßte sich und sagte: „die beste Cur ist eine einfache Diät.“

„Einfach? Ja wohl, Einfachheit in Allem. Sie glauben nicht, lieber Doctor, wie ich das Einfache liebe, nur dabei läßt Geschmack sich bethätigen. Jeder Luxus ist eine Krankheit.“

Helfrich konnte sich doch nicht enthalten zu sagen: „Es kommt darauf an, was man unter Luxus versteht.“

„Was glauben Sie denn, daß ich darunter verstehe?“ frug lächelnd der Prinz.

„Sie treiben schon einen Luxus, der zu den größten gehört, den Luxus einer vielseitigen Bildung.“

„Und begehen Sie nicht denselben Fehler, lieber Doctor?“

Helfrich zuckte die Achseln. „Leider, mein Fürst! Wenn jeder Doctor nichts verstände als Medicin, jeder Rechtsgelehrte nichts als Jurisprudenz, jeder Arbeiter nur sein Handwerk: welche bewundernswürdige Ordnung würde dann in der Welt herrschen! Man überließe dann einzig den Diplomaten die Politik, den Ministern das Regieren — eine Revolution wäre unmöglich!“

Prinz Christian sah Helfrich von neuem mißtrauisch an, als dieser ihm aber voll in die Augen blickte, unterdrückte er seinen Verdacht und sagte lächelnd: „und welches Metier sollen dann die regierenden Fürsten ausschließlich üben?“

„Die Kritik alles dessen, was vorgeht. Sie sehen, Hoheit, ich halte mich auf streng loyalem Boden. Der König ist der Einzige, der das Recht hat, die Maßregeln seiner Beamten und seiner Unterthanen zu tadeln, also übe er es allein.“

Der Prinz lachte laut auf. „Sie sind royalistischer als der König! Eine göttliche Idee, die einzige Opposition der regierende Fürst!“

„Ist das nicht das Ideal eines absoluten Staates?“ frug Helfrich unverschämt naiv.

Ehe ihm der Prinz antworten konnte, trat der Kammerdiener ein und meldete Professor Schwandahl.

Als Schwandahl den Doctor erblickte, flog eine Wolke über sein Gesicht. Der Prinz empfing ihn mit den Worten:

„Wußten Sie schon, lieber Professor, daß Doctor Helfrich ultra = conservativ ist?“

„Nein, Hoheit,“ sagte Schwandahl kalt. „Ein Büchermann weiß ohnedem nicht viel von der Meinung lebendiger Menschen.“

„Sie haben sehr recht, lieber Professor; diese Meinung ist auch heut zu Tage etwas sehr wechselndes und wenn Doctor Helfrich eine historische Person geworden ist, hat er vielleicht ein ganz anderes Glaubensbekenntniß.“

„Die Reise, die Eure Hoheit mir bis China auszudehnen halb und halb versprochen, kann meine conservativen Grundsätze nur befestigen.“

Als Helfrich diese Phrase entschlüpft, war er erschrocken, er fürchtete, sie sei zu stark und der Prinz und Schwandahl würden die Ironie daraus merken, was ihm durchaus unerwünscht gewesen wäre; aber er hätte ruhig sein können, wenn er bedacht, daß seine beiden Zuhörer ein Prinz und ein Gelehrter waren und also mit geringer Menschenkenntniß begabt. Schwandahl war nur mißtrauisch bei historischen Thatsachen, und seine frische Seele hatte in ihrer steten ernstern Beschäftigung keine Muße gefunden, für Ironie oder Spott ein Verständniß zu erlangen.

Er warf auf Helfrich einen unaussprechlich verachtenden Blick. Dieser Mann, der gestern noch so freisinnig sich geäußert, war heute im Cabinet des Prinzen so ganz anders!

„Wissen Sie, meine Herren,“ sagte Prinz Christian heiter, „daß wir schon übermorgen abgehen werden?“

Helfrich war unangenehm von dieser Ankündigung einer so schnellen Abreise berührt, aber er sagte nichts, und verbeugte sich nur, Schwandahl hingegen kämpfte offenbar mit einem großen Entschluß, der plötzlich in folgende Worte ausbrach: „Halten zu Gnaden, Hoheit, übermorgen kann ich noch nicht mitgehn.“

Offenbar beleidigt fuhr der Prinz auf. „Sie können nicht, nachdem Sie seit zwei Monaten sich haben vorbereiten können? Was soll das heißen?“

Schwandahl war etwas blaß als er antwortete: „Ich bitte einstweilen nur um einen Aufschub für mich — Familienangelegenheiten — meiner Mutter Gesundheit — erlauben mir nicht jetzt zu gehn.“

„Wann wollen Sie mir denn nachfolgen?“ frug verdrießlich der Prinz.

„Nachfolgen?“ das hatte Schwandahl nicht erwartet. Er hoffte, daß der Prinz von seiner Weigerung so beleidigt sein werde, daß er ihn auf der Stelle freigebe.

„Nun so antworten Sie doch, Herr Professor, wann wollen Sie mir nachfolgen, ich bleibe vier Wochen in Benedig?“

„Ich werde mir erlauben, Hoheit zu benachrichtigen, sobald ich die Stadt verlassen kann. Doctor Helfrich kann so lange auch meine Stelle vollkommen bei Eurer Hoheit ausfüllen. Er ist Orientalist, Botaniker, Physiker, Chemiker und noch mehr, wozu ich gar kein Talent habe.“

Der Prinz begann zu merken, woran ihn anfangs seine souveräne Eitelkeit verhindert, daß nämlich Schwandahl die Lust zur Reise mit ihm verloren habe, und sagte eiskalt:

„Vortrefflich, Herr Professor, geniren Sie sich also durchaus nicht, Doctor Helfrich wird Sie vollkommen ersetzen können, auch wenn Sie gar nicht sollten Ruhe finden, mir später zu folgen.“

„Ich danke Hoheit unterthänigst für die mir so gnädig gewährte Freiheit,“ sagte Schwandahl mit einer tiefen Beugung, und den leichten Gruß des Prinzen mehrmals ehrerbietigst erwiedernd zog er sich zurück.

Der Prinz sprach, als er draußen war, kein Wort von ihm mit Helfrich, war aber sichtbar verstimmt und verabschiedete für heute auch bald seinen neuen Leibarzt.

Helfrich hatte seine Beurlaubung kaum erwarten können. Mit einer Eile, die selbst für die Livreebedienten des Prinzen etwas Auffallendes hatte, stürmte er die Treppen hinab und wäre beinahe gestürzt, indem sein Fuß im raschen Lauf in den über die Marmorstufen gespannten Teppichen sich fing. Er suchte Alfred in seiner Wohnung auf und als er ihn da nicht fand, stürmte er auf das Regierungsgebäude, wo sein Freund grade arbeitete. Wie war Alfred erstaunt, den bequemen Freund so erhitzt und athemlos zu sehen und wie staunte er noch mehr als er die Ursache dieser Eile erfuhr!

Was Helfrich ihm alles mittheilte, werden wir später erfahren, für jetzt genügt uns zu wissen, daß er von ihm verlangte, er solle in seinen Angelegenheiten augenblicklich zu Professor Schwandahl gehn, was Jener auch besonders bereitwillig that. Diesmal war der kluge Doctor mit aller seiner Menschenkenntniß aber dennoch der Betrogene — er hätte für diese Angelegenheit keinen schlimmern Unterhändler wählen können als Alfred Leythen.

Am Abend desselben Tages war wieder eine kleine Gesellschaft bei Katharinens Mutter versammelt und Helfrich und Schwandahl waren zugegen. Einige Gäste verwunderten sich über die Feierlichkeit, womit die beiden künftigen Reisegefährten sich begrüßten und die Hand schüttelten. Niemand außer Alfred ahnte etwas von Schwandahls Zurücktreten. Daß er kurz abbrach, wenn man mit ihm von seiner Reise sprach, fiel Niemand auf, wohl aber die besondere Aufmerksamkeit, welche Katharina für ihn an den Tag legte. Wir können es nicht über das Herz bringen, unsern Lesern die nöthigen Aufklärungen über die Ursache dieses zuvorkommenden Benehmens zu verschweigen.

Alfred war am Nachmittage zu ihr gekommen und hatte ihr erzählt, daß er bei einem Morgenbesuche bei dem Professor die Entdeckung gemacht habe, daß dieser sterblich in sie verliebt sei. Er hat mich ja vorgestern nicht erkannt, hatte sie darauf erwiedert, Alfred aber hatte ihr versichert, mit diesem Nichtkennen habe es eine ganz eigne Bewandniß und sie würde sich ihres Unrechts gegen Schwandahl, der Unfreundlichkeit mit der sie ihn Anfangs am gestrigen Abend behandelt, schämen, wenn sie wisse, welche Ungerechtigkeit sie begangen. Als seine Schwester in ihn drang, sich deutlicher zu erklären, schützte er sein gegebenes Wort zu schweigen vor; es war weiter nichts aus ihm heraus zu bringen.

Als nun Schwandahl blaß und verdrießlich aussehend am Abend bei ihr eintrat, bemühte sie sich förmlich, die Wolken auf seiner Stirn zu zerstreuen, in ihrem ganzen Leben war sie einem Manne nicht auf diese Weise entgegen gekommen. Es

gelang auch dem schönen, anmuthigen Mädchen bald die düstern Blicke des jungen Professors anzuhellen.

Helfrich hielt sich an diesem Abend ferne von ihr und dem Professor. Er schien Schwandahls abgelegte düstre Laune anzunehmen, je weiter der Abend vorrückte und Alfred konnte nicht ohne eine gewisse Schadenfreude den sonst so übermüthigen, spottenden, satyrisirenden Freund an seinen Nägeln kauend in einer Ecke sitzen sehen.

Katharina sang auch heute wieder. Schwandahl stand neben ihr und wendete die Blätter um.

Als sie geendigt, frug sie: „Und musikalisch sind Sie auch?“

„Keine Note,“ lachte er heiter, „ich konnte mich nur bei dem Umwenden der Blätter nach dem Text des Gesanges richten.“

„Da werden Ihnen Noten zu lernen wohl eben so schwer werden, wie mir Sanskrit.“

„Es käme auf einen Versuch an, ich erbiere mich zum Lehrer bei Ihnen, wobei ich gewiß eher mit Ihnen concurriren kann, denn als Schüler.“

„Welche Phrasen sind das! Sie bieten mir an, mich Sanskrit zu lehren, währenddem Sie wissen, daß Sie übermorgen nach Japan oder China gehen!“

„Wer weiß,“ sagte Schwandahl, und sah ihr mit einem ganz besondern Ausdruck in die Augen.

Katharina wurde dunkelroth, ihr Herz klopfte hörbar. Sollte es möglich sein? Hatte ihr Bruder wirklich recht? War er in sie verliebt? verliebt bis zu dem Grade, um ihretwillen diese ersehnte Reise aufzugeben?

Sie hatte ganz und gar alle Fassung verloren. Diese beiden Wörtchen „wer weiß“ hatten ihr ganzes Innere durch einander geworfen. Sie wagte nicht mehr ihn anzublicken, und sah deshalb nicht sein freudiges Erstaunen bei ihrer Gemüthsbewegung. Trotz seines Mangels an Menschenkenntniß war ihm dies nicht entgangen.

Katharina sang und spielte als schon alle Gäste sich entfernt hatten. Sie improvisirte dazu die Worte und die Melodie — ein süßes Lied aber, das sie erst heute gelernt, sang sie nicht, nur den Refrain dieses Liedes sprach sie leise aus, als sie ihr Licht gelöscht, er hieß: Wer weiß!

6.

Es gab eigentlich keine zwei verschiednern Naturen als Schwandahl und Katharina. Sie hatte bei einer Existenz, die sich fortwährend in der Gesellschaft, auf Reisen und in der großen Welt bewegte, dennoch nur rein innerliche Phantasieinteressen gehabt. Sie hatte geträumt, Romane combinirt, worin sie selbst mitspielte, sich mit dem Schicksal ihrer Freunde beschäftigt, aber Grübeleien über Dinge der Gefühle und der Empfindungen waren ihr das Liebste gewesen.

An so etwas hatte Schwandahl nie gedacht. Obgleich mit viel poetischem und Schönheits-Gefühl begabt, hatte

dennoch bisher das Historische und Positive eigentlich allein einen wirklichen Werth für ihn gehabt.

Auf sich selbst, seine Neigungen, seine Sympathien hatte er nie geachtet. Er wußte weniger von sich selbst als seine entferntesten Bekannten. Hatte ihn eine Persönlichkeit angezogen, so hatte er sich unbewußt diesem Gange hingeeben, der aber bisher nie so mächtig bei ihm gewesen war, daß er irgend einen Menschen eigentlich aufgesucht hatte, wenn es nicht um einer Belehrung willen geschah.

Seine Mutter war die einzige Person, zu der er sich täglich ohne einen bestimmten Zweck begab. Das geschah nicht aus Pflicht, sondern weil sie ihn darum ausdrücklich bat, und er erfüllte diese Bitte gerne, denn er fühlte sich am wohlsten bei ihr. Wenn sie mit ihm von seiner künftigen Frau sprach, hatte er einfach ihren Reden mit den Worten ein Ende gemacht: Findest Du eine, die Dir gleich ist, so werbe sie mir, aber dann immer hinzugesetzt: doch das hat noch lange Zeit. Da er aber täglich seine Abende bei seiner Mutter zubrachte, und diese einen Kreis von gebildeten Frauen um sich zu versammeln pflegte, so hatte er eine anmuthige und ungezwungene Art mit Frauen umzugehen von seiner Kindheit in sein ernstes Gelehrtenleben mit herübergenommen. Das hatte auch seine Mutter wohl vorgesehen und deshalb oft zu ihm gesagt: Bei Euch sieht man recht die Wahrheit des französischen Sprichworts: *Les extrêmes se touchent*, denn die höchste Blüthe der Civilisation ist doch die Gelehrsamkeit und es giebt Niemand, der einem Wilden näher kömmt, als ein ächter Gelehrter. Davor, daß er nicht verwildere, suchte sie ihn nun zu bewahren. Nie duldete sie, daß er am Abend ein

wissenschaftliches Buch zur Hand nahm. Um ihn der geselligen Form zu erhalten, um ihn zu zwingen, täglich mehrermale auszugehen, hatte sie auch, als er von der Universität zurück kam, ihn eine besondere Wohnung beziehen lassen.

„Einer Hausfrau bedarf er nicht,“ sagte sie lächelnd zu ihren Freunden, die sich ob dieser Einrichtung verwunderten, „er ist häuslich genug, er bedarf einer Gesellschafterin und zwar einer solchen, die ihn wieder der Gesellschaft zuführt — seine Frau würde die entgegengesetzte Aufgabe andrer Frauen haben: statt ihn an's Haus zu fesseln, müßte sie ihn daraus hervorlocken oder doch in sein eignes Haus ein Stück der Außenwelt durch Geselligkeit und heitern Umgang verpflanzen. Es war Schade, daß sie Katharina nicht kannte, dadurch, daß sie nur bei sich empfing und nie ausging, war sie mit dem lebhaften jungen Mädchen zusammengetroffen, und bedauerte es doppelt, als ihr Sohn ihr von deren Bekanntschaft erzählte und sie ihr mit einer Lebhaftigkeit schilderte, wie er es bisher nie von einem weiblichen Wesen gethan. Das geschah an demselben Morgen, an welchem er seiner Mutter mittheilte, daß er die Reise mit dem Prinzen aufgegeben habe. Es war am Tage, nachdem er bei diesem gewesen, und den Abend bei Katharinens Mutter zugebracht hatte.

„So glücklich mich Dein Hierbleiben macht, Arthur,“ sagte seine Mutter sehr erfreut, „so möchte ich doch wissen, um welcher Ursache willen mein Sohn dem liebsten Wunsche seines jungen Lebens entsagt?“

„Wenn ich Dir nun sagte, Mutter, ich sei um Deinetwillen hier geblieben?“

„So würde ich das nicht glauben, mein theurer Arthur!“

Schwandahl schwieg und lächelte. Dann sagte er kurz aber freundlich: „Frage nicht weiter, Mutter, denn ich schäme mich, Dir die Ursache meines veränderten Entschlusses mitzutheilen, ich fühle selbst, daß es eine Schwäche von mir war — eine Schwäche, ob welcher mich gewiß Dein Spott nicht verschonen würde.“

Und als Arthur ihr darauf von Katharina erzählte, fragte seine Mutter nicht mehr, und bedauerte nur im Stillen, daß ihr Sohn das eine Schwäche nenne, was sie für das beste Gefühl des menschlichen Herzens erkannte.

Hatte bei des Professors Mutter die Kunde von seinem veränderten Entschlusse solchen Staunen und solche Auslegungen erweckt, was fühlte erst Katharina, als ihr Bruder es ihr ungefähr um dieselbe Zeit mittheilte!

Solch einen Triumph hatte sie, die gefeierte Schönheit, bisher noch nie empfunden, denn daß Schwandahl bloß um ihretwillen dableibe, konnte sie nach den Reden ihres Bruders keinen Augenblick bezweifeln. Alfred versicherte sie, als Schwandahl ihm selbst an diesem Morgen mitgetheilt, daß er der Reise entsage, und er ihn um die Ursache befragt, habe er eine so eigenthümliche Antwort bekommen, daß es ihm unmöglich sei, nicht daraus auf eine heftige Neigung für Katharina zu schließen. Eine Schwester würde diese nach jedem Worte Schwandahl's gefragt haben, ihrem Bruder gegenüber war sie zu stolz, so viel Neugierde zu verrathen — aber sie glaubte ihm und beschloß die Leidenschaft des Professors zu belohnen.

7.

Es war ein paar Tage später, Prinz Christian war mit dem Doctor längst abgereist, als Schwandahl wieder mit Alfred einen Besuch in Katharina's Hause machte.

Sie empfing ihn mit solcher Gemüthsbewegung, daß es sogar seiner Harmlosigkeit auffiel. Sie hatte sich vorgenommen, besonders freundlich und zuvorkommend, dankbar für seine Liebe ihn zu empfangen, aber nicht bedacht, daß sie sich während dieser Zeit selbst in ihn verliebt, und war deshalb nur — befangen. Sie vermochte kaum ihn anzusehn, ihre Hand zitterte, als sie sie ihm zur Begrüßung bot, und ihr sonst so beredter Mund versuchte sich kaum in ein paar leisen Worten. Es war ein Glück, daß Arthur die Ursache ihrer Zurückhaltung errieth; war es Sympathie oder hatte ihm Alfred auch auf die Spur geholfen? Genug er durchschaute Katharina und war unaussprechlich beglückt; die Überzeugung, daß dieses schöne begabte Mädchen ihn liebe, hob ihn wie auf Schwingen aus all' den Banden, in denen er bisher sich bewegt. Er war an diesem Abende von einer so brillanten geistprühenden Lebhaftigkeit, von einer solchen Genialität, daß Katharina unfehlbar sich in ihn verliebt haben würde, wenn das nicht schon der Fall gewesen wäre. Alfred, den sie bisher klüger und vielseitiger gebildet als alle ihre übrigen Bekannten gefunden hatte, erschien ihr neben Schwandahl als ein ganz gewöhnlicher Mensch und selbst ihre Mutter sagte, als Schwandahl weggegangen war: ich habe in

meinem ganzen Leben keinen liebenswürdigeren Mann kennen gelernt! Katharina kam sich vor wie eine Königin, weil sie das größte Reich, das edle, tieffühlende Herz des besten Menschen ihr eigen nennen konnte!

Das Verhältniß der beiden jungen Leute kam nun bald in das für die Unbetheiligten so komische und für die Betheiligten so tragische Stadium, wo der Liebhaber täglich in das Haus seiner Angebeteten mit dem festen Vorsatz, sich ihr zu erklären geht, und jeden Abend, ohne es gethan zu haben, verzweifelnd nach Hause kommt. Katharinens Mutter ermüdete diese Spannung, Alfred langweilte und Katharina marterte sie. Katharina wurde blaß und mager von dieser Aufregung, für die sie durchaus nicht geschaffen war, denn wie alle lebhaften Menschen war sie innerlich ruhig, und bedurfte der Ruhe, um ihre Gemüths-Harmonie nicht einzubüßen.

Der Professor litt nicht minder als sie. War er von ihr ferne, so zählte er die kleinen Zeichen ihrer Liebe auf, und schwelgte in der Überzeugung, von ihr geliebt zu sein. War er bei ihr, so schien es ihm unbegreiflich, daß dieses schöne anmuthige Geschöpf an ihm, dem schlichten Büchermenschen, wie er sich nannte, einen Gefallen finden könne. Alfred um seinen Rath und seine Meinung zu befragen verschmähte er, weil er durchaus keine Sympathie für den Bruder seiner Geliebten fühlte. Er war ihm eine viel zu moderne Natur, und er traute ihm noch viel weniger geistige und wissenschaftliche Interessen zu, als Alfred wirklich besaß, woran dieser aber selbst schuld war, denn er affectirte, um Schwandahl bei dem oft gespannten und peinlichen Zusammensein zu necken und zu reizen, noch mehr den Löwen, als er wirklich

war. Es gewährte ihm ein kindisches Vergnügen des Professors gelangweilte Miene zu sehn, wenn er von Damentoiletten, Zimmereinrichtungen, Equipagen und französischer Kochkunst sprach — es war eine Rache, die er an ihm für sein „langweiliges Anschmachten Katharinens“ nahm.

So quälte denn eins das andere, ohne Aussicht auf eine glückliche Lösung — die nur allein ein Zufall hätte bringen können, weil aber Alle auf einen Zufall rechneten, vernichteten sie ihn, ehe er eintrat.

Da wurde Schwandahl als ordentlicher Professor nach B. berufen und zwar mit ganz kurzer Frist, da die Ferien schon beinahe verflossen und er schon mit dem Beginnen des neuen Semesters seine Vorlesungen anfangen sollte.

Als Katharina es von ihm hörte, freute sie sich, denn sie dachte: das bringt eine Entscheidung! Seine Mutter, deren Geduld auch jetzt zu Ende war und die ein längeres Schweigen nicht mehr ertragen hätte, dachte dasselbe und ließ ihn jetzt gewähren. Die letzten Tage kam er am Abend eine Stunde früher in Katharina's Haus und ging eine Stunde später, oft schlug es schon Mitternacht, wenn er in sein stilles Zimmer kam — aber es war alles vergebens — er brachte nichts über die Lippen.

Einmal fand er sogar Heldenmuth genug in sich, als er sie bei seinem Eintritt allein im Zimmer fand, um zu sagen: Ich komme heute so frühe, weil ich Sie allein zu finden hoffte. Hätte sie nun gefragt: weshalb? so hätte er vielleicht den Muth besessen, sich zu erklären, da sie das aber nicht that, sondern nur die Augen niederschlug und mit zitternder Stimme hastig frug: wie befindet sich Ihre Frau

Mutter, so sagte er: Ich danke Ihnen, wohl! und dabei blieb es für heute.

Mit seinen Blicken war er nicht so schüchtern, da hatte er ihr schon hundertmal gesagt, wessen sein Mund sich weigerte, und sie — beinahe, ja vielleicht — wenn sie es nicht übel nimmt, ganz dasselbe.

Endlich kam der Tag der Abreise. Um zwölf Uhr Mittags sollte er mit der Eisenbahn abgehen, um elf Uhr nahm er von seiner Mutter Abschied, die an der Thüre mit leiser Stimme zu ihm sagte: Ich hoffe, Du würdest mir für den weggehenden Sohn einstweilen eine Tochter hier lassen? Er wurde roth, dann blaß, und flüsterte eben so leise: Ich gehe jetzt zu ihr!

Seine Mutter sagte nun nichts mehr, aber in ihrer freudigen Umarmung, die Arthur stürmisch erwiderte, lag der beste Segen.

Katharina stand mitten im Zimmer, ihre Mutter saß auf dem Sopha, als er eintrat, mit einer alten Dame, die sogleich aufstand und von Katharinens Mutter in das Vorzimmer begleitet wurde.

Diesen Augenblick benutzte Schwandahl um Katharina die Hand zu küssen — er würde vielleicht jetzt auch gesprochen haben, aber ihre Mutter trat wieder ein und mit den stotternden Worten: Es ist die höchste Zeit, ich muß fort! Leben Sie wohl, meine Damen, erhalten Sie mir Ihr gnädiges Andenken — empfahl er sich mit einer tiefen Verbeugung.

Katharina kam nicht zu Tisch, sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und weinte; das stolze Mädchen fühlte sich tief gedemüthigt.

Um drei Uhr klopfte es an ihre Thüre. „Mache auf, mein Kind. Ein Brief von Schwandahl,“ rief die Stimme ihrer Mutter.

Und als Katharina aufflog, aufschloß und das Papier aufgerissen, las sie Folgendes:

Liebes gnädiges Fräulein!

Ich bin auf der ersten Station ausgestiegen um Ihnen zu schreiben was ich zu sagen nicht den Muth hatte, und worüber von Ihnen eine Antwort zu vernehmen doch Lebensbedingung bei mir geworden.

Ich hätte Ihnen schon längst schreiben sollen, da mir die Angst immer den Mund verschloß; aber mir bangte vor einer abschlägigen Antwort schwarz auf weiß. Ich wollte lieber den Korb von Ihrem rostigen Munde selbst empfangen. Den Korb! Merken Sie nun, was ich will — aber keinen Korb, um Gotteswillen keinen Korb! Ich habe Ihnen nichts zu bieten, nicht einmal mehr mich selbst, denn ich habe mich schon längst ganz und gar an Sie verloren — stellen Sie die Bedingungen meines höchsten Glücks, mögen sie auch noch so hart und schwer sein, nur keinen Korb! —

Also seien Sie dem armen bürgerlichen Professor gegenüber wirklich ein gnädiges Fräulein und schicken Sie mir eine gnädige Antwort!

Ihren Boten, wählen Sie dazu Ihren alten treuen Diener, erwarte ich bis nach Ankunft des letzten Zuges hier im Gasthose zum Lamm.

Sie verglichen mich einst im Scherz mit Kal — gleichen Sie jetzt an Guld Damajanti, wie Sie ihr in allem Übrigen gleichen, und seien Sie gnädig

Station Heiligenthal.

Ihrem allerergebensten

Arthur Schwandahl.

„Wo steckt Ihr denn alle heute?“ rief Alfred's Stimme und einen Augenblick darauf trat er ein; — Katharina saß weinend auf ihrem Bette, die Mutter reichte ihm den Brief — aber Alfred, als er ihn gelesen, lachte laut auf.

„Berrücktes Volk, die Verliebten! Ist sonst ein ganz tüchtiger Mann und was ist das für ein jammervoller Brief!“

Katharina's Thränen trocknete schnell der Zorn.

„Verderbe mir nicht den besten Tag meines Lebens durch Deinen herzlosen unzeitigen Spott,“ sagte sie gereizt, indem sie ihm das Blatt nahm.

Aber Alfred ließ sich nicht irre machen, er lachte immerfort. Als er sich etwas gefaßt, sagte er endlich: „Sei nicht böse, Schwesterchen. Ich will Dich versöhnen und ihm Deine „sehr gnädige“ Antwort selbst bringen. Schreibe jetzt mit einer Weisheit und einem Styl die denen Deines Freiers nichts nachgeben, einige Zeilen, und ich eile damit zum Bahnhof, in einer Viertelstunde geht ein Zug ab und ich bringe ihn Dir dann noch heute Abend mit.“

„Ich will Dich nicht zum Boten,“ sagte Katharina noch immer böse, „Andreas soll ihm meine Antwort bringen wie er es wünscht.“

„Andreas ist in den Garten vor die Stadt gegangen um

Obst zu holen," sagte Frau von Leythen, und wenn Du wartest bis er zurückkommt, kann Schwandahl heute Abend nicht mehr hier sein."

Was blieb Katharina übrig? Sie flog zum Schreibtisch, Alfred sah, daß sie nur zwei Zeilen schrieb, aber: wie viel können zwei Zeilen nicht enthalten! sagte er ironisch, indem er den Brief in die Brusttasche steckte und dann sich schnell verabschiedete.

Katharina's Anzug war durch ihren Verzweiflungsanfall ganz in Unordnung gerathen, sie eilte jetzt zum Spiegel um sich zu schmücken zum Empfang des — Bräutigams!

Schade, daß es so ein garstiges Wort ist, sagte sie plötzlich in Lachen ausbrechend!

Es war als hätte die Zeit bleierne Flügel! Stunde um Stunde verrann langsamer als je! Endlich, endlich schlug es acht, ein Viertel nach acht konnten sie da sein.

Katharina hatte keinen Athem mehr, sie ging mit raschen Schritten im Zimmer und doch waren die Glieder ihr so schwer und ihre Kniee zitterten, aber sie konnte nicht ruhen, nicht sitzen!

„Du wirst sehn, Mutter," sagte sie plötzlich, „es ist ihm irgend ein Unglück zugestoßen — ich ahne, daß ich heute Abend nicht glücklich an seiner Seite hier sitzen werde!"

Die Mutter lachte.

Da hörte man ferne einen Wagen rollen; wie oft an diesem Nachmittage hatte Katharina auf dieses Geräusch schon gehorcht! Der Wagen hielt vor dem Hause, Katharina setzte sich jetzt nieder, aber ihre Mutter erschrak vor ihrem blassen Gesicht.

Man hörte Schritte, aber nicht rasch — endlich öffnete sich die Thüre und Alfred trat allein ein.

„Was ist, was ist geschehn?“

„Das sind schöne Geschichten! Denke Dir, er ist doch nach Berlin abgereist und zwar mit demselben Zuge, mit welchem ich gekommen bin!“

Ja, seht euch nur verwundert an, so ist es. Ich blieb als ich ausgestiegen war, noch einen Augenblick im Gespräche mit einem Bekannten am Bahnhof stehn, und es gab einen ziemlich langen Aufenthalt, ehe der Zug weiter ging, da einige Waggons für eine Menge neu hinzugekommener Passagiere angehängt werden mußten. Und als der Zug endlich langsam an mir vorüber defilirte, wen glaubst Du, daß meine scharfen Augen eben in einem jener letzten Waggons erster Classe in einer Ecke entdeckten — Deinen Professor!“

Katharina gab keine Antwort. Ihre Mutter aber sagte entrüstet: „Er hat uns zum Besten oder er ist wahnsinnig geworden!“

„Ich ging nun doch in den Gasthof,“ fuhr Alfred fort, „denn ich dachte, ich könnte mich geirrt haben — aber nein, richtig, der Herr Professor war vor einer halben Stunde nach dem Bahnhof gegangen, und die Wirthin hatte ihm noch den Regenschirm aufgenöthigt, weil es etwas regnete und er vorgab: Jemand abholen zu wollen!“

Die arme Frau habe ich wegen ihres Regenschirms trösten müssen — und Dich soll ich nun wegen Deines Bräutigams trösten, der entschieden nicht von „bestem Stoff“ ist, wie es nach der Versicherung der Frau bei dem Schirm der Fall war.“

Katharina sagte nichts, selbst ihres Bruders spöttische Bemerkungen, die dieser doch nur in der Absicht, sie aus ihrer Lethargie zu wecken, geäußert, vermochten nicht ihr den Mund zu öffnen. Der schnelle Sturz vom Gipfel ihres Glücks und ihrer Freude hatte sie ganz und gar betäubt, sie rührte und regte sich nicht.

Ihre Mutter, der ihr bleiches Schweigen beunruhigend vorkam, sagte endlich: „Da Du vor einigen Tagen die Bekanntschaft der Geheimrätthin Schwandahl gemacht hast, solltest Du zu Arthurs Mutter gehn, Katharina! Nimm seinen Brief mit und vertraue ihr alles, sie kennt ihn ja doch am besten!“

Das half — sie konnte doch nun wenigstens dies Zimmer, dies Haus, dessen Wände sie erdrückten, auf einige Stunden verlassen.

„Alfred, willst Du mich begleiten? Aber Du darfst nicht mit hinaufgehn, ich will die alte Dame allein sprechen.“

Alfred ließ ihr Hut und Shawl bringen, er gab ihr den Arm, er führte sie durch mehrere Straßen, er brachte sie bis an das Haus der Mutter Arthurs, ohne daß sie ein Wort zu ihm gesagt hätte. Glücklicherweise war die alte Dame allein. Auch sie war in ängstlicher Spannung und hatte deshalb alle Besuche zurückweisen lassen. Als ihr Sohn mit den Worten: ich gehe zu ihr, von ihr schied, hatte sie natürlich erwartet, ihn in einigen Stunden am Arme Katharina's wieder zu sehn. Dann, als sie an seiner Abreise nicht zweifeln konnte, hatte sie wieder lange auf Katharina, allein vergebens gewartet. „Endlich endlich,“ sagte sie ihr entgeg tretend. Als aber das Fräulein ihr den Brief ihres Sohnes zu lesen

gab und dann erzählte, wie er vor ihrem Boten förmlich entflohn, stuzte auch sie vor Überraschung.

Nach einer kleinen Pause aber lächelte sie und sagte heiter: „Er hat Sie eben zu lieb — und deshalb ist er so ängstlich! Wahrscheinlich fürchtete er nun dennoch eine abschlägige Antwort und wollte vor dieser entfliehn. Das wird es sein. Das Schlimmste ist, daß wir vor drei Tagen, wenn er wirklich nach Berlin gereist ist, keine Antwort von ihm erwarten können.“

Als Katharina nach Hause kam, war sie auch beruhigter. Arthurs Mutter hatte einen Theil ihrer Zuversicht auf sie übertragen. Sie wartete ziemlich geduldig bis zum dritten Tage, wo wirklich ein Brief von Schwandahl an sie ankam. Er hieß:

Was werden Sie von mir denken? Ich bin entflohn vor Ihrem Boten. O Gott, wenn ich vor meinem Glück geflohen wäre? Aber das ist nicht möglich! Als ich in Heiligenthal vom Fenster des Wartezimmers aus Ihren Bruder aussteigen sah, zweifelte ich keinen Augenblick mehr an meinem Unglück! Eine günstige Antwort würden Sie mir ohne Zweifel mit ein paar Zeilen durch Ihren Diener gesendet haben. Aber die ungünstige sollte Ihr Bruder mildernd und mündlich mir mittheilen, weil doch ein gewisses Mitleid Ihnen sagte, wie sehr ich des Trostes dann bedürfe; er sollte bei mir verweilen und mich nicht in meinem Unglück allein lassen! O ich habe alles errathen, als ich ihn sah! Und als ich ihn dann in ein Gespräch mit einem Bekannten verwickelt sah, eilte ich mit demselben Bahnzug, der ihn gebracht, wegzukommen von dem Orte, wo ich solche Täuschung erlebt.

Bestätigen Sie nicht durch einen Brief meine bange Überzeugung, lassen Sie mich lieber ohne Antwort, immer noch hoffend, vergehen.

Frau von Leythen sagte: „Das ist doch baarer Wahnsinn“ und Katharina lachte und sagte fröhlich: „Es kostet viele Mühe ihn zu überzeugen, daß er geliebt wird, und wie viele Männer, die mir unausstehlich waren, hielten sich fest von meiner Zuneigung überzeugt!“

Sie ging mit dem Briefe wieder zu seiner Mutter und diese gute Mutter, der es wehe that, ihren Sohn noch eine Stunde länger als nöthig in bangen Zweifeln und ferne von seiner Braut zu lassen, schlug ihr vor, morgen in aller Frühe nach B. abzureisen, freilich mußte Alfred sich dazu verstehen, die Damen zu begleiten.

Katharina entschloß sich zur Fahrt. „Eigentlich,“ sagte sie lachend am andern Morgen als sie glücklich alle drei im Waggon saßen, „eigentlich ist es sehr unpassend was ich thue — denn ich laufe offenbar einem flüchtigen Liebhaber nach.“

Als sie in B. angekommen und in einem Gasthose abgestiegen waren, hielten sie einen Familienrath, wozu Alfred die Damen auf das Feierlichste einlud.

Als sie Platz genommen, sagte er sehr pathetisch: „Die Frage ist nun: wie werden wir Seiner Hochwohlgeboren des Herrn Professors Arthur Schwandahl habhaft?“

„D ich lasse ihn zu mir bitten,“ sagte seine Mutter.

„Er kommt nicht, Frau Geheimrätthin, er kommt nicht. In der festen Überzeugung, daß Sie ihm einen Korb mit mildernden Umständen beibringen wollen, entsagt er sogar dem mütterlichen Anblick.“

Aber auch jetzt mußte Katharina Rath. „Wir dehnen den Unfall auch auf die Hand aus, der edle Mohl verzeiht es gewiß den Umständen, wenn wir ihm in effigie auch noch so viele Wunden beibringen; ich gebe den Brief für dictirt aus, er ist leicht noch einmal geschrieben!“ — So geschah's. Und Alfred übergab einem Lohndiener den Zettel mit der Weisung Schwandahl überall zu suchen.

Nach einer Stunde meldete der Kellner: „Herr Professor Schwandahl wünsche den Herrn auf No. 19 zu besuchen.“

Die andern gingen ins Nebenzimmer, Katharina blieb allein. Der Fauteuil, auf welchem sie Platz nahm, wurde so gestellt, daß man ihn beim Eintritt ins Zimmer nicht gleich wahrte.

Als Schwandahl die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sah er sich verwundert im Zimmer um. Katharina hatte schon längst im Spiegel sein Antlitz gesehn, als er endlich die Dame im Sessel, die ihm den Rücken zuwandte, wahrte.

Sie erhob sich jetzt und indem sie auf ihn zuging sagte sie leise: „Ich bin Julius Mohl!“

Schwandahl aber, der mit einem Blick in ihr strahlendes, glückspendendes Antlitz alles erfahren, kniete vor sie nieder und indem er tief sein dunkles Haupt beugte, sagte er leise: „Das ist zu viel, viel zu viel, das verdiene ich nicht.“

Katharina bat ihn aufzustehn, er hielt die Hand, die sie ihm bot, fest, und kniete immerfort. Endlich rief sie seine Mutter aus dem Nebenzimmer, aber erst als Alfred eintrat, stand der Professor auf, denn kein Mann wird vor

Mutter, so sagte er: Ich danke Ihnen, wohl! und dabei blieb es für heute.

Mit seinen Blicken war er nicht so schüchtern, da hatte er ihr schon hundertmal gesagt, wessen sein Mund sich weigerte, und sie — beinahe, ja vielleicht — wenn sie es nicht übel nimmt, ganz dasselbe.

Endlich kam der Tag der Abreise. Um zwölf Uhr Mittags sollte er mit der Eisenbahn abgehen, um elf Uhr nahm er von seiner Mutter Abschied, die an der Thüre mit leiser Stimme zu ihm sagte: Ich hoffe, Du würdest mir für den weggehenden Sohn einstweilen eine Tochter hier lassen? Er wurde roth, dann blaß, und flüsterte eben so leise: Ich gehe jetzt zu ihr!

Seine Mutter sagte nun nichts mehr, aber in ihrer freudigen Umarmung, die Arthur stürmisch erwiderte, lag der beste Segen.

Katharina stand mitten im Zimmer, ihre Mutter saß auf dem Sopha, als er eintrat, mit einer alten Dame, die sogleich aufstand und von Katharinens Mutter in das Vorzimmer begleitet wurde.

Diesen Augenblick benutzte Schwandahl um Katharina die Hand zu küssen — er würde vielleicht jetzt auch gesprochen haben, aber ihre Mutter trat wieder ein und mit den stotternden Worten: Es ist die höchste Zeit, ich muß fort! Leben Sie wohl, meine Damen, erhalten Sie mir Ihr gnädiges Andenken — empfahl er sich mit einer tiefen Verbeugung.

Katharina kam nicht zu Tisch, sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und weinte; das stolze Mädchen fühlte sich tief gedemüthigt.

Um drei Uhr klopfte es an ihre Thüre. „Mache auf, mein Kind. Ein Brief von Schwandahl,“ rief die Stimme ihrer Mutter.

Und als Katharina aufflog, aufschloß und das Papier aufgerissen, las sie Folgendes:

Liebes gnädiges Fräulein!

Ich bin auf der ersten Station ausgestiegen um Ihnen zu schreiben was ich zu sagen nicht den Muth hatte, und worüber von Ihnen eine Antwort zu vernehmen doch Lebensbedingung bei mir geworden.

Ich hätte Ihnen schon längst schreiben sollen, da mir die Angst immer den Mund verschloß; aber mir hangte vor einer abschlägigen Antwort schwarz auf weiß. Ich wollte lieber den Korb von Ihrem rostigen Munde selbst empfangen. Den Korb! Merken Sie nun, was ich will — aber keinen Korb, um Gotteswillen keinen Korb! Ich habe Ihnen nichts zu bieten, nicht einmal mehr mich selbst, denn ich habe mich schon längst ganz und gar an Sie verloren — stellen Sie die Bedingungen meines höchsten Glücks, mögen sie auch noch so hart und schwer sein, nur keinen Korb! —

Also seien Sie dem armen bürgerlichen Professor gegenüber wirklich ein gnädiges Fräulein und schicken Sie mir eine gnädige Antwort!

Ihren Boten, wählen Sie dazu Ihren alten treuen Diener, erwarte ich bis nach Ankunft des letzten Zuges hier im Gasthose zum Lamm.

Sie verglichen mich einst im Scherz mit Mal — gleichen Sie jetzt an Huld Damajanti, wie Sie ihr in allem Übrigen gleichen, und seien Sie gnädig

Station Heiligenthal.

Ihrem allerergebensten

Arthur Schwandahl.

„Wo steckt Ihr denn alle heute?“ rief Alfred's Stimme und einen Augenblick darauf trat er ein; — Katharina saß weinend auf ihrem Bette, die Mutter reichte ihm den Brief — aber Alfred, als er ihn gelesen, lachte laut auf.

„Berrücktes Volk, die Verliebten! Ist sonst ein ganz tüchtiger Mann und was ist das für ein jammervoller Brief!“

Katharina's Thränen trocknete schnell der Zorn.

„Verderbe mir nicht den besten Tag meines Lebens durch Deinen herzlosen unzeitigen Spott,“ sagte sie gereizt, indem sie ihm das Blatt nahm.

Aber Alfred ließ sich nicht irre machen, er lachte immerfort. Als er sich etwas gefaßt, sagte er endlich: „Sei nicht böse, Schwesterchen. Ich will Dich versöhnen und ihm Deine „sehr gnädige“ Antwort selbst bringen. Schreibe jetzt mit einer Weisheit und einem Styl die denen Deines Freiers nichts nachgeben, einige Zeilen, und ich eile damit zum Bahnhof, in einer Viertelstunde geht ein Zug ab und ich bringe ihn Dir dann noch heute Abend mit.“

„Ich will Dich nicht zum Boten,“ sagte Katharina noch immer böse, „Andreas soll ihm meine Antwort bringen wie er es wünscht.“

„Andreas ist in den Garten vor die Stadt gegangen um

Obst zu holen," sagte Frau von Leythen, und wenn Du wartest bis er zurückkommt, kann Schwandahl heute Abend nicht mehr hier sein."

Was blieb Katharina übrig? Sie flog zum Schreibtisch, Alfred sah, daß sie nur zwei Zeilen schrieb, aber: wie viel können zwei Zeilen nicht enthalten! sagte er ironisch, indem er den Brief in die Brusttasche steckte und dann sich schnell verabschiedete.

Katharina's Anzug war durch ihren Verzweiflungsanfall ganz in Unordnung gerathen, sie eilte jetzt zum Spiegel um sich zu schmücken zum Empfang des — Bräutigams!

Schade, daß es so ein garstiges Wort ist, sagte sie plötzlich in Lachen ausbrechend!

Es war als hätte die Zeit bleierne Flügel! Stunde um Stunde verrann langsamer als je! Endlich, endlich schlug es acht, ein Viertel nach acht konnten sie da sein.

Katharina hatte keinen Athem mehr, sie ging mit raschen Schritten im Zimmer und doch waren die Glieder ihr so schwer und ihre Kniee zitterten, aber sie konnte nicht ruhen, nicht sitzen!

„Du wirst sehn, Mutter," sagte sie plötzlich, „es ist ihm irgend ein Unglück zugestoßen — ich ahne, daß ich heute Abend nicht glücklich an seiner Seite hier sitzen werde!"

Die Mutter lachte.

Da hörte man ferne einen Wagen rollen; wie oft an diesem Nachmittage hatte Katharina auf dieses Geräusch schon gehorcht! Der Wagen hielt vor dem Hause, Katharina setzte sich jetzt nieder, aber ihre Mutter erschrak vor ihrem blaffen Gesicht.

Man hörte Schritte, aber nicht rasch — endlich öffnete sich die Thüre und Alfred trat allein ein.

„Was ist, was ist geschehn?“

„Das sind schöne Geschichten! Denke Dir, er ist doch nach Berlin abgereist und zwar mit demselben Zuge, mit welchem ich gekommen bin!

Ja, seht euch nur verwundert an, so ist es. Ich blieb als ich ausgestiegen war, noch einen Augenblick im Gespräche mit einem Bekannten am Bahnhof stehn, und es gab einen ziemlich langen Aufenthalt, ehe der Zug weiter ging, da einige Waggon's für eine Menge neu hinzugekommener Passagiere angehängt werden mußten. Und als der Zug endlich langsam an mir vorüber defilirte, wen glaubst Du, daß meine scharfen Augen eben in einem jener letzten Waggon's erster Classe in einer Ecke entdeckten — Deinen Professor!“

Katharina gab keine Antwort. Ihre Mutter aber sagte entrüstet: „Er hat uns zum Besten oder er ist wahnsinnig geworden!“

„Ich ging nun doch in den Gasthof,“ fuhr Alfred fort, „denn ich dachte, ich könnte mich geirrt haben — aber nein, richtig, der Herr Professor war vor einer halben Stunde nach dem Bahnhof gegangen, und die Wirthin hatte ihm noch den Regenschirm aufgenöthigt, weil es etwas regnete und er vorgab: Jemand abholen zu wollen!“

Die arme Frau habe ich wegen ihres Regenschirms trösten müssen — und Dich soll ich nun wegen Deines Bräutigams trösten, der entschieden nicht von „bestem Stoff“ ist, wie es nach der Versicherung der Frau bei dem Schirm der Fall war.“

Katharina sagte nichts, selbst ihres Bruders spöttische Bemerkungen, die dieser doch nur in der Absicht, sie aus ihrer Lethargie zu wecken, geäußert, vermochten nicht ihr den Mund zu öffnen. Der schnelle Sturz vom Gipfel ihres Glücks und ihrer Freude hatte sie ganz und gar betäubt, sie rührte und regte sich nicht.

Ihre Mutter, der ihr bleiches Schweigen beunruhigend vorkam, sagte endlich: „Da Du vor einigen Tagen die Bekanntschaft der Geheimrätthin Schwandahl gemacht hast, solltest Du zu Arthurs Mutter gehn, Katharina! Nimm seinen Brief mit und vertraue ihr alles, sie kennt ihn ja doch am besten!“

Das half — sie konnte doch nun wenigstens dies Zimmer, dies Haus, dessen Wände sie erdrückten, auf einige Stunden verlassen.

„Alfred, willst Du mich begleiten? Aber Du darfst nicht mit hinaufgehn, ich will die alte Dame allein sprechen.“

Alfred ließ ihr Hut und Shawl bringen, er gab ihr den Arm, er führte sie durch mehrere Straßen, er brachte sie bis an das Haus der Mutter Arthurs, ohne daß sie ein Wort zu ihm gesagt hätte. Glücklicherweise war die alte Dame allein. Auch sie war in ängstlicher Spannung und hatte deshalb alle Besuche zurückweisen lassen. Als ihr Sohn mit den Worten: ich gehe zu ihr, von ihr schied, hatte sie natürlich erwartet, ihn in einigen Stunden am Arme Katharina's wieder zu sehn. Dann, als sie an seiner Abreise nicht zweifeln konnte, hatte sie wieder lange auf Katharina, allein vergebens gewartet. „Endlich endlich,“ sagte sie ihr entgegentretend. Als aber das Fräulein ihr den Brief ihres Sohnes zu lesen

gab und dann erzählte, wie er vor ihrem Boten förmlich entflohn, stuzte auch sie vor Überraschung.

Nach einer kleinen Pause aber lächelte sie und sagte heiter: „Er hat Sie eben zu lieb — und deshalb ist er so ängstlich! Wahrscheinlich fürchtete er nun dennoch eine abschlägige Antwort und wollte vor dieser entfliehn. Das wird es sein. Das Schlimmste ist, daß wir vor drei Tagen, wenn er wirklich nach Berlin gereist ist, keine Antwort von ihm erwarten können.“

Als Katharina nach Hause kam, war sie auch beruhigter. Arthurs Mutter hatte einen Theil ihrer Zuversicht auf sie übertragen. Sie wartete ziemlich geduldig bis zum dritten Tage, wo wirklich ein Brief von Schwandahl an sie ankam. Er hieß:

Was werden Sie von mir denken? Ich bin entflohn vor Ihrem Boten. O Gott, wenn ich vor meinem Glück geflohen wäre? Aber das ist nicht möglich! Als ich in Heiligenthal vom Fenster des Wartezimmers aus Ihren Bruder aussteigen sah, zweifelte ich keinen Augenblick mehr an meinem Unglück! Eine günstige Antwort würden Sie mir ohne Zweifel mit ein paar Zeilen durch Ihren Diener gesendet haben. Aber die ungünstige sollte Ihr Bruder mildernd und mündlich mir mittheilen, weil doch ein gewisses Mitleid Ihnen sagte, wie sehr ich des Trostes dann bedürfe; er sollte bei mir verweilen und mich nicht in meinem Unglück allein lassen! O ich habe alles errathen, als ich ihn sah! Und als ich ihn dann in ein Gespräch mit einem Bekannten verwickelt sah, eilte ich mit demselben Bahnzug, der ihn gebracht, wegzukommen von dem Orte, wo ich solche Täuschung erlebt.

Bestätigen Sie nicht durch einen Brief meine bange Überzeugung, lassen Sie mich lieber ohne Antwort, immer noch hoffend, vergehen.

Frau von Leythen sagte: „Das ist doch baarer Wahnsinn“ und Katharina lachte und sagte fröhlich: „Es kostet viele Mühe ihn zu überzeugen, daß er geliebt wird, und wie viele Männer, die mir unausstehlich waren, hielten sich fest von meiner Zuneigung überzeugt!“

Sie ging mit dem Briefe wieder zu seiner Mutter und diese gute Mutter, der es wehe that, ihren Sohn noch eine Stunde länger als nöthig in bangen Zweifeln und ferne von seiner Braut zu lassen, schlug ihr vor, morgen in aller Frühe nach B. abzureisen, freilich mußte Alfred sich dazu verstehen, die Damen zu begleiten.

Katharina entschloß sich zur Fahrt. „Eigentlich,“ sagte sie lachend am andern Morgen als sie glücklich alle drei im Waggon saßen, „eigentlich ist es sehr unpassend was ich thue — denn ich laufe offenbar einem flüchtigen Liebhaber nach.“

Als sie in B. angekommen und in einem Gasthose abgestiegen waren, hielten sie einen Familienrath, wozu Alfred die Damen auf das Feierlichste einlud.

Als sie Platz genommen, sagte er sehr pathetisch: „Die Frage ist nun: wie werden wir Seiner Hochwohlgeboren des Herrn Professors Arthur Schwandahl habhaft?“

„O ich lasse ihn zu mir bitten,“ sagte seine Mutter.

„Er kommt nicht, Frau Geheimrätthin, er kommt nicht. In der festen Überzeugung, daß Sie ihm einen Korb mit mildernden Umständen beibringen wollen, entsagt er sogar dem mütterlichen Anblick.“

„So gehe ich zu ihm.“

„Sie finden ihn nicht zu Hause um diese Zeit. Ein unglücklich Verliebter hält es bei Tage nicht in seinen vier Wänden aus.“

„So gehen Sie!“

„Daß er wieder in irgend einen Eisenbahntrain springt bei meinem Anblick? Nein, verehrteste Frau Geheimrätthin, wir können einen so verstockten Verbrecher nur durch List zur Haft bringen.“

„Wohl,“ sagte Katharina, die jetzt auch die Sache von der komischen Seite nahm, „wohl, ich habe einen guten Plan. Ich werde ihm im Namen eines Gelehrten ein Billet schreiben und ihn darin auffordern um fünf Uhr hierher zu kommen. Das zieht gewiß!“

Einstimmig wurde der Vorschlag angenommen und Katharina schrieb ein Billet im Namen von Julius Mohl, dem berühmten Orientalisten, worin es hieß, er habe zufällig bei seiner Ankunft von der Anwesenheit Schwandahls in B. gehört und bedauere, indem er durch einen Unfall auf der Reise eine Verwundung am Fuße erhalten, den Professor nicht selbst auffuchen zu können; bitte ihn aber recht sehr um einen Besuch in seinem Gasthose No. 19, da er etwas für seine Wissenschaft äußerst Wichtiges und Erfreuliches ihm mitzutheilen habe.

„Der Brief ist vortrefflich, aber — mein Sohn steht mit Julius Mohl in Correspondenz und kennt dessen Handschrift,“ sagte die Geheimrätthin.

Aber auch jetzt wußte Katharina Rath. „Wir dehnen den Unfall auch auf die Hand aus, der edle Mohl verzeiht es gewiß den Umständen, wenn wir ihm in effigie auch noch so viele Wunden beibringen; ich gebe den Brief für dictirt aus, er ist leicht noch einmal geschrieben!“ — So geschah's. Und Alfred übergab einem Lohndiener den Zettel mit der Weisung Schwandahl überall zu suchen.

Nach einer Stunde meldete der Kellner: „Herr Professor Schwandahl wünsche den Herrn auf No. 19 zu besuchen.“

Die andern gingen ins Nebenzimmer, Katharina blieb allein. Der Fauteuil, auf welchem sie Platz nahm, wurde so gestellt, daß man ihn beim Eintritt ins Zimmer nicht gleich wahrte.

Als Schwandahl die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sah er sich verwundert im Zimmer um. Katharina hatte schon längst im Spiegel sein Antlitz gesehn, als er endlich die Dame im Sessel, die ihm den Rücken zuwandte, wahrte.

Sie erhob sich jetzt und indem sie auf ihn zuging sagte sie leise: „Ich bin Julius Mohl!“

Schwandahl aber, der mit einem Blick in ihr strahlendes, glückspendendes Antlitz alles erfahren, kniete vor sie nieder und indem er tief sein dunkles Haupt beugte, sagte er leise: „Das ist zu viel, viel zu viel, das verdiene ich nicht.“

Katharina bat ihn aufzustehn, er hielt die Hand, die sie ihm bot, fest, und kniete immerfort. Endlich rief sie seine Mutter aus dem Nebenzimmer, aber erst als Alfred eintrat, stand der Professor auf, denn kein Mann wird vor

einem andern Manne sich über solcher Demuth ertappt sehn wollen.

Arthur wurde von allen Seiten mit Vorwürfen überhäuft, er nahm alles lachend hin, ohne sich zu vertheidigen, und schwieg und sah Katharina an.

Als die erste Aufregung vorüber und man mit heittrer Ruhe am runden Theetisch Platz genommen, kam natürlicherweise die Rede auf die ersten Anfänge der Bekanntschaft der Liebenden.

Arthurs Mutter sagte: „Ich hätte nie gedacht, daß so schnell eine Leidenschaft bei Dir solche Stärke erlangen könne.“

„Nun so schnell kam das auch nicht, liebe Mutter.“ —

„Du kanntest Katharina erst acht Tage, als Du um ihretwillen die Reise mit dem Prinzen aufgabst.“

Arthur antwortete nicht und sah zu Boden. Alfred aber sagte mit einer unbeschreiblich feinen Ironie: „Diesem Opfer verdanken Sie allein die Hand meiner Schwester. Sie hat alle Freier zurückgewiesen, weil bisher keiner im Stande war, ihr einen glänzenden Beweis einer Leidenschaft zu geben. Und eine Leidenschaft verlangte sie durchaus — da sie alle ihre Anbeter bisher immer im Verdacht hatte, sie wollten sie nur um ihres Vermögens willen heirathen.“

„Sie ist reich, o hätte ich das gewußt! Sie war immer so einfach in Allem, wem konnte so etwas einfallen!“ sagte er mit einem Tone der tiefsten Trauer.

Nun mußte auch Katharina lachen. Sei'n Sie vernünftig, Schwandahl, denn wenn Sie mein Vermögen zu sehr

beklagen, ist Alfred im Stande, meine Schwäche für Sie zu einer Abtretung meines Erbtheils an ihn zu benutzen — und Sie könnten das später doch bereuen.“

„Liebes Fräulein, ich fürchte, von einer Heirath zwischen uns wird schwerlich mehr die Rede sein!“

„Um Gottes Willen, Arthur, erklären Sie sich.“

„Nun wohl, weil Sie reich sind und also nicht einer Speculation, sondern nur der Liebe folgen wollten, verlangten Sie den Beweis einer großen Liebe und glaubten den in meinem veränderten Reiseentschluß zu erblicken. Nicht wahr, nur deshalb wollten Sie mir angehören?“

„Ja freilich, aber —“

„So hören Sie denn — und wenn mir meine Ehrlichkeit das Leben kosten sollte — so hören Sie denn und verstoßen Sie mich: ich bin gar nicht um Ihyretwillen hier geblieben.“

Alfred bekam beinahe Convulsionen vor Lachen, aber Niemand achtete auf ihn. Katharina sah den Mann ihrer Wahl unbeschreiblich erschrocken an, seine Mutter aber frug besonnen und wieder ganz gefaßt:

„Weshalb bleibst Du denn hier?“

„Weil mir der Doctor Helfrich unausstehlich war und ich in seiner Gesellschaft sogar auf den Himmel verzichtet haben würde.“

„Also Sie lieben mich gar nicht?“ frug Katharina mit weinerlicher Stimme.

Arthur, der die ganze Zeit über mit gesenktem Haupte im Zimmer auf und ab gegangen war, blieb plötzlich vor ihr

stehn und sagte mit einer Feierlichkeit, die sogar dem Lachen Alfreds Einhalt that.

„Mehr als mein Leben.“

„Warum wollen Sie mich denn aber nicht heirathen?“

„Weil ich Ihren Irrthum nicht zu meinem Glück benutzen will.“

„Wenn ich aber nun selbst freiwillig meine verrückte Forderung des Beweises einer Leidenschaft zurücknehme?“

„Ja dann — o Gott, wenn Sie nur nicht reich wären! Das war das Letzte was ich befürchtete. Sie werden nun nie an meine tiefe Liebe glauben können — das ist unmöglich — Sie können mich nicht lieben — wodurch hätte ich Ihnen bewiesen wie sehr, wie tief, wie innig meine Seele an die Ihre gekettet ist!“

„Lieber Schwandahl,“ sagte Katharina, indem auch sie aufstand und lächelnd ihre Hand auf seinen Arm legte, „Sie sind freilich nicht meinetwegen hiergeblieben, aber Sie sind doch ganz gewiß meinetwegen fortgelaufen, und daß dies kein Irrthum war, davon habe ich mich überzeugt, indem ich Ihnen nachlief. Nehmen wir das als Beweis — mir genügt es und ich bin hier Richter und Partei zugleich.“

Schwandahl ergab sich in sein Glück, wenn auch mit Sträuben; Alfred aber sagte:

„Mir gehört das ganze Verdienst. Ich habe Euch durch meine Weisheit zusammengeführt.“

Als Alle ihn mit ungläubigen Gesichtern ansahen, erklärte er:

„Als Schwandahl in Helfrichs Gegenwart dem Prinzen abgesagt, ging dem klugen Doctor ein Licht auf, weshalb es geschehn und er bat mich zu dem Professor zu gehn und den ungünstigen Eindruck zu verwischen, indem ich ihn entschuldige und ein gutes Wort für ihn einlege. Das hütete ich mich aber wohl zu thun, obgleich ich recht gut merkte, daß Helfrich nur aus Eifersucht, weil er selbst ein Auge auf meine Schwester geworfen, Schwandahl gegenüber so unerträglich war. Denn sonst ist er ganz anders! Ich richtete Ihnen,“ fuhr er zu Schwandahl gewendet fort, „weiter nichts aus als eine ziemlich kühle Frage Helfrichs nach dem Beweggrund Ihres Hierbleibens, was Sie natürlich eben so kühl beantworteten. Helfrich aber sagte ich, Sie blieben, wie Sie mich errathen lassen, um einer Dame willen hier und ihm gab ich dann auf, die Dame zu errathen. Er nannte natürlich Katharina — ich sagte nicht Ja, aber ich ließ ihm seinen Glauben. Dir, Katharina, brachte ich denselben Gedanken bei, damit Du Schwandahl entgegenkommen solltest, auf daß wahr werde was ich Dir vorlog, daß er Dich liebe.“

„Welcher Leichtfinn!“ rief Katharina; „wenn ich im festen Glauben an seine Liebe ihm nun entgegenkam und er kalt blieb?“

„Ist nie vorgekommen. Und an Wunder glaube ich nicht. Ich kenne die schwachen Herzen unseres starken Geschlechts. Überdem hatte ich bei Schwandahl durch den

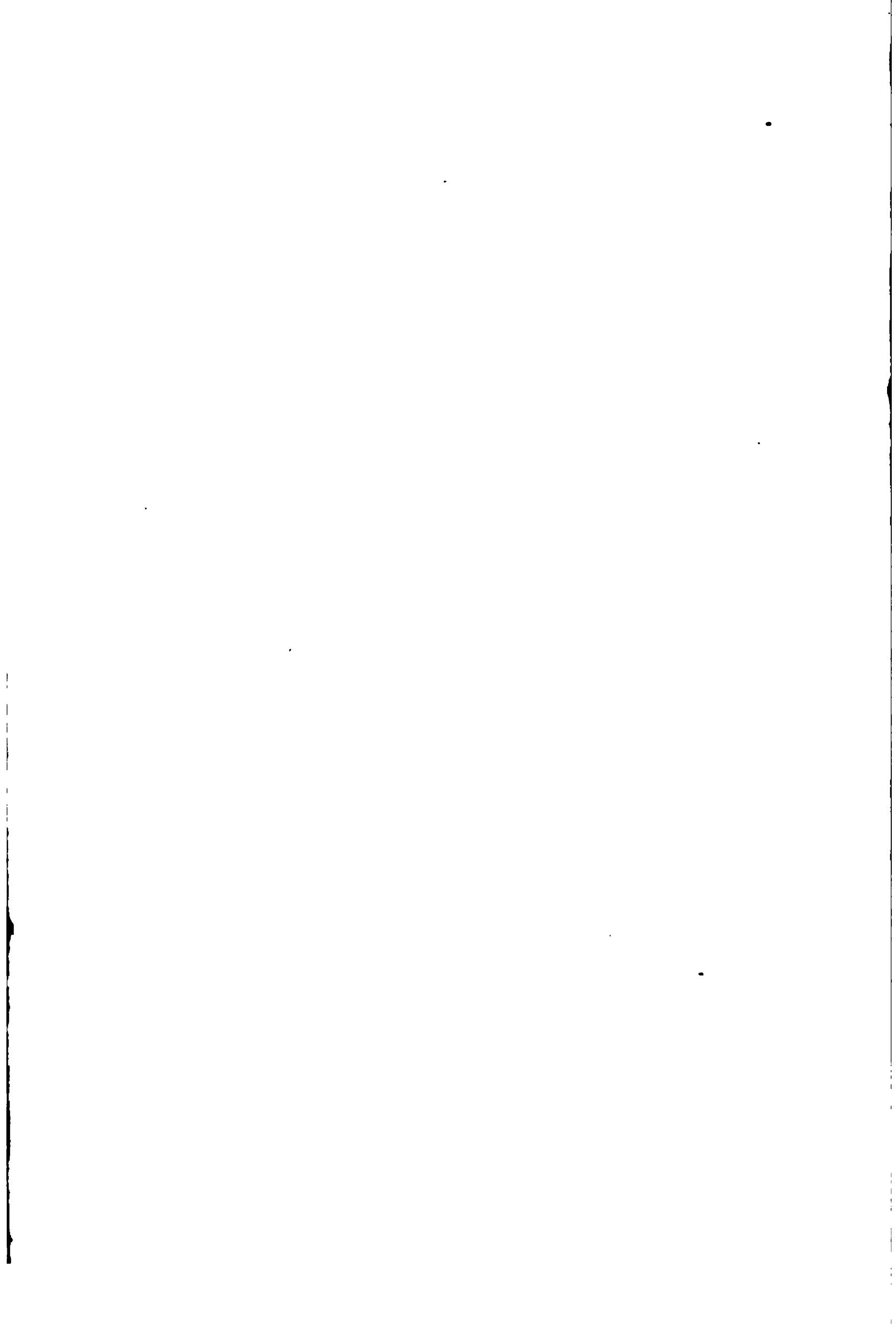
Hebel seiner Eitelkeit ein gewisses Interesse für Dich erweckt, indem ich ihm erzählte, wie ungehalten Du seiest, daß er Dich auf der Straße nicht erkannt — denn Du hättest ganz Recht gehabt, damals that der Herr Professor noch etwas vernünftigeres als — von Morgens früh bis Abends spät an Dich zu denken!"

L u c i a.

Novelle

von

A d o l f S t a h r.



1.

Der alte Musiklehrer Benkenstein trat sehr aufgereggt in sein Mansardenzimmer. Er setzte den spanischen Rohrstock mit dem elfenbeinernen Knopfe in die unrechte Ecke, wo er klirrend gegen die Saiten einer großen Pedalharfe fiel. Er warf den sonst so sorgfältig vor jedem Stäubchen bewahrten langgetragenen Kastorhut ganz rücksichtslos auf die bestäubten Partituren, welche über dem alten Streicherschen Flügel aufgestapelt lagen, statt ihn wie gewöhnlich dem sichernden Haken an dem großen, braunbemalten Bücher- und Notenrepositorium anzuvertrauen. Es war augenscheinlich, daß er einen Verdruß gehabt hatte. Und zwar nicht einen der gewöhnlichen Sorte, woran es einem geplagten Menschenkinde, das seine Paar hundert Thaler jährlich mit acht bis zehn täglichen Musikstunden erarbeiten muß, nicht zu fehlen pflegt. Sondern einen extraordinären, einen Verdruß von der Art, wie sie tief in das Innerste eines Künstlergemüths eindringen, wenn so ein armer Musikstundenflave zufällig das Unglück hat, ein Stück von einem Künstler

zu sein, wie unser Victor Amadeus Benkenstein, wohlbestallter Organist und Musiklehrer in der Provinzialhauptstadt, wohnhaft drei Treppen hoch in der Mansardenwohnung eines alten Giebelhauses, das ganz so alt und so wunderbarlich aussah, mit seinen übereinander vorgebauten, fensterreichen und doch so dunklen Stockwerken, seinen ungetünchten, wetterbraunen Ziegelmauern und dazwischen liegenden grauen Balken, seinem geschnörkelten Giebel mit der Teufelsfrage an den Balkenköpfen, den Drachensäulern der eisernen Dachtraufen und der rostigen, im Winde kreischenden Wetterfahne hoch oben: — ganz so alt und ganz so wunderbarlich abstechend gegen seine steifen, glattgetünchten, modernen Nachbarn, wie Herr Amadeus Benkenstein selbst mit den kurzen Hosen und den Knappstiefeln, dem dunkelgrünen Oberrock mit dem hohen Kragen à la Robespierre, der breitköpfigen grünen Manchesterweste und dem à la Albrecht Dürer geschnittenen, an der Stirne kurzen, über Schläfe und Hinterkopf lang herabfallenden schwarzgrauen Haar, wundersam abfiach unter der modernen West um ihn her.

„Was giebt's denn heute Amadeus?“ fragte voll Bestürzung über das heftige Gebahren des eingetretenen Musikmeisters ein wenig jüngeres Frauenzimmer, die Schwester desselben, die er seit Jahren zu sich genommen hatte, und die dem Unbeweihten den kleinen Haushalt führte. „Was hast Du denn Amadeus? Hast Du Verdruß gehabt — etwa bei dem Herrn Bürgermeister und seiner hochmüthigen Tochter? oder beim gnädigen Herrn Landrath? Ist Dir eine Stunde aufgesagt? oder hat Dich wieder der reiche Filz, der Herr Kaufmann Brauer ohne Marke fortgeschickt, weil Fräulein Tochter

vom gestrigen Ball Kopfschmerzen hatte und das Absagen vergessen worden war?“

„Nichts von alle dem, Judith! nichts, gar nichts!“ entgegnete der Alte mit einem Seufzer.

„Aber so sage doch was Du hast, Amadeus! Mir schmeckt ja sonst kein Bissen Abendbrot, Bruder, wenn ich Dich so sehn muß und Du Dir nicht das Herz erleichterst,“ erwiderte dringender die Alte. „Ich sitze nun hier den ganzen Nachmittag, und denke Dir heut Abend eine rechte Freude zu bereiten mit einem Gericht Bratfische, wie Du die gern magst, und nun kommst Du zurück und bist so untwirsch und verstört, wie ich Dich nicht gesehn habe seit jenem Abend, wo Du auch so bitterböös heim kamst mit der Nachricht, daß der verlausne Kapellmeister Blandi wieder nach Haus zurückkehren würde, und daß —“

„Schweig Judith! ich bitte Dich!“ unterbrach Herr Victor Amadeus Benkenstein hier den Redefluß seiner Schwester mit so nachdrücklich scharfem und doch zugleich so bittendem Tone, daß Judith den abgerissenen Faden ihrer Erinnerung an ein dem Bruder offenbar peinliches Ereigniß, nicht wieder anzuknüpfen wagte.

„Ich will Dir Alles sagen,“ fuhr er etwas sanfter fort, „laß mich nur erst zur Ruhe kommen, und gieb mir den Schlafrock und die Pantoffeln. Ich bin müde von den sechs Nachmittagsstunden, und meine alten Beine wollen so wenig wie der Brustkasten das weite Hin- und Herlaufen auf dem Steinpflaster aushalten. Zudem sind Landrath's jetzt wieder vors Thor auf die Gartenwohnung gezogen. Das macht einen Weg von guten fünfundzwanzig Minuten hin, und fünf-

undzwanzig Minuten her, giebt also eine Stunde Schaden. Und doch zahlen mir die Knicker nur für die eine Stunde. Es fällt ihnen gar nicht einmal ein, daß das unbillig sein könnte, und ich kann die lumpigen vier guten Groschen nicht aufgeben, weil mir das die Frau Landrätthin bei einer andern Familie vergelten würde. Ein elend Leben das! für einen alten Musikanten, der bessere Tage gesehn hat," fügte er seufzend hinzu. „Wenn man nicht unter dem vielen Volk, dem man die Musik in den hohlen Kopf eintrichtern soll, ohne daß sie einen Ton von Musik in Ohr und Seele haben, — wenn man da nicht in solchem Marterleben zuweilen eine Labung hätte durch so eine Schülerin wie meine kleine herzige Lucia, mein Maienglöckchen, aus deren süßer Stimme der göttliche Himmelsfunken einem ins Herz springt, — ich könnt's nicht aushalten in dem Elend. Sie kommt doch heute Abend nach dem Essen zur Stunde? Sie soll mir heute die Arie aus des göttlichen Meister Wolfgang Amadeus Mozart Don Giovanni singen — und ich will dabei (setzte er leise für sich hinzu) an frühere Zeiten gedenken.“

„Ich glaube nicht, daß sie kommt, Amadeus," erwiderte die Schwester nun verlegen. „Denn bald hätt' ichs vergessen, hier ist ein Briefchen an Dich von ihr, das sie sicher nicht geschickt hätte, wenn sie heute Abend selber noch zu kommen dächte. Da! ich hab's auf Deine Sammtkappe gelegt, daß Du's gleich fändest, wenn Du zurückkäme. Aber Du hast die Kappe noch nicht einmal aufgesetzt vor lauter Verdrießlichkeit.“

Der alte Bentenstein nahm das Briefchen von seinem

Blaze, setzte schweigend die Sammtkappe auf und erbrach das Siegel, während die Schwester hinausging, um nach den Bratfischen zu sehen.

2.

In der kleinen Wohnung der Frau Josepha Blandi und ihrer Tochter Lucia sah es an demselben Abend auch nicht heiter aus. Mutter und Tochter saßen an dem kleinen runden Tische, auf welchem die Bestandtheile einer spärlichen Mahlzeit unangerührt standen, schweigend einander gegenüber. Die Erstere hielt in der Hand einen Brief, in den sie von Zeit zu Zeit halb gedankenlos hineinsah, gleichsam als wolle sie etwas aus demselben herauslesen, was doch nicht darin stand. Die kränklich bleichen, kummervollen Züge des früh gealterten Gesichtes zeigten dennoch dem aufmerksamen Beobachter noch die Spuren früherer Schönheit, und die Ähnlichkeit mit der ihr gegenüberstehenden kaum siebzehnjährigen Tochter war gerade in diesem Augenblicke, wo der gleiche Ausdruck tiefen Herzeleids sich auf den Gesichtern beider ausprägte, nicht zu verkennen.

Man konnte kein holderes Wesen denken als die Erscheinung dieses jungen Mädchens in dem Tüchchen von schwarzem Halbsammt über dem weißen Kleide, mit der Schnur rother Korallen um den schöngeformten Hals, den dunklen Locken,

die das liebliche Oval des Gesichts umschatteten, und den großen langbewimperten tiefbraunen Augen, die voll unendlicher Zärtlichkeit sich auf das niedergesenkte Antlitz der Mutter richteten. Plötzlich überflog ein Zittern ihr Angesicht. Große Thränen perlten in ihren Augen, und mit dem Aufschrei: „Mutter, meine Mutter, ich bleibe bei Dir!“ stürzte sie der Aufblickenden um den Hals, und verberg niederknieend ihr lautes Schluchzen im Schooße der Mutter, die mit zum Himmel gerichteten Blicken ihre Hände um die Tochter schlang.

Eine neue lange Pause trat ein. Endlich unterbrach die Mutter das Schweigen.

„Steh auf Lucia, mein geliebtes Kind! Komm und setze Dich zu mir, und laß uns ruhig mit einander reden. Sei meine gute, verständige Tochter, meine einzige Freundin auf der Welt,“ setzte sie hinzu, indem sie das sich leise erhebende Mädchen küßte, und ihr die Thränen mit ihrem Tuche aus dem Gesichte strich. — „Was er auch an mir gethan haben mag,“ fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, „er ist und bleibt doch Dein Vater, Lucia. Und es steht geschrieben: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!“

Lucia erwiderte nichts auf diese Worte. Sie rückte ihren Stuhl an den hölzernen Armsessel der Mutter, legte derselben das von ihrer Hand gearbeitete wollne Rückenkissen zurecht, und setzte sich dann mit gefalteten Händen der Mutter zur Seite, die also fortfuhr.

„Sieh, mein Kind, Dein Vater schreibt, daß er als Musikdirektor bei der Schauspielergesellschaft in H. engagirt ist, und daß er für Dich eine Stelle als Konzertsängerin mit vierhundert Thalern jährlich bei dem dortigen Konzertverein er-

halten kann, sobald Du zu ihm kommst. Er verlangt das Bestere, weil er zugleich seine eigne Stellung dadurch befestigen könne, und“ — setzte sie leise hinzu — „ich glaube, daß er diesmal die Wahrheit spricht, denn es ist das Erstmal seit mehr als drei Jahren daß er fort ist, daß er kein Geld von uns verlangt, sondern vielmehr Reisegeld für Dich — verspricht!“

„Aber warum kommt er denn nicht selber?“ fragte die Tochter.

„Er kann nicht abkommen, liebes Kind, wenn er eine solche Stellung hat,“ erwiderte entschuldigend die Mutter, indem sie den niedergelegten Brief wieder in die Hand nahm, und die hastig hingeworfenen, mit lateinischen Lettern geschriebenen Zeilen nachdenklich überflog. „Und dann,“ fügte sie seufzend hinzu, „weißt Du ja auch, daß er sich hier nicht sehen lassen darf. Denn wenn uns die Leute auch aus Mitleid das Wenige gelassen haben, was wir noch besitzen — so würden ihn doch ganz sicherlich seine hiesigen Gläubiger verhaften lassen, wenn er die Stadt wieder beträte.“

In demselben Augenblicke hörte man schwere Tritte langsam die kleine steile Holztreppe sich heraufbewegen, und unmittelbar darauf erscholl der helle Ton der Flurklingel, die mit einem heftigen Ruck angezogen wurde.

Mutter und Tochter schreckten auf, wie von einer und derselben unheimlichen Ahnung ergriffen.

„Wer kann denn das noch sein in so später Stunde?“ sagte die Frau mit einem Blicke auf die kleine Schwarzwälderuhr, deren Zeiger bereits die neunte Stunde überschritten hatte. „Geh hinaus mein Kind, und frage erst, ehe Du öffnest.“ Die Klingel erscholl noch einmal.

Das junge Mädchen nahm den kleinen Wachsstock, den sie an der Lampe entzündet hatte, und ging hinaus. Auf ihr ängstliches: „Wer ist da?“ erscholl ein wohlbekanntes treuherziges: „Son io, carina, ich bin es, mein Herzchen!“ Die Thür öffnete sich schnell, und der alte Musiklehrer Amadeus Benkenstein im grünen Überrock und mit dem spanischen Rohre in der Hand, trat ein. „Ist Deine Mutter noch auf, und ihr Befinden leidlich?“ fragte er etwas leiser das junge Mädchen, das bei seinem Anblicke mit sichtbarer Freude sich von irgend einer ungewissen Angst erleichtert zu fühlen schien. „Nun das ist gut,“ fuhr er fort, als er auf beide Fragen eine bejahende Antwort erhalten hatte. „Ich habe mit ihr zu sprechen. Geh und sag ihr das, carina mia!“

Die Mutter, deren scharfes Ohr durch die angelehnte Thür die antwortende Stimme vernommen hatte, schrak sichtbar zusammen, als sie den eingetretenen alten Freund begrüßte.

„Verzeihet, daß ich Euch zu so später Nachtzeit halt noch in Eurer Behausung störe,“ sagte der alte Musikmeister, in dessen Sprache der süddeutsche Wienerische Accent trotz seines langen Lebens im Norden von Deutschland noch immer stark hervorklang. „Aber ich habe Euch etwas zu fragen und zu sagen, das eben keinen Aufschub leidet, wie ich glaube. Es wäre aber gut, wenn ich dabei allein mit Euch sein könnte.“

Lucia nahm, fast noch ehe die Mutter ihr den bejahenden Wink erteilte, den noch brennenden Wachsstock vom Tische, küßte ihrer Mutter die Hand, und entfernte sich, um in ihr Schlafkammerchen zu gehen, das durch ein zweites kleines Zimmer von der Bohnstube getrennt lag.

Als die Tochter das Zimmer verlassen hatte, winkte Frau

Blandi dem Musikmeister, der sich auf Lucia's Stuhl niederließ, den Kastorhut auf die Erde neben sich stellte, und die Hände über den Elfenbeinknopf des spanischen Rohrs gekreuzt mit leiser gepreßter Stimme also begann:

„Ist es wahr, Giuseppa, daß der Landläufer Euch das Kind abverlangt?“

„Ihr vergeßt, Herr Benkenstein, daß Ihr von meinem Manne, von Lucia's Vater redet!“ erwiderte die Frau, indem sie den Sprechenden mit einem strengen Blicke anzusehen versuchte, den sie aber alsbald wieder zur Erde sinken ließ, als sie die vor innerer Bewegung zitternden in diesem Augenblicke fast erdfahlen Züge des alten Benkenstein erblickte, der alsbald im Tone schmerzvollen Ingrimms entgegnete:

„Vergessen? Ich gäb' mein noch übriges Leben darum, wenn ich's vergessen könnte, Giuseppa, daß er Dein Mann und Deines Kindes Vater ist. Hilf mir lieber es zu vergessen, als daß Du mich grade heute, an diesem Tage, daran erinnerst, den Du selber vergessen zu haben scheinst. Es sind freilich fünf und zwanzig Jahr her, und wir können heute das silberne Jubiläum des dritten Mai feiern. An Silber fehlt es auch nicht in Deinen und meinen Haaren, und der es mit freigebiger Hand darauf ausgestreut hat, ermüdet noch immer nicht in seinem Wohlthun!“

Die Frau bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und weinte leise. Der Musikmeister fuhr ruhiger fort:

„Ich weiß Alles, Frau Blandi. Lucia hat's mir geschrieben. Er will das Kind haben, um es ins Verderben zu bringen, wie er Euch ins Verderben gebracht hat. Ist's nicht so?“

Hat er nicht verlangt, daß Ihr ihm die Tochter schicken sollt, damit er ihr und Euer Glück mache?“

Die Frau nickte bejahend, ohne die Hände von ihrem Gesichte zu entfernen.

„Und Ihr wollt ihm den Willen thun? Ihr wollt ihm auch diesmal Gehorsam leisten, ihm auch diesmal glauben? jetzt noch nach einem ganzen Leben voll Täuschung durch den —“

„Kann ich denn anders?“ unterbrach ihn hier die Frau seufzend; „und ist es nicht auch sein Kind, auf das er Vaterrechte hat?“

„Vaterrechte? ich wüßte nicht, womit er sich die verdient hätte.

Vaterrechte werden nicht angeboren, sie wollen erworben sein. Und was hat Euer Mann bisher dazu gethan? Er hat Euch beide unglücklich gemacht auf alle Weise, er hat Euch Eure Heimath und die Angehörigen genommen und Euch von Ort zu Ort umhergeschleppt durch die Welt, weil er nirgends gut thun mochte. Er hat Euer Vermögen durchgebracht mit Spielen und Prassen und Euch dann zuletzt im Elende sitzen lassen, um ungehindert durch Weib und Kind sein Zigeunerleben weiter zu führen. Was das Kind gelernt hat, verdankt sie Euch und mir, und ihre Stimme den Trost Eures Kummers und demaleinst die Stütze Eurer alten Tage hat ihr der Schöpfer verliehen. Ich möchte wissen, was er auf das Alles für ein Vaterrecht hätte?“

Bergebens bemühte sich Lucia's Mutter ihren alten Freund unter Mittheilung des von ihrem Manne geschriebenen Briefes günstiger für das Projekt desselben zu stimmen. Der alte

Musikmeister blieb hartnäckig bei seinem Glauben, daß alles was jener von günstigen Umständen für Lucia's Engagement geschrieben, Lug und Trug sei, und daß er es nur darauf abgesehen habe, die Tochter und ihr Talent in die Hände zu bekommen, um es für sich zu verwerthen, sollten auch beide darüber zu Grunde gehen.

„Und wenn es auch Wahrheit sein sollte, was er von der Stelle einer Concertsängerin und von seiner eignen festen Anstellung schreibt, wer bürgt denn dafür, wie lange es Wahrheit bleibt? Wer steht Euch und mir dafür, daß er's nicht in kurzer Zeit dort eben so weit gebracht hat wie hier und aller Orten, und daß er dann nicht Lucia in sein Herumtreiberleben mit hineinzieht?“ —

Die Frau berief sich darauf, daß ihr Mann in diesem letzten Briefe selbst ein reuiges Eingeständniß seiner frühern Fehler und Thorheiten abgelegt, daß er den festen Vorsatz ausgesprochen habe, von nun an sein Schicksal vor weiterem Verfall sicher zu stellen, daß sich grade jetzt dazu eine Gelegenheit biete, und daß er dazu des Beistandes der Tochter und der Zustimmung der Mutter bedürfe.

Aber weder diese noch ähnliche Vorstellungen waren vermögend, auf den alten Musikmeister irgend einen Eindruck zu machen. Er kam immer wieder auf seinen ersten Satz zurück: „Und wenn sich auch Alles so verhielte, wie Signor Blandi schreibt, Eins steht fest: er hat keine Achtung vor der Gottesgabe des Talents. Er hat sein eignes vernachlässigt und verliederlicht, er wird auch Lucia's Talent ruiniren. Er ist nicht nur in seinem Leben, sondern er ist auch in seiner Kunst heruntergekommen. Er hat keine Achtung mehr vor dem hei-

ligen Geiste der Kunst, und darum wird er Lucia's Stimme zerstören um sein lieberliches Leben durchzubringen. Und das soll nicht geschehen, so lange ich ein Wort reden darf, denn ich liebe das Kind — als wäre es mein eignes," setzte er mit bebender Stimme hinzu, „und wenn Vaterliebe Rechte giebt, so hab ich ein Anrecht darauf, über ihr Schicksal zu wachen.“

Frau Blandi fühlte sich tief erschüttert. Sie konnte in ihrem Herzen dem treubewährten Freunde leider nicht Unrecht geben, wenn sich auch ihr Innerstes sträubte, das ganze Gewicht aller seiner Anklagen und Beschuldigungen und den vollen Umfang seiner Befürchtungen für die Zukunft Lucia's anzuerkennen. Seit sie vor drei und zwanzig Jahren dem glänzenden Chevalier de Blandi mit Zerbrechung eines früheren Verlöbnißes gefolgt war, hatte nach kurzem Glücksbrausche ihr Leben sich zu einer Kette von Widerwärtigkeiten gestaltet. Blandi gehörte wirklich einer italiänischen aus dem Mailändischen stammenden Adelsfamilie an. Als jüngerer Sohn hatte ein Hang zur Abenteuerlichkeit verbunden mit Leichtsinne und Lust an Ausschweifungen ihn früh in die Welt getrieben. Spiel, Wein und Weiber hatten bald seine Mittel verschlungen. In Wien hatte er Giuseppa kennen gelernt. Sie war eine vaterlose Waise, die mit ihrer Mutter, welche Haus und Garten in einer Vorstadt Wiens besaß, in leidlichen äußern Verhältnissen lebte. Ihre große musikalische Begabung hatte die Aufmerksamkeit des in dem Hause ihrer Mutter wohnenden Benkenstein erregt, der als fürstlich Thurn und Taxisscher Kapellmeister ein gutes Auskommen besaß. Er hatte ihre musikalische Ausbildung geleitet, und bald gewann ihr erstes

Auftreten in Privatkonzerten durch eine wundervolle Sopranstimme ihr mit dem Beifall der Zuhörer vollends das Herz des Kapellmeisters, den die Liebenswürdigkeit und Sanftmuth ihres Wesens nicht minder als die auffallende Schönheit ihrer äußern Erscheinung schon länger angezogen hatten. Er war freilich bedeutend älter als die kaum achtzehnjährige Giuseppa, und der Ernst und eine gewisse Schroffheit seines äußern Wesens ließen den Unterschied des Alters noch mehr hervortreten. Allein Giuseppa hing an dem ernstern, für seine Kunst begeisterten Manne, an ihrem Lehrer mit der kindlichen Verehrung einer Tochter. Sie hatte nichts dagegen, als er bei der Mutter um ihre Hand anhielt, denn ihr Herz war frei und ihre Neigung zu Benkenstein die erste, welche sie außer der Liebe zu ihren Eltern empfunden hatte. Wenige Monate nach ihrem Verlöbniße war es, als nach einem Konzerte in dem Hause eines reichen Kunstbeschützers, wo Giuseppa Alles durch ihren Gesang bezaubert hatte, der Chevalier Luigi de Blandi sich ihr von der Wirthin des Hauses vorstellen ließ. Dieser Augenblick entschied über ihr Schicksal. In welcher Weise und mit welchen Folgen, davon haben wir bereits durch das eben angehörte Gespräch genügende Andeutungen erhalten.

Rehren wir indessen, ehe wir dasselbe für jetzt weiter verfolgen, zu der verlassenen Scene zurück.

Frau Blandi blickte den alten Freund mit ihren noch immer schönen, von Thränen gefüllten Augen an und sprach, indem sie seine Hand ergriff und mit ihrer feinen abgemagerten Hand leise drückte:

„Ich danke Euch von ganzem Herzen, theurer Freund,

für Alles was Ihr an mir und dem Kinde gethan, und auch jetzt für Eure Sorge um ihr Schicksal. Aber was kann ich thun, wenn Er die Tochter verlangt?"

„Was Ihr thun könnt? Sie ihm verweigern, weil es ihr Unglück ist.“

„Aber das Gesez —“

Der Musikmeister schwieg einen Augenblick. Man sah es ihm an, daß er innerlich mit sich einen schweren Kampf kämpfte. Endlich sprach er:

„Ja, das Gesez! Hört mich an Giusseppe! Das Gesez würde allerdings gegen Euch sein, denn es ist unvernünftig, weil es eigentlich zum Vortheil der menschlichen Schlechtigkeit gemacht ist. Aber Ihr könnt dem Geseze entgehen. Sieh, Giusseppe — ich habe lange gekämpft in mir — ehe ich Dir sagen mochte, was ich Dir jetzt sagen will. Aber heute muß es sein, denn das Kind, das mein ist, weil ich es liebe, weil ich es habe erziehen helfen, das Kind darf nicht dem Geseze zum Opfer fallen! Giusseppe,“ fuhr er fort und seine Stimme zitterte — „mein Haar ist ergraut, aber mein Herz ist jung geblieben. Ich liebe Dich noch! Trenne Dich endlich — jetzt von dem Unwürdigen und werde mein Weib, wenn nicht um meinet = so um Deines Kindes willen!“

Eine Fluth von widerstreitenden Empfindungen durchströmte die Seele der Frau bei diesen Worten. Das stille friedliche Glück ihrer unschuldigen Jugend, ihr Vergehen an dem treuen Verlobten, die Leidenschaft für ihren Entführer und Gatten, ihr ganzes späteres Leben mit all seinen Schmerzen, seinem Glende und seiner Noth, das erste Wiederfinden ihres Lehrers und Verlobten, nach Jahren des wüsten Um-

herirrens, in dieser kleinen, ziemlich westabgelegenen Stadt, seine Großmuth gegen die Verlassene, das Schicksal ihrer Tochter in den Händen eines Vaters wie Blandi, so wie der Gedanke an ihr Herzeleid, an ihre eigne Verlassenheit nach der Trennung von dem einzigen Kinde, — das Alles kam über sie bei diesen Worten des Freundes, die ihr einen letzten Ausweg zeigten aus all diesem Unglück. Dann aber trat sogleich wieder Blandi's Gestalt vor sie, wie er die Möglichkeit eines letzten Emporrassens einer endlichen Befestigung seiner und ihrer Zukunft abhängig machte von jenem Opfer — alle Gedanken an seine Vergehen, an die falschen Vorspiegelungen, durch die er sie einst getäuscht, an seine Untreue, durch die er sie beleidigt, das Alles trat wieder zurück. Denn — so räthselhaft ist des Weibes Herz in seiner Liebe — grade in diesem Augenblicke, wo sie den Mann aufgeben sollte, der sie verlassen, der Weib und Kind dem Glende Preis gegeben hatte, in die er sie gestürzt, grade in diesem Augenblicke empfand sie tiefer als seit langer Zeit, daß sie ihn noch liebe!

Dennoch fühlte sie sich in ihrem Innern schwankend bei dem edelmüthigen Anerbieten ihres alten Freundes. Sie drückte ihm gerührt die Hand und war eben im Begriffe ihm zu erwidern, daß er ihr Zeit zur Überlegung lassen, daß sie ihm ihre Entscheidung im Laufe der nächsten Tage geben wolle, als das Rollen eines Wagens, der rasch die enge Straße heraufkam, sie aufhorchen machte. Der Wagen hielt plötzlich vor ihrem Hause still und entfernte sich dann eben so eilig wie er gekommen. Lucia, die in ihrem Schlafkämmerchen angekleidet das Ende der Unterredung jener beiden abgewartet hatte, trat schnell ins Zimmer, denn schon ließ sich

ein Rochen an der Hausthür vernehmen. Der Musikmeister ergriff Hut und Stock, während Lucia die Treppe hinuntereilte. Bald vernahmen die Zurückgebliebenen einen hellen Aufschrei, und eine Minute später trat ein hochgewachsener Mann in einen weiten, blauen Karbonaromantel gehüllt, in das Zimmer. Er warf den Mantel mit theatralischer Geberde ab, schaute den Musikmeister ohne Gruß mit einem höhnischen Blicke an und stürzte dann mit dem Ausrufe: „da bin ich, Giuseppa!“ der zwischen Schreck und Freude getheilten Frau in die Arme, die alsbald mit einem unartikulirten Laute ohnmächtig in ihren Sessel zurücksank.

3.

Die unerwartete Ankunft des Herrn Blandi bei den Seinen verfehlte weder auf die Mutter noch auf die Tochter die beabsichtigte Wirkung. Es gelang ihm noch im Laufe des nächsten Tages alle Hindernisse, welche seinem Plane, die Tochter mit sich fortzunehmen, entgegenstanden, zu beseitigen, und schon am nächsten Abende führte eine Extrapostchaise ihn und die weinende Lucia aus dem Thore der Stadt auf die Straße, welche nach S. führt.

Der „Kapellmeister,“ mit welchem selbstverliehenen Titel Herr Blandi schon seit Jahren den früheren Chevaliercharakter vertauscht hatte, schien von dem Augenblicke an, als er die

Mauern von P. verlassen hatte, leichter aufzuathmen. Er trieb die Postillone unter Versprechung doppelter Trinkgelder zur Eile an, als gälte es eine mühsam errungene Beute in Sicherheit zu bringen. Um seine Tochter, welche fortwährend ihr Taschentuch vor die überströmenden Augen drückend neben ihm saß, bekümmerte er sich anfangs wenig. Nur einmal als sie seine wiederholten zärtlichen Aufforderungen, sich zu beruhigen, mit erneuten Thränen beantwortete, änderte er plötzlich den Ton besorgter Vaterliebe und gebot ihr mit einem rohen Fluche: „das verdammte Heulen endlich einzustellen.“ „Soll ich Dich etwa mit rothen Augen und geschwellenem Gesicht dem Konzertdirektor in S. vorführen, damit er Gott weiß was von Dir und mir denke?“ setzte er im Tone des höchsten Ingrimmes hinzu. Dann aber plötzlich wieder in eine andere Stimmung übergehend, überhäufte er sie mit Liebeskosungen und Schmeicheln, pries ihre Schönheit und anmuthige Gestalt, ihre Stimme, ihren Gesang, und schilderte ihr in den überschwänglichsten Ausdrücken, wie sie durch alle diese Gaben und Vorzüge künftig das Publikum entzücken, wie sie überall Verehrung und Huldigung und daneben klingende goldne Beweise derselben einerndten werde.

• Er nannte ihr die Namen verschiedener berühmter Sängern, welche von dunklen Anfängen sich zu europäischer Berühmtheit emporgeschwungen hätten. Er schilderte ihr, wie sie in Zukunft durch ihr Talent die Wohlthäterin ihrer „unglücklichen“ Eltern werden, wie sie beiden ein sorgenfreies Alter bereiten könne. „Aber freilich,“ fuhr er fort, „Alापपेर्न gehört zum Handwerk,“ wie Du weißt, oder vielmehr nicht weißt, denn Du bist noch völlig grün und unerfahren

in den Dingen der Welt und ihrem Laufe. Doch dafür wirst Du glücklicherweise auf Deiner Bahn einen welterfahrenen Vater zur Seite haben, der die Mittel kennt, durch welche heutzutage der erste Grundstein zum Tempel der Celebrität für gefeierte Künstler gelegt wird. Davon wird indessen später zu reden sein," schloß er seine Ansprache an die Tochter, welche von allen seinen verheißungsvollen Worten wenig verstand, zumal sie denselben mit sichtbarer Zerstreuung zuhörte.

Dennoch aber machte Alles was er sagte und mehr noch die Art wie es gesagt wurde, auf ihr Gemüth einen eignen peinlichen Eindruck, obschon sie sich denselben nicht recht zu erklären vermochte. Ihr Vater, von dessen früheren Schicksalen, sowie von seinem Treiben in den letzten Jahren sie nur unvollständig unterrichtet war, erschien im Außern keineswegs mit den Spuren jener Dürftigkeit, wie sie dieselbe sich nach den Erzählungen der Mutter vorgestellt hatte. Sein Anzug trug vielmehr eine gewisse überladene Eleganz zur Schau. Von den Ringen die er an mehreren Fingern trug bis zu der breiten goldenen, vielleicht auch nur vergoldeten Uhrkette und pomphaften Busennadel, welche mit einem verdächtig großen Brillantknopfe die wenig saubere Chemisette schmückte, schien Alles darauf berechnet, durch Glanz der äußern Erscheinung zu imponiren und zu blenden, während die Knickerei, mit welcher er den Kellnern und Gastwirthen begegnete oder sich mit den Postillonen und Fuhrleuten wegen der Summe des versprochenen Trinkgeldes herumstritt, dieser äußern Erscheinung auffallend widersprach. So weltfremd das junge Mädchen auch sein mochte, so wenig konnte sie sich doch verhehlen, daß das ganze Behaben ihres Vaters unterwegs, sein Vor-

nehmthun mit den Einen, seine herablassenden Scherze mit den Andern, sein Sprechen in verschiedenen Sprachen mit der Tochter, welche des Italiänischen und Französischen ziemlich mächtig war, fast nirgends bei den Leuten den von ihm beabsichtigten Eindruck machte. Die unbefangne Jugend, besonders des weiblichen Geschlechts, empfindet in dergleichen Fällen fein und richtig. So fühlte Lucia es instinktmäßig heraus, daß in dem Benehmen ihres Vaters sich bei allem Anscheine von Weltgewandtheit und Sicherheit vielmehr das Gegentheil von beidem zu erkennen gebe, und daß er überall in dem Lichte eines Menschen erscheine, der sich bestrebe etwas vorzustellen was er nicht sei. Und doch — trotz allem diesen, trotz der langen Entfernung, trotz der Erinnerungen an das Leiden der Mutter, das ihre Kinderjahre getrübt und ihre heranwachsende Jugend verdunkelt hatte, — fühlte Lucia in ihrem Herzen eine kindliche Neigung zu ihrem Vater, den sie fast nie von andern ohne einen Zusatz der Geringschätzung, wo nicht der Verachtung hatte nennen hören. Es that ihr wohl einen Vater zu haben, der mit ihrer Mutter ausgesöhnt, in anständigen Verhältnissen lebend, jetzt sich bestreben wollte, langjähriges Unrecht wieder gut zu machen.

Bei der Ankunft in S. zeigte sich indessen bald, daß die Verheißungen, unter denen Herr Blandi seine Gattin bewegen hatte, ihre Tochter mit ihm dorthin gehen zu lassen, nur zu einem Theile auf Wahrheit beruhten. Lucia's Liebenswürdigkeit und Anmuth, der Schmelz und Zauber ihrer von dem alten Bentenstein vortrefflich ausgebildeten Stimme verfehlten jedoch ihre Wirkung nicht. Die Vorsteher der Conzertgesellschaft engagirten sie nach den ersten Proben ihres Ta-

lents für die nächste Saison unter Bedingungen, die, wenn auch nicht glänzend, doch leidlich zu nennen waren. Lucia konnte bei dem ganzen Laufe dieser ersten Vorgänge die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man ihr überall mit entschiedenem Mißtrauen entgegentrat, und daß dieses Mißtrauen seinen Grund in der Persönlichkeit ihres Vaters hatte. Es ergab sich bald, daß derselbe sich vor ihrer Ankunft bei den mit den Vorstehern gepflogenen Unterhandlungen vielfache Übertreibungen und Abweichungen von der Wahrheit in den Angaben über seine Tochter erlaubt hatte. Es war bezeichnend für den abenteuernden Kapellmeister, daß er, wie überhaupt alle Abenteurer, selbst in gleichgültigen Dingen die Wahrheit nicht einhalten, daß er fast Alles was er zu berichten oder auszusagen im Falle war, irgendwie zu versehen und zu verändern, auszuschnürceln und umzudichten sich gedrungen fühlte. So hatte er auch hier sowohl das Alter, als die musikalische Vorbildung seiner Tochter, ihr früheres öffentliches Auftreten, ihre gehaltenen Erfolge unrichtig dargestellt, und die Abweichungen von seinen Aussagen, welche durch die offenen Antworten des jungen Mädchens auf gewisse Fragen sogleich an den Tag gebracht wurden, erzeugten für sie, durch den Eindruck welchen sie hervorbrachten, manche Beschämung, die sie in der Seele ihres Vaters empfand. Herr Blandi hielt sich indessen mit seinem gewöhnlichen Leichtsinne an dem Resultate. Es war ihm genug, daß seine Tochter gefiel, daß ihr Engagement abgeschlossen und auf seinen Wunsch ein Theil ihres Gehalts vorausgezahlt wurde, welchen er für sich in Empfang zu nehmen nicht verfehlte.

Nach dem ersten öffentlichen Concerte, in welchem die

junge Sängerin mit einigen Solopartien aus Don Juan debütiert hatte, steigerte sich Herr Blandi's Zufriedenheit in noch höherem Grade. Alle Musikfreunde in S., namentlich solche, welche der alten einfachen Schule angehörten, waren darüber einstimmig, daß hier ein bedeutendes Talent für den musikalischen Genuß der Stadt gewonnen sei, welches bei sorgfamer Pflege und Ausbildung zu den schönsten künstlerischen Hoffnungen berechtige. Die Schüchternheit der Anfängerin, die Anmuth und der Liebreiz ihrer jungfräulichen Erscheinung, fanden nicht minder Anerkennung als der silberreine Ton ihrer Stimme, obschon man es derselben leicht anmerkte, daß sie noch lange nicht zu ihrer vollen Kraft und Wirksamkeit entwickelt sei, und daß diese Entwicklung vor allem großer Schonung und Bewahrung vor aller übermäßigen Anstrengung zu bedürfen scheine, wenn nicht die Gesundheit und mit ihr die wunderliebliche Stimme der jungen Sängerin große Gefahr laufen sollte.

Herr Blandi allein schien diese Ansicht nicht zu theilen. Er drängte die Tochter, bald mit Schmeicheltreden und Liebeskosungen, bald unter brutalen Zornworten zu immer neuen Übungen und Versuchen, Kraft und Umfang ihrer Stimme durch allerhand gewaltsame Anstrengungen zu verstärken und zu erweitern. Sie mußte dabei die ungerechtesten Schmähungen der Unterrichtsmethode ihres alten Lehrers hören, gegen den Herr Blandi von einer grollenden Erbitterung erfüllt zu sein, und dessen Lehren und Anweisungen herabzusetzen und als altmodisch und verkehrt zu bezeichnen ihm ein besonderes Vergnügen zu machen schien. Er ging in seinem Hasse so weit, daß er dem jungen Mädchen sogar darüber Vorwürfe

machte, daß sie ihrem Lehrer und Wohlthäter von Zeit zu Zeit brieflich Nachricht von ihrem Ergehen gab. Zuerst schalt er auf das Brieffschreiben überhaupt, sobald er Lucia mit der Feder in der Hand antraf, weil es die Zeit zur Übung im Gesange und Flügelspiel raube. Dann verbot er es geradezu. Auch ihre Briefe an die Mutter mußten vor der Absendung ihm übergeben werden und seine Censur passiren. Jede in denselben befindliche Äußerung, welche ihm mißfiel, zog den Befehl nach sich, einen andern Brief zu schreiben. Auch die Briefe, welche die Mutter und der alte Benkenstein an Lucia sendeten, wurden zuerst von ihm gelesen, und nicht selten der Tochter ganz oder theilweise vorenthalten. Herr Blandi hatte es sich zur Aufgabe gestellt, sein Kind ganz von ihrer Vergangenheit abzutrennen und sie zu einem willenlosen Werkzeuge für seine abenteuerlichen Pläne zu machen. Es gelang ihm dies um so leichter, je weniger das unschuldige und reine Gemüth des jungen Mädchens fähig war, die tiefe Unsittlichkeit ihres Vaters, seine Selbstsucht und seinen Leichtfinn zu durchschauen. Dazu verfehlte er nicht, ihre Liebe und Theilnahme für sich durch Mittheilungen aus seinem Leben zu verstärken, welche all sein früheres Glend als ein unglückliches Schicksal, alle seine Leiden und Widerwärtigkeiten als eine Kette von Drangsalen darstellten, die ihm der Haß und Neid der Menschen, die Undankbarkeit und Treulosigkeit falscher Freunde bereitet. In allen diesen Erzählungen und Herzensergießungen erschien er stets als der unschuldig leidende, gekränkte, verfolgte, von Rabale und Neid der Kunstgenossen unterdrückte, vom Publikum durch die Bemühungen seiner Rivalen und Gegner verkannte, von einer engherzigen, bestochenen, parteii-

schen Kritik unterdrückte Künstler. Je fester er sich, nach Art der Menschen seines Schlages in diese Ansicht von seinem Lebensschicksale hineingeredet und gelebt hatte, um desto überzeugender wußte er dieselbe seiner Tochter darzustellen. Selbst gegen seine Frau und gegen den alten Musikmeister wußte er durch gehässige Andeutungen wenigstens einen leisen Schatten über das reine Bild zu werfen, welches Lucia von beiden in der Seele trug. Seine Erfolge wurden besonders dadurch verstärkt, daß er selbst an seine Auffassungsweise der Menschen und Dinge glaubte. Es giebt keinen gefährlicheren Zustand gesunkener Menschen, als derjenige, in welchem sich Blandi befand. Selbstsucht und Eitelkeit hatten sich in seiner Seele so vollkommen der Herrschaft bemächtigt, daß er sich daran gewöhnt hatte, bei allen, selbst den unabweisbarsten Anklagen, die er wegen leichtsinniger und schlechter, ja nicht selten an das Verbrecherische streifender Handlungen gegen sich selber hätte richten müssen, aus voller Überzeugung die Schuld immer außerhalb seiner suchte und fand. Menschen dieser Art sind fast nie zu retten, und ziehen gemeinhin alles was sich an sie knüpft, mit in ihr Verderben. —

4.

Der Herbst und Winter waren vergangen. Lucia hatte ab und zu ihrer Mutter und ihrem alten Freunde und Lehrer von ihren Erfolgen Kunde gegeben. Die Concertgesellschaft in S. hatte sie aufs Neue mit einer kleinen Vermehrung ihrer Gage für ein Jahr verpflichtet. Auch kleine Geldsendungen, die sich das gute Kind von dem Wenigen, was ihr der Vater ließ, absparte, hatten der Mutter die Bestätigung gegeben, daß es der geliebten Tochter Lucia äußerlich nicht mangle; und die liebevollen Worte Lucia's, welche jene Sendungen begleiteten, hatten der Mutter Thränen der Freude entlockt. Nur der alte Musikmeister blieb ungerührt von diesen ihm öfters vorgehaltenen Beweisen, daß seine Voraussagungen falsch gewesen. Er schüttelte zu Allem was ihm Frau Giuseppa sagte den Kopf und murmelte vor sich hin: „wie lange wirds dauern?“

Aber er sagte es nicht laut. Denn Frau Blandi war krank, sehr krank. Lucia's Entfernung, die Trennung von der geliebten Lucia, die Entbehrung ihrer treuen Pflege, ihrer süßen Stimme, ihres lieblichen Angesichts, das Alles wirkte auf die angegriffene Gesundheit der feinen blassen Frau viel bedenklicher, als sie selbst es gefürchtet. Sie wurde ernstlich krank und kränker. Es blieb kein anderer Ausweg, sie mußte sich zuletzt entschließen ihre einsame Wohnung aufzugeben und ein Zimmer in dem Hause zu beziehen, welches der Musikmeister mit seiner Schwester bewohnte. Denn nur so war es

möglich, der Leidenden diejenige Pflege angedeihen zu lassen, welche ihr angegriffener Zustand erforderte. Judith war anfangs gegen diesen Plan ihres Bruders gewesen. Aber der Musikmeister hatte mit einem Ernste darauf bestanden, der keine Hoffnung gab, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Schwester Judith aber war im Grunde eine gutmüthige, wenngleich etwas beschränkte alte Jungfer. Und nachdem sie auf ein heftiges: „Aber per Cristo! ich will es so, cospetto!“ des Musikmeisters, bei dem dieser italiänische Ausruf in allen ihren kleinen Zwistigkeiten von höchster Instanz war, sich gefügt hatte, und Frau Giuseppa Blandi ihre Hausgenossin geworden war, gewann sie die kranke Freundin des Bruders selbst täglich lieber, und unterzog sich ihrer Pflege mit einem Eifer und einer Sorgfalt, die von Meister Amadeus dankbar bemerkt und anerkannt wurde. In Giuseppa's Wesen und Verhalten zu dem Musikmeister war eine sichtbare Veränderung eingetreten. Seit ihre Lucia sie verlassen, seit sie selber das einzige Kind ihrem Manne hingegeben hatte, schien sie sich in ihrem Empfinden freier zu fühlen; und gleichsam als wenn sie auch ihrem alten Freunde jetzt einen doppelten Ersatz schulde, nahm sie dessen Anerbieten, zu ihm und seiner Schwester zu ziehen, fast ohne Widerstreben an. Sie machte sich nichts aus dem Gerede der Leute, die es, wie Judith behauptete, gar nicht in der Ordnung fanden, daß eine verheirathete Frau die Wohnung eines unverheiratheten Mannes theile, der ja obenein — wie das Gerücht ging, einmal ihr Liebhaber gewesen war. Denn so tief auch die betheiligten Beiden das Geheimniß ihres Lebens bewahrt zu haben glaubten, dennoch hatte sich ein Schatten davon unter die Menschen der

kleinen Stadt verbreitet, groß genug, um jetzt noch Anstoß zu geben, als eines schönen Tages Frau Blandi in das Giebelhaus des Musikmeisters einzog. Es kümmerte die Gevatterinnen und Gevattern nicht, daß der alte Musikmeister Victor Amadeus Benkenstein ein starker Fünfziger war, und daß Frau Giuseppa Blandi — oder die italiänische Prinzessin, wie man sie mit Bezug auf Herrn Blandi's Prahlereien von seiner Abkunft, spottweise nannte, — in Armuth und Kümmerniß krank und verlassen lebte. Eine ordentliche Frau, meinten sie, hätte das Alles lieber ertragen, hätte lieber in Verlassenheit umkommen müssen, als daß sie ihren Ruf so kompromittirt hätte. Es schide sich denn doch einmal nicht, und sei und bleibe immerhin ein Ärgerniß; und man sei nur neugierig, ob der hochedle Magistrat nicht ein Einsehn haben werde. Denn Herr Benkenstein gehöre doch immer als Organist an der Sanct Marien-Hauptkirche so zu sagen zur Geistlichkeit, und habe also doppelte Rücksichten zu nehmen. Dergleichen redeten die weniger schlimmen unter den Philisterinnen und Philistern des Ortes. Die bösen Zungen aber und die Frommen nannten den Musikmeister gradezu einen alten Sünder, dem man bei seinen grauen Haaren dergleichen nicht zugetraut hätte. Jetzt wurde ihnen auch das Geheimniß der plöblichen Entfernung Lucia's klar. Er sei es gewesen, der die gute Frau Blandi vermocht, ihre Tochter von sich zu thun und sie dem landläuferischen Kapellmeister zu überlassen, damit er Gelegenheit finde, seinen Plan auszuführen. Man müsse doch eigentlich Anstand nehmen, meinte die Frau Stadtschreiblerin, dem Manne künftig den Unterricht junger Mädchen anzuvertrauen, und sie wolle mit der Frau Landrätthin

und der Frau Bürgermeisterin im nächsten Kaffee darüber ein Wort reden. Also verhandelten die Tugendwächter der guten Stadt B., während Amadeus Benkenstein die großmüthigste und edelste Handlung beging, welche die Stadt seit ihrer Erbauung gesehen oder vielmehr nicht gesehen haben mochte. Seine und seiner Schwester unermüdlige Pflege und Sorgfalt brachte die franke und verlassene Frau täglich einen Schritt näher zur Genesung. Ihre Liebe spendete Trost, als die Briefe Lucia's allmählig seltener wurden, und schaffte Aus- hülfe, als die kleinen Geldunterstützungen, die von dieser Seite kamen, nach und nach ganz ausblieben. Die Rollen zwischen Frau Giuseppa Blandi und dem alten Musikmeister wechselten allgemach in Beziehung auf die abwesenden Beiden. Wenn in der ersteren zuweilen trübe Ahnungen über das Schicksal ihres Kindes in den Händen des leichtsinnigen Vaters aufstiegen, der in der That seit seiner Abreise nichts wieder hatte von sich hören lassen, so war es Herr Benkenstein, welcher begütigend zu trösten und erklärend zu beruhigen suchte, und oft gelang es ihm, so wenig er selber auch im Innern von seinen eignen Worten überzeugt war, das besorgte Mutterherz zu beschwichtigen. Dafür hatte er aber auch die Freude, daß Giuseppa sich augenscheinlich erholte, und eines Abends, als er etwas früher als gewöhnlich von seinen Stundengängen zurückkehrend die steile Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, vernahm sein Ohr die sanften Töne einer wohl- bekannten Stimme — von den Klängen seines Streicher'schen Flügels begleitet. Es war Frau Giuseppa, die an diesem Abende, zum erstenmale seit Jahren, wieder Lust empfunden

hatte, ein Instrument zu berühren und die jetzt Donna Elvira's :

„Mich verräth der Undankbare!“

zu singen begonnen hatte, mit dem sie vor vielen Jahren so oft den Musikmeister bezaubert. Er stand still und lauschte. Die einst so kraftvolle Stimme war jetzt freilich schwach und gebrochen. Aber noch klang sie rein und zart, und nur um so rührender drang ihr Ton in sein Herz. Der rauhe Mann zuckte unwillkürlich zusammen. Über sein Herz schlich ein Erinnerungsschauder längst vergangener Glückseligkeit, und eine Thräne floß langsam über sein faltenvolles Antlitz. Erst als die Töne längst verstummt waren schritt er hinauf, und in das Zimmer.

Ein Lächeln flog über Giuseppa's blasser Züge, die sich leise rötheten, als sie den eintretenden Freund erblickte.

„Ihr seht, ich bin eine Thörin,“ sagte sie, noch vor dem aufgeschlagenen Flügel sitzend. „Aber ich dachte nicht, daß irgend wer meine Stimme hörte, am wenigsten Euer feines Ohr.“

„Mein Ohr hat seit Jahren keine lieberer Töne gehört,“ erwiderte der Musikmeister, „und ich freue mich des Zeichens Eurer wiederkehrenden Gesundheit. Aber wo ist Judith?“

„Judith ist ausgegangen um einzukaufen, und nach einem Briefe auf der Post zu fragen; ich meine immer, Lucia kann meinen heutigen Namenstag nicht ohne einen Brief lassen!“

„Sie wird es auch nicht,“ begütigte der Freund, „wenn das Heute auch erst Morgen ist. Aber nun ruht Euch aus, denn Ihr seid angegriffen und doch möchte ich gar gern, daß wir heute ein wenig zusammen blieben. Denn wir wollen

heute Euren Namenstag als Genesungsfest feiern.“ Bei diesen Worten zog er ein wohlversiegeltes Fläschchen alten Ungarweins hervor und setzte es auf den Tisch. „Wir wollen auf Euer und Lucia's Wohl trinken. Es ist Tokaier-Ausbruch, und ein halbes Gläschen, meinte der Doktor, würde Euch nicht schaden!“ —

Giuseppa sah ihn mit ihren sanften Augen an und sagte leise, mit dem Finger drohend: „Ei, ei, Maestro, Ihr werdet ein Verschwender meinertwegen! so kostbaren Wein!“

Es war freilich mancher Groschen Stundengeld nöthig gewesen, um die Liebesgabe zu erwerben. Der Musikmeister aber stellte sein spanisches Rohr in die Ecke und küßte die dargereichte Hand der Freundin, welche fortfuhr:

„Wenn Ihr mir ein Fest geben wollt, lieber Freund Amadeus, so phantasirt Ihr mir heute etwas auf dem Flügel vor. Es ist so viele Jahre her, daß ich Euch nicht phantasiren gehört.“

Judith kam zurück. Sie brachte keinen Brief, wohl aber allerhand Zurüstungen zu dem frugalen Festmahle, die sie mit wichtiger Miene auf dem Tische ordnete. Die Tokaierflasche ward in die Mitte gestellt; ein Strauß Beilchen bezeichnete den Platz Giuseppa's. Die drei spitzen Krystallgläser funkelten im Schein der zwei Festlichter, die heute die Stelle der Messinglampe vertraten.

An diesem Abende sah das kleine Erkerzimmer des alten Siebelhauses drei glückliche Menschen. Der Musikmeister, von dem alten Tokaier und von der Freude über der Freundin Genesung belebt und begeistert, jubelte und klagte in den Phantasien seines Flügels Glück und Leid längstvergangener

Lage. Frau Giuseppa lauschte in ihrem Armstuhle lehnend seinen Passagen, und begleitete leise summend manche in die krausen Phantasien verwebte wohlbekannte Melodie mit ihrer Stimme. Nur hie und da unterbrach ein Seufzer beim Gedanken des fernen Kindes ihre Stimme, und eine Thräne drängte sich hervor bei der Erinnerung, wie die holde Lucia vor einem Jahre an diesem Abende die Mutter mit ihrem Gesange erquickt, und jetzt so gar nichts, auch nicht einmal durch ein Paar arme stumme Schriftzeichen, von sich hören lasse. —

Die Frau Stadtskretairin aber, welche mit der Frau Bürgermeisterin aus einem Thee und Butterbrod bei Landraths Kommend, an dem Hause vorüberging, rief bei dem Anblick des hell erleuchteten Mansardenstübchens und bei dem Hören der lauten Musik aus — (Meister Amadeus variirte grade des göttlichen Namensvetters

„Wenn du fein fromm bist &c.“ —):

„Nein, sollte man es glauben? Solch ein Sündenleben führen diese Menschen!“

Als aber gar der helle Klang anklingender Gläser durch die stille Nacht scholl, und der Musikmeister von Erinnerung und Musik begeistert, auf Lucia's Wohl ein lebhaftes: *Evviva il cuor delle cuore!* erschallen ließ, da kannte der tugendhafte Zorn der beiden Honoratioren-Frauen keine Gränzen.

„Es ist ein Skandal!“ rief die Frau Bürgermeisterin.

„Eine wahre Sünde und Schande!“ respondirte die Frau Stadtskretairin.

„Katharina!“ rief die Bürgermeisterin.

„Frau Bürgermeisterin!“ erwiderte die begleitende Hausmagd der Gestrengen.

„Sie wird sich morgen erkundigen, Katharina, was hier bei dem Organisten für ein Gelag gehalten worden ist. Der graue Sünder ist erst neulich um Zulage bei der Stadt eingekommen! wahrscheinlich um seine *ma chère* mit Abendgesellschaften zu regaliren. Aber damit ist's nichts. Mein Mann muß und wird ein Einsehn haben!“

„Ganz wohl, Frau Bürgermeisterin!“ versetzte die gehorsame Jose.

Ein rascher Nachtwind pffiff durch die Gassen und über die Dächer. Die rostigen Wetterfahnen auf dem Dache und auf den spitzen Firsten des alten Siebelhauses drehten sich kreisend um ihre Stangen und streckten ihre eisernen Zungen den fortgehenden Tugendhaften nach. Sie hätten ihr Urtheil über die gehörten Reden nicht besser an den Tag legen können, wenn sie lebendig und mit Verstand begabt gewesen wären. Wenigstens schienen die Fragensichter an den Balkenkäufen und Steinsimsen über der Mansarde des Meister Amadeus dieser Meinung zu sein, denn sie grinsten im Mondlichte wie lebendige Teufel hinter den abziehenden beiden Weibern drein, und schienen sich ordentlich vor innerlichem Lachen zu schütteln, als wollten sie sagen: „Man sollte kaum denken, was für Teufelei in den tugendhaften Weibern der kleinsten Stadt stecken kann!“

5.

Es kam kein Brief von Lucia am nächsten Tage. Wohl aber kam am darauf folgenden ein Bescheid des Stadtbürgermeisters in Sachen der unterthänigsten Petition des Organisten Victor Amadeus Benkenstein bei hochlöblichem Stadtmagistrate um Zulage von dreißig Thalern jährlich. Der Bescheid verkündete dem Petenten, „wie ein wohledler und wohlweiser Magistrat in Anbetracht und Erwägung gewisser Umstände auf das Gesuch des Musikmeisters um so weniger eingehen könne, als derselbe nicht nur überhaupt schon jetzt sein reichliches Auskommen habe, sondern auch in Hinsicht seiner sittlichen und moralischen Führung in letzter Zeit keineswegs die Zufriedenheit und den Beifall seiner hohen Vorgesetzten zu vermehren sich beflissen gezeigt und erwiesen habe.“

Herr Amadeus Benkenstein war über diesen Bescheid und seine letzte Begründung wie aus den Wolken gefallen. Sein reines Gemüth ahndete in seiner kindlichen Unschuld auch nicht von fern, was es mit den tränkenden Andeutungen jenes „Anbetrachts“ für eine Bewandniß haben könne. Vor Giuseppa war und blieb natürlich der ganze Vorfall Geheimniß. Aber Schwester Judith, so tief sie auch an Geistes- und Verstandesgaben hinter dem Bruder zurückstand, hatte doch gerade ebendeshalb weit mehr Einsicht in den gemeinen Weltlauf. Sie hatte zum Überflus von vorn herein vorhergesehen

und vorhergesagt, daß ihr Zusammenleben mit der Frau des Kapellmeisters in der Stadt Ärgerniß geben werde. Sie war in einer kleinen Stadt groß gezogen und alt geworden, und wußte, wie es in einer solchen bei ähnlichen Anlässen herzugehen pflegt.

Herr Benkenstein nahm sich indessen den erhaltenen Bescheid weit weniger zu Herzen als den andern Umstand, daß alle Briefe und Nachrichten von Lucia aus H. fortwährend ausblieben. Jemehr er Frau Blandi täglich zu vertrösten und hinzuhalten hatte, desto besorglicher ward er selber von Tag zu Tage darüber, daß irgend ein Schlimmes dort eingetreten sei. Ein Brief Lucia's machte endlich allen Zweifeln ein Ende. Schon das Postzeichen erregte üble Ahnungen. Es trug den Namen eines andern, weiter als H. entfernten Ortes. Sein Inhalt meldete in sehr kurzen, augenscheinlich unter Herrn Blandi's Diktat geschriebenen Worten, daß Lucia mit ihrem Vater vorläufig H. verlassen habe und auf einer Kunstreise begriffen sei. Indessen war weder die Reiseroute derselben, noch irgend eine Adresse oder sonstige Anweisung angegeben, unter welcher die Empfängerin des Briefes hätte Antwort senden können. Der Ausdruck „vorläufig“ schien absichtlich gewählt, um über eine Rückkehr nach H. und über eine Veränderung von Lucia's dortiger Stellung in Zweifel zu lassen. Der Musikmeister schüttelte den Kopf, Frau Blandi weinte still, besonders darüber daß die sonst so liebevolle Tochter des Namenstages der Mutter mit keiner Sylbe Erwähnung gethan; Schwester Judith aber segte und büßete mit mehr als gewöhnlichem Eifer in dem kleinen Zimmer umher, indem sie unhörbare Berwünschungen murmelte gegen den land-

reicherischen Kapellmeister, und es zugleich sehr unrecht von Lucia fand, daß sie sich von ihm so ohne Weiteres beherrschen lasse.

Die Befürchtungen des alten Musikmeisters waren nur allzu begründet gewesen. Der Beifall, welchen Lucia bei ihrem Auftreten in S. gefunden, hatte den abenteuernden Kapellmeister sogleich auf den Gedanken gebracht, die günstige Stimmung des Publikums in Lucia's, oder vielmehr in seinem Interesse zu benutzen, um eine beträchtliche Erhöhung ihrer Gage bei den Direktoren des Concertvereins auszuwirken. Herr Blandi hatte zu dem Ende nach seiner uns schon bekannten Ansicht von der Art und Weise, wie man künstlerischen Ruf in der Welt bereite, alle jene zweideutigen Mittel in Bewegung gesetzt, welche von Menschen seines Schlages in ähnlichen Fällen angewendet zu werden pflegen. Bezahlte Einsendungen in den S.'schen Lokalblättern, von ihm selbst oder von untergeordneten Scriblern und sogenannten Kunstkritikern verfaßt, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die Leistungen, Erfolge und Fähigkeiten Lucia's in pomphaften Artikeln anzupreisen und den Ruf der jungen Sängerin, als einer Künstlerin ersten Ranges herauszustreichen, die sehr bald die jetzt gefeiertesten Namen verdunkeln werde. Allein Herrn Blandi's thätige Industrie blieb dabei nicht stehen. Intriguen wurden angezettelt, um die Leistungen anderer Sängerrinnen herunterzusetzen, Claqueurs geworben, um die Beifallbezeugungen für Lucia zu verdoppeln, die Zeichen günstigen Ur-

theils, welche anderen gleichzeitig auftretenden Sängern von Unbefangenen und Urtheilsfähigen gespendet wurden, zu beeinträchtigen. Es kam zu Ärgernissen, die zuweilen an öffentlichen Skandal grenzten. Parteien bildeten sich in den kunstkritisirenden Klatsch- und Winkelblättern, und sogar in einige Zeitungen und bedeutendere Journale wußte Blandi seine Lobhudeleien und Übertreibungen einzuschwärzen. Denn es war in einer Zeit, wo in Deutschland das allgemeine Interesse des Publikums, jedes ernstes öffentliches Gehalts bebraut, dergleichen Erbärmlichkeiten und Armseligkeiten seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade zuwendete.

Das Schlimmste aber war, daß Blandi's Persönlichkeit und sein überall betriebenes rücksichtsloses Anpreisen seiner Tochter und ihrer Kunstgaben, Ruf und Stellung der armen Lucia, die schon durch jene Tagblattintriguen gefährdet worden waren, vollends verderben half. Die Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens, die Goldseligkeit und Sanftmuth ihrer ganzen Erscheinung hatten ihr im Bunde mit ihrem anerkannten und gern gehörten Talente viele Theilnahme gewonnen. Angesehene und einflußreiche Familien hatten sie gern in ihre Kreise und Gesellschaften gezogen. Aber die Prätension ihres Vaters, der durchaus darauf bestand, überall mit seiner Tochter zusammen eingeladen zu werden, führte bald dahin, ihr diese Anknüpfungspunkte zu entziehen. So liebenswertig man überall die junge Sängerin fand, so unangenehm, ja so unerträglich machte sich der begleitende Vater durch seine Prahlerei und Taktlosigkeit. Lucia empfand bald in solchen Fällen die bittersten Qualen in Kreisen, von denen sie sich Förderung und Erheiterung versprechen konnte. Es war nicht

genug, daß ihr Vater, wenn er seine Tochter eine zweite Catalani oder Sonntag nannte, sie selbst in die brennendste Verlegenheit brachte. Nicht genug, daß sie jede an ihn gerichtete inständige Bitte, dergleichen zu unterlassen, mit den laut gesprochenen Worten erwidern hören mußte: „Da sehen Sie Verehrteste, daß meine Tochter allzu bescheiden ist. Diese Eigenschaft eben hat uns bisher verhindert (Herr Blandi sprach immer in diesem Dualis, wenn er von seiner Tochter sprach), die uns gebührende Stellung in der Kunstwelt einzunehmen.“ Die arme Lucia mußte auch den bitteren Schmerz empfinden, zu sehen, wie der eigne Vater sich durch solches Behaben in den Augen der Gesellschaft hier lächerlich dort verächtlich machte; wie man über ihn die Achseln zuckte oder offen spötte, während man die Tochter schweigend bedauerte. Die Einladungen kamen immer seltner, viele Beziehungen wurden ganz abgebrochen und Lucia sah sich sehr bald von der guten Gesellschaft abgeschnitten und völlig isolirt. Ihr war das freilich recht, denn sie litt zuletzt mehr an solchen Gesellschaftsabenden, als sie im besten Falle Vergnügen und Erholung finden mochte. Einige Familien erklärten ihr sogar ziemlich offen, daß man sie selber mit Vergnügen auch ferner sehen werde, daß es aber unmöglich sei, gleiche Einladungen ferner an ihren Vater ergehen zu lassen. Lucia fühlte sich natürlich in doppelter Beziehung außer Stande dergleichen Anerbietungen zu benutzen, welche abgesehen von dem Widerspruche ihres Vaters auch ihrem eignen kindlichen Empfinden für denselben widerstrebten. Sie schwieg und duldete still.

Der Kapellmeister gerieth durch das Abbrechen dieser Verbindungen, durch das Aufhören aller frühern Einladungen in

die übelste Stimmung. Er warf sogar der armen Lucia vor, daß sie es sei, die durch ihre Niedergeschlagenheit und Wortfargheit, durch ihre öftere Weigerung in Gesellschaften zu singen, sich die Theilnahme der Gönner entfremdet habe. Daß das arme Kind sich durch sein Betragen bei solchen Gelegenheiten eingeengt fühlte, daß der Schmerz und die Beschämung welche sie über das unschickliche und taktlose Verhalten ihres Vaters empfand ihr oft noch viel mehr als die vorgeschützte Heiserkeit das Singen in Gesellschaft unmöglich machten, daß ihr bei jedem Vortrage eines Liedes schon im Voraus die Stimme zitterte, wenn sie an die begleitenden oder folgenden ekstatischen Bewunderungsrufe des Kapellmeisters dachte, — von dem Allen hatte Herr Blandi keine entfernte Ahnung. Weit eher glaubte er an Rabale und Intriguen der Sänger und Sängerinnen des Orts, mit denen er sich und seine Tochter verfeindet hatte. Ihnen, und dem Einflusse ihrer Freunde und Gönner schrieb er die empfangenen Zurücksetzungen zu, wofür er seinerseits sich durch verdoppelte heimliche und offene Angriffe rächte. Zugleich zwang er seine Tochter, welche sein Betragen aus den Kreisen der feinern und gebildetern Gesellschaft verschucht hatte, an untergeordneten und minder gebildeten, ja sogar zuweilen ziemlich rohen Gesellschaften Theil zu nehmen, Landpartien mit jungen Männern, Kunstmäzenen dritten Grades, Winkeljournalisten, jungen Kaufleuten und dergleichen mitzumachen, welche ihm den Vortheil gewährten, auf Kosten derselben sich gütlich zu thun, und ihm zugleich das Vergnügen verschafften, seine Tochter als erste Künstlerin Deutschlands beim Champagnerglase gefeiert zu sehen. Daß die Huldigungen, welche in solchen Kreisen seiner Tochter dar-

gebracht wurden, oft weit weniger der Künstlerin, als dem jungen und schönen Mädchen galten, beunruhigte ihn wenig, selbst wenn er es hier und da bemerkte. Und selbst wenn es vorkam, daß bei solchen Vergnügungspartien Lucia die einzige Dame war, machte er sich darüber keinerlei Scrupel. Für diesen Fall hielt er seine Anwesenheit für ausreichend, Lucia's Ruf sicher zu stellen. „Was kann denn die Welt dagegen haben? und was kann dir geschehen in Gegenwart und unter dem Schutze eines erfahrenen und besorgten Vaters?“ pflegte er mit Emphase zu erwidern, wenn Lucia es versuchte, Einwendungen gegen ihre Theilnahme an dergleichen Partien zu erheben. Und wenn Lucia's dunkle Augen sich mit Thränen füllten, so mußte er bald durch Schmeicheln bald durch Drohungen auch diese Art des Widerstandes zu überwinden.

Die Folgen von allen diesen Dingen konnten nicht ausbleiben. Lucia's Gesuch um Erhöhung ihres Gehalts, welches sie auf Befehl ihres Vaters an die Concertvorsteher einreichen mußte, ward von denselben abschläglich beschieden. Herrn Blandi dagegen ward sogar sein Contract gekündigt. Man ergriff seine unbesonnene Drohung, daß er seine Stellung aufgeben werde, wenn man seiner Tochter nicht eine erhöhte Gage bewillige, als eine willkommene Gelegenheit, ihn los zu werden, und damit zugleich den Hauptanstoß der Parteiung und Disharmonie im musikalischen Publikum von S. aus der Stadt und von dem Schauplatze seiner allgemein gemißbilligten Thätigkeit zu entfernen. Dagegen zeigte man sich geneigt und erbötig, Lucia allein zu behalten. Einer der Vorsteher des Concertvereins, ein theilnehmender und der jungen Künstlerin sehr wohlgesinnter, angesehener Kaufherr, gab ihr sogar zu verstehen,

daß man ihre Bitte um erhöhte Gage nur darum abgeschlagen, um den Vater, dessen Persönlichkeit und Benehmen ihrer Laufbahn verderblich zu werden drohe, von ihr zu entfernen. Der wackre Mann ging noch weiter. Seine Tochter hatte Lucia liebgewonnen. Nur schwer hatte sie den Umgang mit dem holden, bescheidenen Kinde aufgegeben, dessen ganzes Wesen ihre Reigung erweckte, und an dessen Kunstbegabung sich ihre eigne Liebe zur Musik erfreute. Aber ihre Eltern hatten gleichfalls nicht vermocht, Lucia allein ohne den Vater in ihren Kreis zu ziehen, und ihr selbst war es untersagt worden, Lucia in deren Wohnung zu besuchen, weil die Gesellschaft, mit welcher Herr Blandi seine Tochter umgab, Anstoß erregte. Jetzt ließ der Kaufherr, durch seine Tochter bewogen, der jungen Sängerin ein Anerbieten machen, das ihre nächste Zukunft sicher stellte. Er bot ihr an in sein Haus zu ziehen, und unter dem Schutze seiner Familie ihre Stellung ohne den Vater zu behaupten. Jedoch sei es eine wesentliche Bedingung, daß ihr Vater, der ohnehin seine Stelle aufgegeben habe, die Stadt verlasse.

Die gute Lucia vergoß Thränen bei dem Empfange dieser Nachricht, welche ihr ein Brief der jungen Amelie überbrachte. Es waren Thränen der Rührung und des Kummers. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihr hier ein Ausweg aus einem Schicksale geboten wurde, dessen Dunkel sie am Horizonte der Zukunft bereits drohend aufsteigen sah. Zugleich aber erfaßte sie eine unnennbare Angst davor, daß ihr Vater nicht in diesen Plan einwilligen möchte. Sie beschloß auf den erhaltenen Brief nicht eher zu antworten, bis sie mit dem Vater Rücksprache genommen habe. Obschon ihr von ihren Gönnern

Berschwiegenheit gegen denselben empfohlen worden war, so fühlte sie sich außer Stande diesem Gebote nachzukommen. Lucia fühlte trotz alles dessen, was ihr Verstand ihr über das Betragen ihres Vaters sagte, doch eine unüberwindliche, aus Mitleid und kindlicher Liebe gemischte Anhänglichkeit an ihren Vater. Er war unglücklich, schon das war genug für sie, er handelte verkehrt, aber es geschah ja aus Liebe für seine Tochter, und aus Sorge ihr Wohl zu fördern. Er schadete ihr durch seine Vielgeschäftigkeit und durch seine kleinlichen Mittel und Intriguen; aber er ließ sich auch keine Mühe verdrießen, die geringsten Dienste zu thun, um ihr Interesse in seinem Sinne und auf seine Weise zu fördern. Er wollte sie als Mittel benutzen, sich ein sorgenfreies Dasein zu schaffen, aber auch sie sollte zu Glanz und Auszeichnung, zu Ehre und Reichthum gelangen, alle Welt sollte ihr huldigen. Er hielt sie abgetrennt von ihrer Mutter und ihrem alten Freunde, und diese Härte war es, welche ihr Herz am schmerzlichsten empfand; aber er wollte dadurch zugleich ihren Geist vorwärts und auf ihr nächstes Ziel ohne Ablenkung richten. Er handelte und that, wie er es verstand, wußte und fühlte. Seine Taktlosigkeit, seine Intriguensucht, seine ungeschickten Anpreisungen der Tochter — das Alles waren Folgen seiner eignen sittlichen Verwilderung, wenn man wollte eine Art von Gemüthsverwirrung und Herzenswahnsinn. Aber dieser hier verachtete, dort verspottete, überall mit Kälte behandelte Mann war endlich — ihr Vater. Und wie schwer ist es für ein Kind, den Vater für schlecht zu halten! wie schwer war es für die engeltgute sanfte Lucia!

Dennoch war sie entschlossen jenes großmüthige Anerbieten

anzunehmen, wenn es ihr gelinge des Vaters Einwilligung zu erhalten. Sie wollte sich anheischig machen, ihm die Hälfte ihres Gehalts abzutreten. Mit dem Reste, den sie durch wohlbezahlten Unterricht, zu welchem sich ihr leicht die Gelegenheit bieten würde, noch ansehnlich zu vermehren hoffte, glaubte sie nicht bloß im Stande zu sein, sich selber anständig zu erhalten, sondern auch noch genug zu erübrigen, um ihre geliebte Mutter ausreichender, als es bisher geschehen konnte, zu unterstützen. Froh erregt setzte sie sich an ihr Tischchen um einen Brief an die Mutter zu beginnen, den sie zum Erstenmale heimlich abzuschicken bei sich beschloß. Sie war bei all diesen Gedanken und Plänen allmählig so voll freudiger Zuversicht und Hoffnung auf eine heitere Zukunft geworden, daß sie das Eintreten ihres Vaters nicht bemerkte, welcher plötzlich hinter ihrem Stuhle stand. Lucia fuhr von ihrem Sitze empor und erschrak als sie sein zorngeröthetes Gesicht erblickte.

Der Kapellmeister war in sehr aufgeregter Stimmung. Er kam so eben von einer Unterredung mit dem Committeevorstande des Theaters, der zugleich den Vorstand des Concertvereins bildete. Alle seine Forderungen und Gesuche waren abgelehnt worden, seine Entlassung war entschieden. Man hatte ihn die Gründe derselben merken lassen, und Herr Blandi, dessen Leidenschaft alle Schranken durchbrochen hatte, als er sein Spiel verloren und alle Bitten, zu denen er sich allmählig herabgestimmt hatte, vergeblich sah, war bedeutet worden, daß ihm für die Beleidigungen die er ausgestoßen, gerichtliche Verfolgung bevorstehe, wenn er es nicht vorziehe, schleunig die Stadt zu verlassen.

Herr Blandi war augenscheinlich in einem halb berauscht-

ten Zustande. Er hatte nach jenem Austritte zum Wein seine Zuflucht genommen, um seinen Ärger zu ertränken, und seinen Rath aufzustacheln. Die Gesellschaft, welche er dabei gefunden, hatte das ihrige gethan, sein Vorhaben zu unterstützen. Berwünschungen und Drohungen gegen die Intriganten, welche ihn verfolgten, waren ausgestoßen, Pläne sich zu rächen geschmiedet worden, von denen einer immer abenteuerlicher und unausführbarer war als der andere. Endlich war beschlossen, daß Herr Blandi fürs Erste ohne Anstellung in S. bleiben, und die Gelegenheit abwarten wolle, der Concert- und Theaterdirektion einen Streich zu spielen.

„Was hast Du wieder zu schreiben?“ fuhr er die Tochter an, welche vergebens bemüht gewesen war, seine Aufmerksamkeit von dem Briefe abzulenken.

Noch ehe sie aber antworten konnte, bemerkte er den Brief Amélie's, der neben dem Schreibzeuge lag. Bei dem Anblick fremder Schriftzüge gerieth er in den heftigsten Zorn.

„Also korrespondirt wird hinter meinem Rücken? trotz aller meiner Verbote? Ist das der Dank für all die Mühe und Sorge, für all' die Kränkungen und Beleidigungen die ich um Deinetwillen ertrage, ungehorsames und undankbares Kind?“

Die Weinlaune half ihm sich in eine ihm auch sonst nicht feltne Rührung hineinarbeiten. Er beklagte sein elendes Loos, er spielte, ja er war wirklich für den Augenblick ein zärtlicher Vater, der sich von seiner Tochter beleidigt glaubt. Allein diese Rührung und ihr Ausdruck wich sofort wieder dem heftigsten Zorn, als ihm Lucia den Brief Améliens, nach welchem

er griff, mit einer sanften Bewegung entzog, und ihn bat, sie vorher erst anzuhören, ehe er den Brief selbst lese. Eine Ahnung überstog sie, daß dies in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht geschehen dürfe, daß es ihr verderblich werden könne.

Allein ihre Vorsicht wie ihre Bitten waren vergeblich. Der unglückliche Mann, in dessen Seele der Verdacht gegen Alles was ihn umgab, in lichten Flammen emporloderte, entriß ihrer schwachen Hand mit roher Gewalt das Blatt.

„Aha Schätzchen!“ rief er höhnisch lachend aus, „ich sehe Du hast von Deiner Frau Mutter mehr gelernt, als ich dachte. Aber ich will Dir nicht rathen, es gegen Deinen Vater anzuwenden. Du hättest von Deiner Mutter auch zugleich erfahren sollen, wie ich Intriguen in meiner Familie, und Korrespondenzen hinter meinem Rücken bestrafe!“

Lucia schauderte bei der Pantomime, mit welcher der rohe Vater diese Worte begleitete. Sie rief dunkle schreckliche Erinnerungen wach aus ihrer unglücklichen Kindheit, Erinnerungen an halb vergessene, kaum noch geglaubte Scenen zwischen Vater und Mutter, die ihr, nur halb bekannt, wie ein böser Traum erschienen waren.

Der Kapellmeister hatte unterdessen den Brief mit immer steigender Wuth zu Ende gelesen. Der vorher gehabte Ärger, der Weingenuß, die Aufregung der eben vorhergegangenen Nührung steigerten diese Wuth bis zur Sinnlosigkeit. Seine Eitelkeit fühlte sich auf das tiefste gekränkt, die Besorgniß, daß es gelingen könne, die Tochter von ihm zu entfernen gefellte sich dazu.

„Also dahin ist es gekommen!“ schrie er, und seine Worte wie seine Stimme rasen die ganze Scala verschiedenartigster

Empfindungen auf und nieder, — „dahin ist es gekommen! Dies Kind, für das ich alles ertrage und dulde, für das ich jedes Opfer zu bringen bereit bin, um derenwillen ich eben meine gesicherte Stellung geopfert, — dies Kind, meine Tochter verräth mich. Sie briefwechselt mit Menschen, welche in die geheiligten Vaterrechte einzugreifen, Kind und Vater zu trennen sich unterfangen!“

Er begleitete diese Worte mit Schluchzen und Thränen, die wieder neuen Zornausbrüchen Platz machten, sobald die weinende Lucia einen Versuch wagte, ihm die Sache in einem andern Lichte erscheinen zu lassen. Es fehlte wenig, daß er sich thätlich an ihr vergriffen hätte. Lucia hatte ihn so nie gesehen. Eine schauernde Angst überfiel sie und krampfte ihr das Herz zusammen. Sie war bereit, dieser Scene um jeden Preis ein Ende zu machen, und alles zu thun, was er verlangte, um ihn zu überzeugen, daß sie nicht lieblos und eigensüchtig gegen ihren Vater, wie er ihr vorwarf, zu handeln Willens gewesen. „Sage nur, was Du willst, daß ich thue,“ sprach sie, „ich will ja gerne Folge leisten.“

Als der Kapellmeister diese Wirkung seiner aufgewendeten Kunst bemerkte, änderte er plötzlich seinen Ton.

„So ist's recht meine Lucia, meine gute Tochter! Jetzt setze Dich hin und beantworte den Brief.“

Lucia nahm die Feder. „An wen soll ich schreiben?“ fragte sie zögernd und mit zitternder Stimme. „Soll ich der Freundin Amélie für ihr gütiges Erbieten danken?“

„Carifari! Danken? Dem jungen Dinge! mein Schatz, an ihren Vater den alten Gleisheim, — Gleisner wär' ein besserer

Name für den alten reichen Filz — an den sollst Du schreiben, und zwar in Deinem Namen. Ich werde Dir diktiren.“

Und jetzt diktirte er dem armen Kinde, einen Brief voll Anmaßung und Beleidigung, in welchem sie den ihr gemachten Vorschlag mit Aufwendung alles erdenklichen Phrasenpomps zurückwies, die Unsittlichkeit des Bestrebens Vater und Kind zu trennen, und das letztere zu Ungehorsam und Undank gegen den ersteren zu verleiten mit dem stärksten Tadel belegte, ihren Künstlerang und sogar ihre edle Geburt prahlerisch hervorhob, und am Schlusse — ihren Contract aufkündigte.

Mit einer Freude, als habe er das größte Glück erreicht, siegelte der Kapellmeister den Brief, und sein Gesicht strahlte vor befriedigter Eitelkeit und Nachsicht, als er denselben seiner Tochter hinreichte um die Adresse darauf zu schreiben. Der halbverrückte Mann hatte nicht vergessen, Lucia schreiben zu lassen, daß sie den ihr gemachten Vorschlag aus freier Überzeugung verwerfe, daß ihr Vater, weit entfernt sie irgend zu zwingen, vielmehr bereit sein würde, seinerseits jedes Opfer zu bringen, daß sie selber aber die Kränkungen und Beleidigungen, die man sich auch im Hause des Herrn Gleisheim gegen einen Künstler ersten Ranges erlaubt, zu tief empfinde, um nur einen Augenblick daran denken zu können, von einem solchen Hause eine Wohlthat anzunehmen.

Als Lucia den Brief beendet hatte, und ihr Vater sie verließ, um denselben sogleich zu besorgen — denn es war, als ob er die Zeit nicht erwarten könne, diesen Streich — gegen sich selber — zu führen, da brach das unglückliche, verlassene Mädchen, welche jetzt mit einem Blicke die Folgen dieses Schrittes übersah, in einen Strom heißer Thränen aus. Es schien

als ob sich ein Abgrund zu ihren Füßen öffne, als ob mit diesem Briefe die ganze Hoffnung ihrer Zukunft vernichtet sei. Einen Augenblick wollte sie ihrem Vater nachhelfen, ihn beschwören, den Brief nicht abzuschicken. Ihr Herz brach zusammen unter der Last der Lüge und Undankbarkeit, welche der sinnbethörte Mann auf ihre Seele gewälzt hatte. Aber es war zu spät. Der eben ins Zimmer tretende Kapellmeister rief ihr entgegen:

„Jetzt ist es gut. Der stolze Kaufherr wird den Brief nicht an den Spiegel stecken!“ Und gleichsam als wenn durch seine verwilderte Seele eine Ahnung besserer Natur aufleuchte, die ihm zeigte, in welches Unheil er sein Kind zu stürzen im Begriff stehe, strich er ihr mit der Hand über das Haupt, und nannte sie mit allen möglichen Schmeichelnamen, seine gute gehorsame Tochter, seine beste Freundin, seine einzige Stütze und Hoffnung. Dann aber schnell wieder in einen leichtsinnigen Ton übergehend, händigte er der weinenden Lucia einiges Geld ein, und befahl ihr, sich für heute Abend auf einige Gäste einzurichten. „Es sind Freunde,“ setzte er hinzu, „die uns für dein Fortkommen behilflich zu sein, und uns einen glänzenden Abschied zu bereiten gedenken. Wir werden ein Konzert für uns geben, und ganz H. soll erfahren, was die Konzertdirektion durch Deinen Abgang der Stadt entzogen hat. Wir werden triumphiren über unsre Feinde.“

Mit diesen Worten nahm er Hut und Stoc und verließ das Zimmer.

6.

„Mein Kind, der Mensch ist eben so verrückt als er schlecht ist!“ sagte Herr Gleisheim zu seiner Tochter Amélie, indem er ihr den Brief Lucia's hinreichte. „Es ist ganz offenbar, daß er und nicht seine Tochter den Brief geschrieben hat, aber — das ändert in der Sache nichts. Dem guten Kinde ist nicht zu helfen. Sie wird zu Grunde gehen.“

In der Stadt hatte sich bald das Gerücht von dem Geschehenen verbreitet. Lucia's Kontrakt ward nach einigem Zögern gelöst. Die Konzertdirektion erwies sich durch Gleisheim's Vermittelung noch großmüthig genug, Lucia nicht alle pekuniären Nachtheile dieses Schrittes empfinden zu lassen. Man bemitleidete die Tochter so sehr man allgemein den Vater tadelte. Indessen erhoben sich auch viele Stimmen, welche insofern für den letztern Partei ergriffen, daß sie es von Gleisheim unrecht fanden, einen Eingriff in väterliche Rechte versucht, sich gleichsam zwischen Vater und Kind gedrängt zu haben. Auch an solchen fehlte es nicht, welche ihm dabei egoistische Absichten unterlegten; und während die einen seine Großmuth aus der Absicht erklärten, das Talent der jungen Sängerin für die musikalische Ausbildung seiner Tochter und für den Genuß seiner musikalischen Zirkel benutzen zu wollen, fanden sich sogar einige Tugendhafte, welche dem fünfzigjährigen Wittwer noch weit weniger ehrenwerthe Absichten unterlegten.

Das Abschiedskonzert wurde gegeben. Es war sehr zahlreich besucht, denn die Sache war eine Art von öffentlichem Skandal geworden. Die Gönner sorgten für stürmischen Applaus mit obligatem „Hierbleiben!“ und sonstigen Ehrenrufen. Kränze, Blumen, Gedichte fehlten nicht, und ein Ständchen mit Fackeln, welches der jungen Sängerin von dem Kreise der uns bekannten Verehrer gebracht wurde, versetzte den eiteln Kapellmeister in Entzücken. Die Folge davon war, daß er die Guldigenden sämmtlich bewirthete, wobei ein großer Theil der letzten Konzerteinnahme zum Weinhändler ging, obschon das Geld für die vorgesezte Kunstreise kaum zur Bestreitung der ersten Kosten nothdürftig ausreichte. Herr Blandi aber schwamm in einem Meere von Wonne. Empfehlungen aller Art waren ihm bereitwillig versprochen, einige sogar gegeben, andre sollten nach- oder vorausgesendet werden, an deren Ausführung man schon nicht mehr dachte, als Vater und Tochter an dem folgenden regengrauen Herbstmorgen die Stadt verließen.

Der einzige Gewinn, welchen Lucia bei diesen letzten Ereignissen davon getragen hatte, war ein für sie bedeutender. Sie durfte fortan, so oft sie wollte ihrer Mutter und ihrem Lehrer schreiben, um beiden von ihrem Ergehen Nachricht zu geben. Auf diese Freiheit hatte sie bestanden, und dieselbe zur Bedingung ihres sonstigen Gehorsams in allen Stücken gemacht. Und da sie ihrem Vater hinsichtlich der Beförderung ihrer Briefe zu mißtrauen gegründete Ursach hatte, so zog sie es vor, dieselben selbst zu besorgen, und sie nicht mehr die väterliche Censur passiren zu lassen. So geschah es, daß endlich Frau Blandi die ersehnte Kunde von ihrer Lucia und mit derselben die Nachricht von den erzählten Vorgängen empfing.

Der Eindruck derselben war sehr niederschlagend. Er wirkte zerstörend auf Frau Blandi's Gesundheit. Der treue Benkenstein und Schwester Judith verdoppelten ihre Anstrengungen. Aber die Freundin siechte und schwand sichtbar hin. Eine unüberwindliche Ahnung, daß ihrem einzigen Kinde ein schweres Unheil bevorstehe, daß sie selber durch ihre Nachgiebigkeit gegen ihren Gatten dies Unglück verschuldet, verdüsterte ihre Seele. Vergebens bot der Musikmeister alle seine Beredsamkeit auf, ihre schwarzen Ahnungen zu zerstreuen. Sie selbst erinnerte ihn jetzt oft an das Gespräch jenes Abends, wo er sie flehentlich gebeten, das Kind nicht mit dem Vater in die Welt ziehen zu lassen. Es waren schwere, graue Tage. Auch äußere Noth gesellte sich zu der innern. Die erhoffte Gehaltszulage war nicht erfolgt. Mehrere Musikstunden waren, Dank der tugendhaften Entrüstung der Frau Bürgermeisterin und ihres Anhangs, dem Musikmeister gekündigt, andere hatten zufällig aufgehört. Frau Blandi, die sonst noch durch Gesangunterricht und feine weibliche Arbeiten etwas erworben hatte, war jetzt dazu seit lange außer Stande. Blandi ließ nichts von sich hören, die versprochenen Geldsendungen blieben aus und Kummer und Sorge aller Art waren eingekehrt in das Mansardenzimmerchen des braven Musikmeisters, das wir zuletzt von einer so heitern Scene belebt verließen.

Der Kapellmeister Blandi hatte unterdessen mit Lucia seine Kunstreise, von welcher er dem armen Kinde goldene Berge versprach, angetreten. Man kann nach dem Vorhererzählten leicht ermessen, mit welchem Erfolge. Am geringsten war derselbe in allen größern Städten. Die Periode des Virtuositenthums war ohnehin in Deutschland im Abnehmen begriffen. Das überreizte und übersättigte Publikum verlangte vor Allem großen vorhergehenden Auf einer neu auftretenden Künstlerin, glanzvolle äußere Erscheinung, pompohaste Ankündigungen durch die verbreitetsten Blätter, Ansprüche an seinen Geldbeutel durch enorme Preise, welche mit dem Luxus des äußern Auftretens im Verhältniß stehen, während sie der Masse imponiren — die nur zu oft bloß deshalb:

„Um ein Billet sich fast die Hälfte bricht,“

weil sie den Virtuosen oder die Sängern sehen will, welche an einem Abende mit ein Paar Geigenstrichen oder Arien Haufen Geldes zu erwerben im Stande ist. Dies alles aber waren Erfordernisse und Eigenschaften, welche die arme Lucia entbehrte. Aber das war noch lange nicht Alles. In den meisten größern Städten hatte Herr Blandi durch früheres Verweilen einen mehr als zweideutigen Auf erworben, welcher selbst das Auftreten Lucia's unmöglich machte. In andern, wo er einen solchen nicht zu fürchten hatte, verdarb er durch sein uns bereits hinlänglich bekanntes, halb lächerliches halb widriges und verächtliches Behaben sehr bald den guten Eindruck, welchen Lucia's Erscheinung und Talent gemacht hatten. Noch einmal schien ihr indeß ein glücklicher Stern zu leuchten, als eben die letzten Geldmittel auf die Reize zu gehen drohten. Eine Hofbühne mittlern Ranges engagirte die junge

Sängerin als eine glückliche Acquisition für ein zweites Fach der Oper mit einem ziemlich ansehnlichen Gehalte, ausreichend sie selbst und ihren Vater, der für seine Person nirgends eine Anstellung finden konnte, zu erhalten. Es war eben zu einer Zeit, wo Lucia in einem Briefe ihrer Mutter zwischen den Zeilen die Andeutung der bedrängten Lage gelesen hatte, in welcher sich die kleine Familie des wackern Musikmeisters durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände versezt sah. Lucia war glücklich, grade in diesem Augenblicke eine Möglichkeit vor sich zu sehn, da thätig zu helfen, wo sie bisher nur Thränen des Kummers und der Sorge für das Loos ihrer Mutter gehabt hatte. Mit beiden Händen nahm sie daher das Anerbieten des Hoftheaterintendanten an, und ihre Leistungen wie ihre ganze Führung, ihre bereitwillige Unterordnung unter die Launen und Capricen ihrer Collegeninnen, ihre Beflissenheit sich überall dienstwillig zu erzeigen, überall auszuhelfen, sich jeder Anordnung gern zu fügen, waren zu seltne Eigenschaften in der Theaterwelt, um nicht von den Vorgesetzten wie von den Genossen Lucia's dankbare Anerkennung zu finden.

Aber auch hier bemerkte Herr Blandi, der durch das gänzlich unthätige Leben, zu welchem er sich durch eigne Schuld verdammt sah, immer tiefer und tiefer sank, nicht sobald, daß man mit Lucia sich zufrieden zeigte, daß sie dem Publikum gefiel, während ihre sonstigen Eigenschaften sie in den Augen des Intendanten als ein werthvolles Mitglied der Theatergesellschaft erscheinen ließen, als er auch schon das in S. betriebene Spiel zu erneuern begann, um aus allen diesen Umständen für sich Vortheil zu erwirken. Theils aus Trägheit,

theils aus Hochmuth hatte er es verschmäht, als Nipienist in die Orchesterkapelle des Theaters einzutreten, nachdem ihm die Stelle eines Kapellmeisters, um welche er sich beworben hatte, abgeschlagen und einem tüchtigen und bewährten Künstler verliehen worden war. Er zog es vor, mit einem italiänischen Orden geschmückt, in den Weinhäusern und Restaurationen sich umherzutreiben, die Verdienste seiner Tochter überall anzupreisen, über die Knickerei der Intendanz zu schimpfen, welche ein solches Talent so schlecht belohne und es in untergeordneten Partien beschäftige, statt ihm, wie es sich gebühre, den ersten Rang anzuweisen. Er zettelte Rabalen an gegen die Primadonna, gegen den Direktor des Orchesters, gegen die halbe Theaterwelt, wobei er, wie das immer zu gehn pflegt, die andere Hälfte derselben, ja sogar einen Theil des Publikums auf seiner Seite hatte. So brachte er es auch hier sehr bald dahin, daß noch vor dem Ablaufe des ersten Contractes der Vorstand der Bühne sich genöthigt sah, denselben zu kündigen, da auch diesmal Lucia sich weigerte, ihren Vater, den sie vergebens mit tausend Thränen beschworen hatte, von seinem Treiben abzulassen, zur Entfernung aus der Stadt zu bewegen.

Blandi gerieth durch diesen Ausgang seiner Bestrebungen, welcher die Katastrophe von S. erneuerte, in eine unbeschreibliche Wuth. Ein Ausweisungsbefehl, welcher ihm wegen gröblich beleidigender Reden, die er an öffentlichen Orten gegen den Hoftheaterintendanten und noch höher gestellte Personen geführt hatte, von dem Polizeipräsidenten auf höhere Verordnung zuging, trug nicht dazu bei, seinen Zorn zu vermindern. Nur Lucia's Vorstellungen und Bitten gelang es,

die Ausführung jenes Befehls auf so lange zu verschieben, bis sie selbst, nach Erfüllung ihrer contractlichen Pflichten, den Vater begleiten könne. Der Kapellmeister hatte sich nämlich unter den unsinnigsten Drohungen geweigert, seine Tochter auch nur einige Wochen allein, und ohne sie die Stadt zu verlassen. Die Bitten der Tochter, die Vorstellungen des Intendanten waren fruchtlos geblieben. Er bestand um so mehr darauf, daß die Tochter ihm folge, weil in seiner Seele eine Befürchtung aufgestiegen war, daß der Fortdauer seiner väterlichen Alleinherrschaft und Besizgewalt über die Tochter von gewisser Seite her eine ernste Gefahr drohe. Ein junger Schauspieler, Julian Waldau, welcher um dieselbe Zeit mit Lucia nach W. gekommen, und im Fache jüngerer Charakterdarsteller ein Engagement am Theater erhalten hatte, war seit Lucia's erstem Auftreten von ihrer Schönheit und Anmuth nicht minder als von ihrem Gesange tief ergriffen worden. Sein scharfer Blick hatte in kurzer Zeit die unglückselige Lage der jungen Künstlerin in den Händen eines Vaters, wie der Kapellmeister Blandi, erkannt; und zu dem Eindrucke des holdseligen Liebreizes, welchen das schöne Mädchen auf ihn ausübte, gesellte sich bald noch verstärkend das tiefste Mitgefühl mit einem Geschick, dessen traurigen letzten Ausgang er, wenn keine entscheidende Veränderung dieses unglücklichen Verhältnisses zwischen Vater und Tochter eintrat, mit Sicherheit vorauszusehen glaubte.

7.

Julian Waldau bildete unter feinen Kunstgenossen eine ebenso eigenthümliche und seltene Erscheinung, wie Lucia in dem Kreise der ihrigen. Von anständiger aber mittelloser Herkunft, der einzige Sohn eines frühverstorbenen Beamten, hatte er es durch Unterstützungen vornehmer Gönner und einflußreicher Verwandten trotz der Armuth seiner Mutter möglich gemacht, sich auf Gymnasium und Universität zu einer sogenannten Staatscarrière vorzubereiten. Mit den besten Zeugnissen ausgestattet, hatte er die Schule als einer ihrer hoffnungreichsten Zöglinge verlassen, um sich auf der Universität B. dem Studium der Rechte zu widmen. Bald aber zogen ihn hier weit mehr als Corpus Juris, Institutionen und kanonisches Recht, diejenigen Vorlesungen an, welche ihn in die Hallen der Geschichte und Philosophie, sowie in die Meisterwerke der Literatur alter und moderner Welt einführten. Ein tiefer innerer Drang zu eigener dichterischer, und besonders dramatischer Production, der ihn schon frühe beherrscht hatte, verbunden mit einem nicht unbedeutenden Talente und mit einer unbezwinglichen Lust zu theatralischer Darstellung derjenigen großen Charaktere, deren Zeichnung er in den Werken Shakespears und der deutschen Klassiker bewunderte, vereinigten sich, um ihm die doppelte Laufbahn eines dramatischen Darstellers und Dichters als die wünschens-

wertheste und ihm gemäße Lebensaufgabe erscheinen zu lassen. Die ganze Öde und Inhaltlosigkeit einer juristischen Beamten-carrière in seinem Vaterlande gähnte ihn an, je näher er dem Eintritte in dieselbe mit dem Ablaufe seiner Studienzeit rückte. In England würde vielleicht der öffentliche Redner, der Anwalt, der Parlamentsredner, eine Laufbahn als Staatsmann dem reichbegabten, freieitdurstigen jungen Manne als preiswürdiges Ziel erschienen sein. In einem Lande ohne Öffentlichkeit, ohne jeden Hauch politischen Lebens, ohne irgend einen Schauplatz freier Regung und persönlicher menschlicher Entwicklung schauderte er zurück vor dem Loos als namenloser Stift in dem Räderwerke der großen Alten schreibenden und Akten lesenden Staatsmaschine, mit Zurückdrängung aller seiner theuersten Interessen menschlicher Bildung und Thätigkeit öde, geistlose Tage abzuspinnen. Ein Grauen überfiel ihn bei der Aussicht, zuletzt in irgend einem kleinen weitentlegnen Neste als Beamter in einem Treiben zu versauern, in dessen wüster Haide das Grün des Aktentisches die einzige „grüne Weide“ bildete. Sein Entschluß war bald gefaßt. Der Tod seiner Mutter, welcher ihn von der letzten Pflicht gegen Angehörige entband, bestärkte ihn in demselben. Einzig und allein aus einem gewissen Stolze verschob er dessen Ausführung. Er wollte seinen Gönnern, durch deren Fürsprache er die zu seinen Universitätsstudien nöthigen Stipendien erhalten hatte, beweisen, daß nicht Mangel an erworbener Fähigkeit den Anforderungen des Staates zu genügen ihn zu seinem Schritte bewogen habe. Nach vortheilhaft bestandener erster Staatsprüfung aber sah die erstaunte Welt um ihn her plötzlich den jungen Aspiranten der allein-

seligmachenden Staatscarrière die sichere Aussicht auf die Ehren und Vortheile eines Mitgliedes der Beamtenhierarchie gegen eine Laufbahn vertauschen, deren Aussichten und Geltung das gerade Gegentheil der ersteren bildeten. Julian wurde Schauspieler!

Das Aufsehn, welches dieser Schritt in der Umgebung des jungen Mannes hervorrief, war ungeheuer. Die Professoren der Universität, deren fleißiger Zuhörer er gewesen war, schüttelten dazu den Kopf und sprachen von Überspannung aus Eitelkeit. Ihre Frauen und Töchter, von denen manche der erstern schon für diese oder jene unter den letztern ihre Rechnung auf den zukünftigen Assessor oder Rath gemacht hatte, waren in gar keinem Zweifel darüber, daß eine Liebesleidenschaft, wie die Töchter, oder eine Liebchaft wie die Mütter sich ausdrückten, den Anlaß zu diesem unsinnigen Entschlusse gegeben habe. Sie waren auch bald über den Gegenstand derselben im Reinen, und eine junge Schauspielerin im tragischen Liebhabersache, an deren Kunstleistungen Julian während des vorübergehenden Aufenthalts einer Schauspielergesellschaft in der Universitätsstadt ein besonderes Interesse genommen hatte, wurde mit voller Sicherheit als die Sirene bezeichnet, welche den Verirrten vom offenen Pfade der bürgerlichen Vernunft abgelenkt habe. Auch an solchen Beurtheilern fehlte es nicht, welche die Sache in Bausch und Bogen abmachten, indem sie Julian gradezu für verrückt erklärten. Zu dieser Klasse gehörten alle Hof- und geheimen Hofräthe, alle kleinen und großen Beamten, alles was aus der großen Staatskrippe sein Futter zu nehmen gewohnt, keinen Augenblick Bedenken trug, einen Menschen für wahnsinnig zu hal-

ten, der die Aussicht auf „ein sicheres Brot,“ von der Ehre gar nicht zu reden, nachdem er obenein bereits ein Examen bestanden, so freventlich von sich warf, um sich dafür einem unsichern und geringgeschätzten, die Frommen setzten hinzu einem so gottmisfälligen „Gewerbe“ hinzugeben. Diese Menschen, welche sich aus voller Überzeugung Christen nannten — es waren sogar ein paar ächte, feine, augenverdrehende darunter, — hatten wahrscheinlich den Spruch Christi vergessen, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt. Julian, obschon kein gläubiger Christ, empfand und handelte nach diesem Spruche. Er machte sich über seine nächste Zukunft auch nur geringe Illusionen. Er sah die Kunst, der er sein Leben zu widmen beschlossen hatte, im tiefsten Verfalle. Das Drama zu inhaltlosem Schwulst und zu frivoler Gemeinheit herabgewürdigt, hatte Schauspieler herangebildet, welche der darzustellenden Erbärmlichkeiten würdig waren. Dramatische Poesie und Schauspielerei arbeiteten um die Wette an ihrer beiderseitigen Verschlechterung. Einzelne begabte standen einsam unter dem Troß der Dionysosjünger. Was blieb ihnen anders übrig als auch hier auf den Brettern ein Virtuosenenthum auszubilden, was noch in allen Zeiten das sicherste Zeichen gewesen ist von dem Verfalle einer Kunst.

Julian sah das Alles, aber er verlor darum den Muth nicht. Er glaubte an eine nahe Wiedergeburt der von ihm heiß geliebten Kunst, an einen Aufschwung, welcher ihre Ausübung wieder zum Kultus des Volks erheben und ihr im Leben des letztern die ihr gebührende Stelle anweisen sollte. Er knüpfte diese Hoffnung an die freieren Flügelschläge des öffentlichen Volksgeistes, welche sein feines Ohr zu vernehmen

glaubte. Zu dieser Erhebung wollte er an seinem Theile nach Kräften beitragen. Sein Talent als Schauspieler sollte ihm die Mittel einer sichern, und vor allen Dingen einer völlig freien Existenz erringen. Dies Ziel zu erreichen schien ihm nicht schwer, und die Aussicht auf die ungestörte, ja durch seine schauspielerische Thätigkeit und Erfahrung nur noch geförderte Beschäftigung mit der dramatischen Poesie winkte ihm als Siegespreis an diesem Ziele.

Als er Lucia kennen lernte, war es schon über zwei Jahre her, daß Julian seinen Entschluß ausgeführt hatte, und noch hatte er sich bisher nicht in dem Falle befunden, denselben irgend zu bereuen. Im Gegentheil, seine Laufbahn, seine Beschäftigung wurden ihm mit jedem Tage lieber. Je geringer seine Illusionen, je dunkler seine Ansichten von dem Schauspielerleben der Gegenwart gewesen waren, um so weniger sah er sich im schlimmen, um so öfter dagegen im guten Sinne getäuscht. Julian hatte seinen Namen nicht abgelegt als er in die erste Truppe eintrat, obschon seine Verwandten es mit Hestigkeit verlangt hatten. Das entzog ihm die letzte Aussicht auf irgend eine Theilnahme derselben an den Wechselfällen seines Schicksals, aber es gewann ihm die gute Meinung und Neigung seiner Kunstgenossen. Seine frühern Verhältnisse waren bekannt geworden, er selbst hatte daraus kein Hehl gemacht. Die Schauspieler fühlten sich geehrt, daß ein Mann mit solchen Aussichten, mit solcher Bildung frei und offen in einen Stand eintrete, der sonst fast nur die Schiff- und Bankbrüchigen des Lebens zu vereinen pflegt. Seine hohe wissenschaftliche Bildung ließ es um so bedeutsamer erscheinen, daß ein solcher Mann sich gern und

ruhig den erfahrenern seines neuen Faches auch da unterordnete, wo ein Widerspruch vollkommen berechtigt gewesen wäre. Man freute sich und ehrte es, daß Julian „von der Pike an dienen“ wolle. Man ehrte sich selbst in diesem seltenen reinen Vertreter der eignen Kunst, und sah — ein halbes Wunder in der Theater- wie in der übrigen Welt — selbst die ersten Erfolge des Neulings ohne Neid.

Wäre aber auch dies Alles anders gewesen — Eins hätte Julian noch größere Mängel verschmerzen lassen — dies Eine war die Freiheit!

„Ja es ist wahr,“ rief er aus, „in unserer modernen Zeit, wo die Knechtschaft, die Sklaverei der Vernunft Regel, die freie Entfaltung derselben zur bekämpften, verhaßten angefeindeten Ausnahme geworden ist — es ist wahr, daß in dieser Zeit, wo alles Leben in die „Schnürbrust der Geseze“ und der Polizeisitte gepreßt und nach ihren Schablonen zugeschnitten ist, der einzige spärliche Rest von Freiheit, von willkürlicher Lebensgestaltung und Lebensführung sich in dies Völkchen der Schauspieler, unter diese kultivirten Zigeuner und gesitteten Nomaden geflüchtet hat. Mag man sie mißachten, mag immerhin der reglementsmäßige Beamte, der ehrbare Philister, die tugendstolze Hausfrau mit einem pharisäischen: „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese!“ auf uns herabblicken. Es ist genug, daß sie uns und unserm Leben zu Theil werden lassen, was sie sich untereinander mit so ächt christlicher Liebe hartnäckig versagen, die Toleranz. Das einzige Zauberwort: „es ist ein Schauspieler!“ „es ist eine Schauspielerin!“ hält alle tödtlich scharfen Zungen in der Scheide, läßt der Hand den Stein entfallen, welcher je-

den aus ihrer eignen Mitte bei gleicher Veranlassung unfehlbar getroffen haben würde. Wenn Staat und bürgerliche Gesellschaft dem Schauspieler die zahme Ehe erschweren — oft unmöglich machen, so gestatten sie ihm dagegen die wilde mit einer Rücksicht, um deren Genuß sie selber oft die verachteten beneiden möchten. Und ist es denn ein so großes Unglück, die kultivirte Gartenerdbeere sich versagt zu sehn, wenn man Sinn und Gaumen laben darf an dem würzigen Kinde des wilden Waldes?“

Das Ende dieses Selbstgesprächs, bei dessen Bruchstücken wir Julian belauscht haben, stand in sehr nahem Zusammenhange mit gewissen Gedanken, welche ihm in der letzten Zeit über die junge Sängerin und ihre nächste Zukunft aufgestiegen waren. Es war keine eigentliche Leidenschaft, was ihn zu Lucia hinzog; oder vielleicht war es noch keine solche. Wohl aber eine tiefe ruhige Neigung, geweckt durch das Goldselige in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens, genährt durch die gemeinsame Liebe zur Kunst und zum Einfach-Schönen und Reinen in derselben, verstärkt endlich durch das allmächtige Gefühl des Mitleids, das wir der unglücklichen Jugend Schönheit und Begabung gegenüber empfinden.

Julian hatte sich Lucia zu nähern gesucht. Die erste Gelegenheit dazu bot sich ihm dar, so oft er aus Gefälligkeit sich dazu verstand, an Operntagen im Chor irgend eine Lücke mit seiner angenehmen Barytonstimme auszufüllen. Es konnte nicht fehlen, daß auch Lucia ihrerseits auf ihn aufmerksam wurde. Ihre mehr und mehr zusammengedrückte Seele lechzte nach Freundestrost. Jedes Zeichen wahrhaften Verständnisses

ihrer unglückseligen Lage war ihrer Seele eine Erquickung. Man mag ermessen was ihr die Annäherung eines Mannes von Julians Bildung und Charaktereigenschaften sein mußte, ihr die in engster häuslicher Umschränkung erzogen, und mitten aus derselben plötzlich in die Welt hinaus verschlagen, jetzt auf den Bogen derselben unter der Führung eines Vaters wie der Kapellmeister Blandi, wie ein steuerloses Fahrzeug umhertrieb.

Aber der Letztere hatte nicht sobald diese Annäherung bemerkt, als er mit allen Kräften sich derselben zu widersetzen beschloß. Kein eifersüchtiger Liebhaber oder Ehemann — wie sie die Komödie uns vorführt, konnte mit schärfern Augen den Gegenstand seines Argwohns und seiner Sorge bewachen, als es Blandi mit seiner Tochter that. Der Kapellmeister war geradezu eifersüchtig in Bezug auf Lucia; eifersüchtig gegen jeden Einfluß, der den seinigen bei ihr irgendwie beeinträchtigen zu können schien. Sie sollte auf keinen Rath, auf kein Urtheil hören, das nicht von ihm ausging. Selbst die Freundschaft, welche seine Tochter zu H. im Kreise der Familie des Kaufherrn Gleisheim gefunden, war ihm nicht recht gewesen. Wie er dort störend dazwischen getreten war, suchte er auch weiterhin jede Befreundung Lucia's mit einer gleichaltrigen Genossin wie mit älteren Frauen sorgsam zu verhindern. Und während er faden und flachen jungen Leuten ohne Bedenken erlaubte, Lucia mit ihren Plattheiten und Complimenten bei Landpartien oder in Gesellschaften zu belästigen und zu quälen, war ihm die Bekanntschaft mit Julian Waldau fast vom ersten Augenblicke an ein Dorn im Auge gewesen. Instinktmäßig hatte er bei dem Anblick dieses

ernsten, allgemein geachteten jungen Schauspielers empfunden, daß seiner väterlichen Despotie hier Gefahr drohe, während auf der andern Seite Lucia eine Ahnung empfand, daß ihr in Julians Theilnahme ein Hauch der Freiheit nahe. Der Kapellmeister nahm seine Maßregeln. Er begegnete dem jungen Manne mit unhöflicher, fast beleidigender Rücksichtslosigkeit, und verbot endlich Lucia gradezu seinen Umgang und ganz besonders die Annahme von Besuchen in ihrer Wohnung. Als die vorher erzählte Katastrophe erfolgte, warf sich sein Haß vorzugsweise auf Julian, und als Lucia sich zum Erstenmal entschieden weigerte, ihren Kontrakt vorzeitig zu brechen, um nach dem Wunsche des rachsüchtigen Kapellmeisters der Operndirektion Verlegenheit zu bereiten, beschuldigte er sie gradezu den Einflüsterungen des „verlaufenen Studenten,“ wie er, der Landläufer, Julian zu nennen liebte, Gehör gegeben zu haben. Er verweigerte ihr deshalb, um jeden weiteren Zusammenhang zwischen den beiden jungen Leuten fürerst unmöglich zu machen, jede Auskunft über ihre weiteren Reisepläne. Die unglückliche Lucia verließ die Stadt, ohne zu wissen wohin sie gehe, ohne von Julian Abschied nehmen zu dürfen, eine tiefgewurzelte unglückliche Liebe — die erste Liebe ihres Lebens — im Herzen, und dicht neben derselben die wachsende Verzweiflung an ihrem ganzen Lebensschicksale.

Und Julian? Auch bei ihm unterbrach die schnelle Entfernung Lucia's seine Neigung grade zeitig genug, ehe sie sich zur Energie handelnder Leidenschaft steigern konnte. Er gedachte Lucia's noch längere Zeit, da er aber ohne alle Nachricht über sie blieb, und die angestellten Erkundigungen über

ihr ferneres Schicksal kein Resultat gaben, nahm bald die Kunst seine ganze Seele wieder in Anspruch. Doch dachte er noch lange mit wehmüthiger Empfindung an Lucia's holde Erscheinung zurück, und mancher Seufzer mischte sich in den Gedanken an ihr Schicksal.

8.

Im September des Jahres 184*, ohngefähr zwei Jahre nach den zuletzt geschilderten Vorgängen, saß in der kleinen norddeutschen Residenzstadt * * * eine heitere Gesellschaft im Garten der verwittweten Generalin von G. beisammen, um nach einem kopieusen Diner den üblichen Kaffee im Freien zu nehmen. Ein junger Gardeoffizier erzählte von den großen Erfolgen, welche das Gastspiel eines Künstlers auf der Bühne zu B. errungen, und von seinem eignen Erstaunen, als er in demselben einen frühern Jugendgespielen, den Sohn des Landrichters Waldau, wiedererkannt habe.

Das Gespräch kam auf andere Künstler und ihre Leistungen, auf Schauspieler und Sänger früherer und neuester Zeit. Man verglich und kritisirte, lobte oder tadelte je nachdem die einen oder die andern dieser Künstler dem Geschmack oder dem Alter der Urtheilenden näher standen, und kam endlich auf die letzte Theatervorstellung des gestrigen Abends, in welcher

der beliebte erste Komiker der Hofbühne durch seine Darstellung des „Vaters der Debütantin,“ das Publikum zu stürmischem Beifall hingerissen hatte. Man lobte die Komik des Sujets und die Kunst der Darstellung, welche aus dem scharf markirten, wenn auch etwas stark aufgetragenen Bilde der Titelrolle eine Figur von unwiderstehlicher Lächerlichkeit gemacht habe.

„Und dennoch wage ich zu behaupten,“ rief die Generalin aus, „daß mir in diesen Tagen die Wirklichkeit das Urbild eines Vaters der Debütantin gezeigt hat, gegen welches die Kunst unsres Darstellers noch zurückbleibt.“

„Sie haben recht, gnädigste Frau,“ erscholl es von mehreren Seiten. „Dieser Vater der neuen Sonntag und Catalani in einer Person — wie nennt er sich doch gleich?“ —

„Ah! der soi disant Kapellmeister Blandi oder Bandi ist es, den Sie meinen, Excellenz,“ bemerkte die Frau Obergerichtspräsidentin S., die, obschon eine Schulfreundin der Generalin, doch niemals in der Anrede die „Excellenz“ vergaß.

„Ganz recht, Blandi, Kapellmeister Blandi — nannte er sich.“ —

„Bandit wäre richtiger,“ warf der Oberlieutenant von Rittow dazwischen, „denn der Kerl sieht offenbar wie ein italienischer Volkblutbandit aus. Verzeihung gnädigste Frau für diese Unterbrechung.“

„Nun also, dieser Mensch ist gestern mit einer Subscriptionseinladung zu einem Konzerte bei uns gewesen.“ —

„Auch bei uns!“ —

„Und bei uns!“ —

„Und bei mir“

scholl es lachend von allen Seiten, wie aus einem Munde.

„Aber so etwas von unverschämter Zudringlichkeit, von lächerlichem Anpreisen seiner Tochter und aller ihrer Gaben und Eigenschaften — (bei diesen Worten der Generalin zwinkerte der Oberlieutenant bedeutungsvoll mit dem linken Auge, indem er einer neben ihm sitzenden forzirt-jugendlichen Dame eine Bemerkung ins Ohr zischelte, die etwas stark sein mußte, denn die Frau Hofstallmeisterin erröthete, obwohl sie schon roth genug war) — ich sage, solche halb komische, halb widerwärtige Personnage ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen!“

Es zeigte sich bald, daß fast die ganze Gesellschaft den „Vater der Debütantin“ kannte. Bei allen war er im Laufe der letzten Tage gewesen. Überall hatte er dieselben Redensarten und denselben Enthusiasmus über die Leistungen seiner Tochter vorgebracht, dieselben Übertreibungen von ihren Erfolgen erzählt, und die Einzuladenden auf ganz Unerhörtes und nie Gesehenes vorbereitet. Man überbot sich gegenseitig in Erzählungen der verschiedenen komischen Scenen, die in dieser oder jener Familie aufgeführt worden. Von der Tochter wollten einige gehört haben, daß sie ganz leidlich singen solle und ein recht artiges hübsches Kind sei. Aber nicht eine Stimme — auch nicht eine war, die bei solchem Urtheil über die Tochter daran gedacht hätte, welch eine Tragödie hinter dem Behaben dieses possenhaften, marktchreierischen Vaters sich möglicherweise verstecke! Man scherzte, spottete und lachte; man erzählte sich, wie man hier den Überlästigen durch diese Art, durch jene List abgefertigt, wie andere ihm gradezu

die Thüre gewiesen, da sein Redestrom gar nicht zu hemmen gewesen.

„Ich muß protestiren, meine Gnädige,“ sagte der Oberlieutenant, zu seiner Nachbarin gewendet, „so unbarmherzig war ich nicht. Ich habe drei Billets unterzeichnet und bezahlt unter der Bedingung, daß seine Tochter sie überbringe.“

„Ungezogener Sie,“ schalt die Hofstallmeisterin, während ein toletter Fächerschlag als obligate Begleitung die Epaulette des gescholtenen traf. „Und was erfolgte darauf? — ich meine natürlich von Seiten des Vaters,“ setzte sie hinzu.

„Nun, der verrückte Patron schien nichts dagegen zu haben, aber denken Sie, was man erlebt — heute Morgen brachte ein kleines Mädchen ein Couvert von weiblicher Hand an mich adressirt, aber ohne Brief — nur die zwei Thaler waren darin. Ich habe darum beschlossen, heute hin zu gehn.“ —

„Zu der Sängerin?“ fragte die Frau Hofstallmeisterin etwas pikirt.

„Zunächst nur in ihr zweites Konzert, das ja heute Abend stattfindet.“

Die Gesellschaft fühlte sich augenscheinlich animirt, sowohl durch dies Gespräch über den Debütantinvater, als durch das Benehmen der Frau Hofstallmeisterin, deren Interesse für den Oberlieutenant ihren Freundinnen Stoff zur Me-disance für acht Tage bot. Man beschloß einstimmig, dem Beispiele des jungen Offiziers zu folgen, und den Tag mit dem Konzerte zu beschließen, von dem man sich jedenfalls eine komische Unterhaltung versprach. Nachdem man noch ein Langes und Breites darüber geredet, ob es auch schicklich für

die Damen sei, in ein Konzertlokal zweiter Klasse zu gehen, wobei besonders die Frau Hofstallmeisterin eine außerordentliche Besorgniß für ihren Ruf an den Tag gelegt hatte, erinnerte man sich endlich, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen, und brach endlich auf. Der galante Oberlieutenant bot der Frau Hofstallmeisterin den Arm, denn es war dunkel geworden und der Weg zu dem vor der Stadt gelegenen Lokale der Bürgerreunion, wo das Konzert stattfinden sollte, war nicht von den besten. Dank der guten Führung des jungen Kriegsmanns aber begegnete der furchtsamen Dame nicht das geringste Straucheln auf dem langen Gartenwege, der zu dem Konzertlokale führte.

Der Saal war schlecht erleuchtet. Aber selbst bei noch schlechterer Beleuchtung wäre es hell genug gewesen, die Zuhörer zu zählen. Es giebt kaum einen traurigern Anblick, als denjenigen, welchen ein fast leerer Saal kurz vor dem Beginne einer solchen öffentlichen Kunstleistung gewährt. Ach, und dieser Saal, welcher für Herrn Blandi ein Peru werden sollte, war von einer erschrecklichen Leerheit. Die Kapellmusiker, welche Herr Blandi durch Anwendung aller Überredungskünste dazu vermocht hatte, sich noch einmal an ein Konzert seiner Tochter zu wagen, standen bei ihren Instrumenten und hatten kaum Lust dieselben zu stimmen. Sie berechneten, daß diesmal schwerlich auch nur die Kosten herauskommen würden, und lobten im Stillen die Vorsicht derjenigen ihrer Collegen, welche sich nicht hatten „herumkriegen lassen.“ Zu ihrem Troste bemerkte der Bassist, daß „der Hof“ in seiner bekannten Milde für einige Louisd'or Billete habe zeichnen lassen, und daß so wenigstens ihr eigener Antheil einigermaßen gedeckt sei. Die

wenigen Musikfreunde à tout prix, denen man es ansah, daß sie sich auf bezahlten Plätzen befanden, erschienen inmitten der bedeutenden Anzahl von halberwachsenen Knaben und Mädchen, Musikantenfrauen und Töchtern, Seminaristen, die in einem Chor mitwirken sollten, und anderen Freibilletisten, wie ein Paar einsame Fettaugen auf der Sonntagsuppe eines Waisenhauses. Sieben Uhr war längst vorüber. Aber noch immer wollte das Concert nicht beginnen. Herr Blandi hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß „der Hof“ erscheinen werde, weil eine gutmüthige Hofdame, bei welcher er sich Zutritt verschafft, ihn nicht anders hatte loswerden können, als indem sie versprochen hatte, es „den Herrschaften vorzustellen.“ Auf die Erfüllung dieser Hoffnung, an welche der Kapellmeister sofort die brilliantesten Aussichten geknüpft hatte, wartete er bereits nahe an Dreiviertelstunden. Die Freibilletisten begannen zu trommeln. Die wenigen Anwesenden, welche bezahlt hatten, geriethen in eine gewisse peinliche Verlegenheit; selbst das Gespräch stockte, ein Paar Lieutnants gingen mit einem ziemlich lauten Fluche über die „unanständige Geschichte“ hinaus, was beinahe einen allgemeinen Ausbruch zur Folge gehabt hätte.

In diesem Augenblicke war es, wo der größere Theil der Gesellschaft, welche bei der Generalin versammelt gewesen war, in den Saal trat.

Die Ouvertüre zu Don Giovanni begann.

Vielleicht niemals seit der unsterbliche Meister dieses Werk gedichtet, war es von sonst leidlichen Musikern liederlicher abgedudelt worden, als es diesmal von den Kapellisten geschah, deren Gemüther wegen des leeren Saals freilich noch ver-

stimmter als ihre Instrumente waren. Aber der Dirigent war ein in der Stadt beliebter Mann, das Auditorium, ohnehin zum größten Theil aus Kapellverwandten bestehend, klappte also nichtsdestoweniger am Ende Beifall.

Jetzt öffnete sich eine Seitenthüre, und am Arme ihres Vaters erschien — Lucia Blandi. Trotz ihrer fieberhaft gerötheten Wangen, ihrer unnatürlich glänzenden Augen zogen die Anmuth und Schönheit ihrer Erscheinung doch sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Freilich in ganz verschiedener Weise.

„Auf Ehre, nicht übel!“ sagte der Gardeoffizier, indem er sein Lorgnon fester in die linke Augenhöhle kniff, was seinem sonst hübschen Gesichte einen widrig verzerrten Ausdruck gab.

„Aber wie mager ihre Formen sind“ flüsterte die Hofstallmeisterin.

„Würde sich abhelfen lassen! Besseres Futter meine Gnädige — ist auf Ehre Race drinn!“

Die Unterrednerin warf einen giftigen Blick auf die arme Lucia.

„Und welche Toilette! Es ist ein Skandal! Eine Konzertsängerin, und tritt auf in so einem schwarzen Seidensäckchen, ohne Schmuck, ohne Alles —“

„Aber doch wenigstens nicht ohne Stimme,“ fiel hier der etwas abseits sitzende sarkastische Doktor Hammer ein, „wie Sie sich überzeugen können gnädige Frau, wenn Sie einen Augenblick zuhören wollen.“

Diese etwas derbe Bemerkung des wegen seiner Ironie gefürchteten Doktors brachte die Unterhaltung zum Schweigen.

Raum aber war der Gesang beendigt, als dieselbe aufs Neue wieder begann.

„Nun was meinen Sie zur neuen Sonntag, Doktor,“ fragte der Hofrath den angeredeten, welcher allein Beifall geklatscht hatte. „Sollten wir sie nicht als Prima Donna für unsre Oper hier behalten? oder dem Intendanten vorschlagen, sie als Hofkonzertsängerin zu engagiren?“

„Diese Person? Hofrath, wo denken Sie hin?“ fiel hier die Hofstallmeisterin ein, der, wie fast allen Frauen, das Verständniß für jede, auch die geringste ironische Wendung, fehlte.

„Baron von Hahn hat zuviel Geschmack,“ erwiderte der Doktor, „um eine Sängerin zu engagiren, die im schwarztastnen Kleide, in der Bürgerressource auftritt und mit ihrem Vater in einer möblirten Wohnung dritten Ranges abgestiegen ist — zumal wenn sie dabei eine Stimme hat, wie diese hier!“

„Aber Sie meinen doch nicht, Doktor, daß die Person so ganz unerträglich schlecht singt,“ fragte die Hofstallmeisterin; „wie? oder wirklich, meinen Sie?“

„Ich meine gar nichts, kompetenten Beurtheilern gegenüber!“ versetzte trocken, mit einer tiefen Verneigung der Doctor, indem er seine Uhr zog. Hut und Stock von dem neben ihm stehenden Stuhl nahm und sich entfernte.

„Grobian!“ murmelte die Hofstallmeisterin.

Der Oberlieutenant hatte unterdessen seinen Platz neben der Erzürnten verlassen. Als sie sich umsah, erblickte sie denselben im Gespräche mit der jungen Sängerin, welche indessen seinen Worten augenscheinlich nur geringe Aufmerksamkeit zuwendete.

Das Konzert nahm seinen Fortgang. Ein Flötist der Ka-

pelle blies Variationen. Ein untergeordnetes Mitglied des Theaters trug deklamirend einige Poesien vor, bei denen es streitig sein konnte, ob die Deklamation oder das in der Auswahl bewiesene Kunsturtheil mehr Ansprüche hatten für das *nec plus ultra* von Geschmacklosigkeit zu gelten. Der Gesellschaft wurde die Sache langweilig. Das Gespräch über die Albernheiten des grimassirenden Kapellmeisters, über die abgetragenen Fähnchen seiner Tochter, über ihre ärmliche Wohnung in einem, wenn auch nicht grade übel berufenen, doch sehr wenig anständigen Hause, war erschöpft. Die Generalin schlug eben vor, ob man nicht nach den Wagen schicken solle, um nach Hause zu fahren, als ein Zwischenfall eintrat, der die Gesellschaft für das gehabte Ennui zu entschädigen versprach. Man sah plötzlich die junge Sängerin, welche auf einem Stuhle in der vordern, leer gelassenen Sitzreihe Platz genommen hatte, sich erheben und mit vorgehaltenem Taschentuche der Thüre des Nebenzimmers zueilen, aus welchem sie bei ihrem Erscheinen herausgetreten war. Der Oberlieutenant, welcher sie vergebens mit einer beschwichtigenden Bewegung aufzuhalten suchte, kehrte etwas verlegen zu seiner Gesellschaft zurück.

„Was gab es denn da zwischen Ihnen und der Donna im Taftkleide?“ fragte etwas spitzig die Hofstallmeisterin. „Die Unterhaltung wurde ja so plötzlich abgebrochen.“ — Die zunächstsitzenden wiederholten dieselbe Frage.

„Oh, nichts meine Gnädige! auf Ehre nichts! ein einfaches Nasenbluten, glaube ich. Sie ist wirklich süperb; und sie fernt durchaus nicht, sondern Teint und Züge halten die nächste Nähe aus! Nicht wahr Herr Kamerad?“ wandte er

sich zu einem jungen Gardehusarenoffizier, welcher ihn auf seinem Hulbigungszuge begleitet hatte.

C'est ça! auf Taille! erwiderte der letztere, indem er den hellblonden etwas schwächlichen Schnurrbart strich.

„Aber ich glaube wahrhaftig, wir kommen um die versprochene Bravourarie Bellini's“ — rief der Hofrath dazwischen. „Denn das Mädchen sieht nicht aus als könne sie singen. Sehen Sie doch nur“ —

In diesem Augenblicke richteten sich alle Blicke auf Lucia, die wiederum am Arme ihres Vaters wie es diesmal schien mehr gezogen als geführt erschien. Der Kapellmeister war ihr augenblicklich bei ihrer Entfernung nachgeeilt und hatte sie in Weinkrämpfen halb bewusstlos auf einem Stuhle hingestreckt gefunden. Schon oft hatte er Gelegenheit gehabt, Lucia wegen ihrer „prüden Empfindsamkeit“ auszuschelten, die sich für eine Künstlerin gar nicht schickte. Jetzt aber, wo diese „Prüderie“ gefährlich zu werden drohte für den Ausgang des Konzerts, brach er in die heftigsten Schmähungen aus.

„Ich kann nicht singen, lieber Vater!“ schluchzte die Unglückliche. „Nur heute erbarme Dich!“

„Du kannst nicht?“ sagte der Kapellmeister ingrimmig, „das heißt, Du willst nicht! Also erst ein leeres Haus durch deine Schuld, weil die Tochter sich für zu gut hält, zu thun was der Vater thut, sich selbst bei den Leuten zu empfehlen, und Geld zurückschickt aus albernem Prüderie — und nun noch die Schande, daß es heißen wird: sie kann die angezeigte Bravourarie nicht singen, und darum stellt sie sich krank! *Accidente a tutti i Santi!* willst Du singen oder nicht?“ rief der halbtrunkne Mensch, indem er seine Faust hob.

Lucia schwieg, und die Hand des unmenschlichen Vaters von Wuth, Verzweiflung und Trunkenheit hingerissen, fiel nieder auf die Jungfrau.

Es war das erstemal!

Ein kurzer gellender Ausschrei ward im Saale vernommen. Unmittelbar darauf erschienen Vater und Tochter auf der Estrade. Die Musik begann das Vorspiel, der Vater ließ den Arm der Tochter los. Sie machte einen schwachen Versuch, das Notenblatt, welches er in ihre Hand gedrückt, zu erheben. Ihre Augen irrten einen Augenblick wild im Saale umher, aber als sie den Mund öffnen wollte, um die erste Note zu intoniren, quoll ein heißer Blutstrom die Brust heraus, und mit schwerem Falle stürzte die unglückliche Lucia auf die Estrade nieder.

9.

Es ist eine schöne Sache um das Gebot: du sollst Vater und Mutter ehren auf daß du lange lebest auf Erden. Nur Schade, daß diese Ehre auch gar oft noch da von Gesetz und Brauch der Welt verlangt wird, wo es am Vater und an der Mutter für das erwachsene Kind nichts zu ehren giebt. Der elterliche Egoismus, welcher dem Kinde oft Mangel an kindlicher Liebe vorwirft, wenn der erwachsene Sohn oder die gereifte Tochter nicht mehr blindlings jedem Gebote, jeder An-

sicht und Laune der Eltern sich unterordnen will, vergißt in seiner anspruchsvollen Verblendung über seinem göttlichen Rechte nur allzuleicht, daß ein solches Verlangen auch seinerseits von sehr wenig elterlicher Liebe Zeugniß giebt. Dieser Egoismus des absoluten elterlichen Herrscherrechts von Gottes Gnaden hat sehr viel Verwandtschaft mit dem politischen Absolutismus von Gottes Gnaden, dessen Dogma gleichfalls nichts von der Gegenseitigkeit der Pflichten wissen will. „Ein Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, welche Gewalt über ihn hat,“ und: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist,“ sind die biblischen Stützen für den letzteren. Aber diese Stützen sind morsch und beginnen zu schwanken, sobald ein Volk dahinter kommt, daß in dem ersten Gebote der Nachdruck auf der „Gewalt“ liegt, und daß in dem zweiten das Verhältniß des Menschen zu Gott, also zu dem höchsten Ideale des Guten und Wahren, seinem Verhältnisse zu dem weltlichen Gotte, Kaiser, König, Fürst genannt, gradezu entgegengestellt wird. Wir finden daher auch, daß die Sklaverei der Kinder und der Absolutismus des elterlichen Rechts da am stärksten sind, wo ein Volk politischer Freiheit am meisten entbehrt, und daß beide sich mehr und mehr vermindern, je weiter ein Volk in politischer und sozialer Freiheit fortschreitet. Unter den Kulturvölkern ist in Deutschland der elterliche Absolutismus am stärksten, in England und Nordamerika die Freiheit der Kinder, die Achtung der Eltern vor dem Menschenrechte derselben am größten. Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Deutsche in der Familie buchstäblich zur Knechtschaft des Staats erzogen wurde und zum Theil noch erzogen wird, während in England und Amerika schon die Behandlung des Kindes in der Fami-

lie auf den künftigen freien Bürger Rücksicht nimmt. Bei uns mögen elterliche Beschränktheit und Eigennuß sich das Härteste gegen die Kinder erlauben: selten wird die öffentliche Meinung unterlassen, im Falle einer Auflehnung der letzteren gegen solche Tyrannei, für die Eltern Partei zu nehmen; und kaum der Ausgang der überall als „Gottesurtheil“ gilt, ist im Stande, dem Sohne oder der Tochter Verzeihung zu erwirken, welche sich durch irgend einen kühnen Schritt jener Tyrannei und damit oft einem sichern Untergange entziehen.

Vor allen trifft diese Härte das weibliche Geschlecht. Hier tritt sogar für die elternlose Tochter die Familie in die elterlichen Herrscherrechte ein, und fordert Unterordnung auch der freiesten und begabtesten Seele unter Vorurtheil, Ansicht und Absicht der Angehörigen. Das Mädchen wird nie unabhängig — es sei denn daß sie durch Heirath sich von der „Familie“ loslöst, nur zu oft um eine Sklaverei für die andere einzutauschen.

Die Scene, durch welche das Konzert unterbrochen worden war, hatte in der ganzen Stadt ein gewisses Aufsehen erregt. Über den eigentlichen Grund derselben wußte zwar Niemand etwas gewisses. Dafür hatten aber die Gerüchte desto freieren Spielraum. Blandi hatte sich zu einer komischen und widerwärtigen Figur gemacht, aber er war — ein Vater. Er hatte den Leuten schon früher erzählt, welche Opfer er der Erziehung und Ausbildung seiner Tochter gebracht, welche Mühe er angewendet, um sie in der Welt vorwärts zu bringen, und wie bald der Eigensinn, bald die Unfolgsamkeit seiner sonst so liebenswürdigen und von ihm so abgöttisch geliebten Lucia alle seine Bemühungen für ihre Laufbahn vereitelt, und zuletzt eine Liebchaft zu einem armen Schauspieler, zu der er

als gewissenhafter Vater seine Einwilligung unmöglich habe geben können, eine wohl begründete Stellung an einer Bühne vernichtet habe. So wunderbar es klingen mag, so war doch in der That der factische Doctor fast der einzige Mensch in der ganzen Stadt, welcher das wahre Verhältniß durchschaute, und dem Kapellmeister, der ihn bat, seine kranke Tochter zu besuchen, mit wenigen dürren Worten seine Meinung zu erkennen gab.

In der kleinen düstern Hinterstube eines abgelegnen Hauses lag Lucia in einem fiebernden Halbschlummer. Ihre schönen Augen waren geschlossen. Die Wangen und Lippen des einst so blühenden Gesichts zeigten, wenn sie nicht von der abwechselnden Blut des Fiebers geröthet waren, die Marmorblässe des Todes. Der Doctor saß an dem Bette und hielt mit seiner Rechten die Handwurzel des abgemagerten Arms der Kranken umspannt, während seine Blicke mit dem Ausdrucke einer bei ihm seltenen Theilnahme auf dem bleichen Angesichte des jungen Mädchens ruhten.

Endlich schlug die Kranke die Augen auf.

„Wie fühlen Sie sich, mein Kind?“ fragte der Doctor mit einer Stimme, deren Milde gegen seine sonstige scharfe Sprechweise auffallend abstach.

„Besser!“ lispelte die Kranke; und als sie jetzt in das herzlich theilnehmende Antlitz des Arztes blickte, füllten zwei große Thränen ihre dunklen Augen.

„Es wird Alles gut werden, gönnen Sie sich nur Ruhe mein Kind!“ tröstete der Doctor.

Lucia blickte ihn an. Es war lange her, daß ein Menschenauge so theilnehmend, so verständnißvoll auf ihr geruht.

Ein tiefes, instinktives Gefühl schien ihr zu sagen, daß dieser rauhe und schwarze Mann das ganze Glend ihrer Tage und ihres Schicksals mit einem Blicke durchschaue. Sie hob den freien Arm zu ihm empor, der aber allerbald wieder auf das Kissen zurückfiel und indem ein Strom von Thränen aus ihren Augen stürzte, brach sie mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung in die Worte aus:

„Mir ist nicht mehr zu helfen!“

Der Kapellmeister, welcher seitab in einem Winkel des Zimmers gesessen hatte, sprang bei diesen Worten auf, und ergoß sich in eine Reihe von Klagen und Verwüthen, die er mit Thränen und Verwünschungen begleitete. „So ist sie immer!“ rief er heulend aus; „wenn man ihr sagt, daß es besser gehen werde, so verzweifelt sie, statt gutem Rathe zu folgen. Nichts alsummer und Glend hat man von seinen Kindern! Lucia, Tochter, hörst Du denn nicht, daß der Doktor sagte —“

„Der Doktor sagt jetzt vor allen Dingen,“ unterbrach der Arzt den Verzweifelnden, „daß der Kranken Ruhe nöthig ist, und darum ersuche ich Sie, sofort das Zimmer zu verlassen.“

Der Ton dieser Worte war so eifrig streng und befehlend, daß der Kapellmeister gefügig wie ein gescholtener Hund, der Thüre zuschritt und das Feld räumte.

„Liebes Kind,“ wandte sich der Doktor hierauf zu der Kranken, „Sie müssen, sobald sie einigermaßen hergestellt sind, zu ihrer Familie zurück. Unter mütterlicher Pflege allein kann volle Genesung eintreten.“

Ein neuer Thränenstrom Lucia's war die Antwort. Endlich stammelte sie leise:

„Oh meine Mutter! meine arme Mutter! Ach ich habe ja keine Mutter mehr!“

Der Doktor fuhr mit der Hand über die Augen: „Auch keinen Bruder, keine Schwester, keinen Verwandten?“

„Niemand, Niemand, seit einem halben Jahre, wo meine arme Mutter starb, als meinen alten Lehrer!“

„Hat er ein Anrecht auf Sie als Verwandter?“ fragte leise der Doktor. „Nennen Sie mir ihn, ich will ihm schreiben. Vielleicht kann er etwas dazu thun, Sie von Ihrem Vater — für eine Zeitlang zu trennen. Denn dies ist“ — setzte er langsam und mit gedämpfter aber nachdrücklicher Stimme hinzu, — „die unerläßliche Bedingung Ihres Genesens und der Umgestaltung Ihres künftigen Lebensschicksals.“

Lucia bewegte wie zustimmend ihr Haupt, und nannte mit einem Seufzer den Namen des alten Musikmeisters Benkenstein zu B. und seiner Schwester, in deren Armen ihre Mutter gestorben sei.

Der Doktor notirte die Adresse in seine Schreibtafel. Dann stand er auf: „ich werde vielleicht,“ sprach er, „in den nächsten Tagen durch eine Amtstreise verhindert sein Sie zu besuchen, aber mein Assistenzarzt wird meine Stelle vertreten. Vertrauen Sie ihm, er ist ein geschickter und verlässlicher Mann, und auch für eine Wärterin werde ich sorgen. Befolgen Sie dagegen meinen Rath und verhalten Sie selbst sich ruhig! Es wird Alles gut werden.“

Mit diesen Worten entfernte er sich, nachdem er selber der Kranken ein Pulver gereicht hatte, nach welchem sie bald in einen wohlthätigen Schlaf versiel. Als er sich leisen Schrittes der Thüre näherte und sie rasch öffnete, stieß er mit derselben

gegen den Kopf des Kapellmeisters, der seine Zeit damit zugebracht hatte, soviel als möglich von dem hinter seinem Rücken geführten Gespräche zu erforschen.

„Dieses Kind ist gemißhandelt worden!“ sagte der Doktor, den Kapellmeister finster anblickend. „Ich mache Sie für jede Verschlimmerung des Zustandes Ihrer Tochter verantwortlich.“

Der Kapellmeister versuchte sich zur Frechheit zusammen zu nehmen. Aber der drohende Blick des Arztes ließ ihn die Augen niederschlagen. Er murmelte etwas von „Vaterrechten, in die Niemand sich einzumischen habe.“

„Vaterrechte schützen keinen — Mörder!“ sagte leise, aber mit scharfer Betonung der Doktor.

Er ging. Der Italiäner sah ihm mit unheildrohenden Blicken nach.

10.

An der Wirthstafel des Gasthauses zum Stern saßen an demselben Tage einige Offiziere der Garnison bei Austern und Champagner zusammen.

Das bei Kavallerieoffizieren unvermeidliche Gespräch von Pferden war eben auf Mädchen, Schauspielerinnen und Grisetten übergegangen und wendete sich jetzt auf den Vorfall im neulichen Konzerte.

„Aber sage doch, Rittow,“ begann einer der Gesellschaft, „Du warst ja mit bei der Geschichte anwesend, und wie es heißt obenein dabei eine Art von Akteur. Erzähle uns doch, wie war denn die Sache eigentlich?“

„Je nun, der alte Blandi, — Ihr kennt doch den Vater der Debitantia?“ —

Ein allgemeines lautes Gelächter war die Antwort. Es war noch nicht verhallt, als ein Posthorn vor dem Hause ertönte, und die heftig gezogene Klingel und das Hinausstürzen der Kellner die Ankunft eines Extrapostgastes verkündete, der bald darauf in der Gestalt eines hochgewachsenen jungen Mannes in den Saal trat. Er grüßte mit seiner Hand- und Hauptbewegung höflich die Anwesenden und befahl, indem er den Mantel ablegte und dem Kellner die schnelle Instandsetzung seines Zimmers einschärfte, unterdessen etwas kalte Küche und Wein zum Nachtessen zu bringen.

Der Eintritt des Fremden hatte einen Augenblick das Gespräch der Offiziere unterbrochen. Nachdem sie den Ankömmling, der sich in einiger Entfernung von ihnen an der Wirthstafel niederließ, flüchtig gemustert hatten, sagte derjenige, welcher zuerst die Frage an Rittow gerichtet hatte:

„Nun also: der Kapellmeister Blandi, was hattest Du mit dem zu schaffen? Ich denke, es handelt sich um seine Tochter?“

„Das thut es auch,“ versetzte der Gefragte, indem er den Schaum von einem frisch eingeschenkten Glase schlürfte. „Aber Du weißt doch wohl, Haßberg, wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten, oder in Ermangelung einer Mutter, mit dem Vater!“

„Zugestanden!“ erscholl es von allen Seiten. Ein untheiliger Beobachter würde bemerkt haben, daß der angekommene Fremde, der bei dem Namen Blandi zusammengefahren war, unmerklich seinen Stuhl etwas näher zu den Sprechenden rückte und abgewendeten Hauptes angestrengt ihren Worten zuhörte, während sein Blick gedankenlos auf ein Zeitungsblatt gerichtet schien.

„Wie ich schon neulich erzählte, hatte mir die Kleine den Affront angethan, die Thalerscheine zurückzuschicken, welche ich unter der Bedingung dem Alten für sein Konzert gegeben, daß mir seine Tochter die Billets überbringe.“

„Ein schöner Patron der Kittow! wie immer! verteufler Einfalt. Und so abzufahren!“ scholl es im Chor.

„Das war es eben! Die Geschichte wurmte mich. Der Kerl, der Blandi, war so gemein in seinem ganzen Betragen, daß ich unmöglich auf solch einen Tugendspiegel von Tochter bei diesem Vater gefaßt sein konnte, als ich den Wisz machte. Zudem hatte mir Tags zuvor der Weinreisende, wie heißt der Kerl doch, der Champagnerreisende mit der rothen Nase?“ —

„Ah! Monsieur Gautier, die „Geschäftsseele!““

„Richtig! Nun, der Gautier hatte mir erzählt, es sei nichts besonderes an der neuen Sonntag, obgleich sie als ein ganz hübsches Mädchen passiren könne. Er habe sie in irgend einer RheinStadt in einem Garten bei Brillantfeuer singen hören. Und diese Art Sängerrinnen kennt man ja wohl.“

„Aber,“ warf hier einer der Offiziere ein, „der Gautier fügte doch auch hinzu, daß man nichts Nachtheiliges von ihr

sagen könne und daß es Schade sei, daß sie einen halbverrückten Vater habe, der ihre Carrière ruinire.“

„Ganz recht, lieber Schramm. Aber Sie werden zugeben, daß zwischen unser Einem und einem halb tahtköpfigen Weinreisenden in Bezug auf succès bei hübschen Mädchen ein Unterschied ist.“

„Genug, ich ging zu ihr, als sie sich im Konzert niedersezte, nachdem sie ihre erste Arie gesungen — nach meinem Geschmack sang sie, Gott straf mich! nicht schlecht und ein hübsches Ding war sie auch, mit ein Paar prächtigen Augen und einer Taille —“

„Keine Entzückungen, Rittow, vor dem succès!“ bemerkte spöttisch lächelnd ein Husarenlieutnant. „Ordentlich erzählt jetzt! Wie kam's zu der Ohnmacht vor allem Volk, coram populo? wie mein ehemaliger Hofmeister sagte.“

„Nun, ich machte ihr Komplimente über ihren Gesang und sagte ihr, daß ich bedaure sie beleidigt zu haben. Sie antwortete nur durch kaltes Kopfneigen mit abgewandtem Gesichte und that fast, als ob sie nichts verstehe. Ich ging etwas weiter und beklagte, daß sie, wie ich erfahren, so schlecht wohne und offerirte ihr, da eine Künstlerin sich von solchem Logis aus, wie das ihrige sei, sich in einer Residenzstadt unmöglich pouffiren, keinen Erfolg versprechen könne, eine Wohnung in meiner Zimmerreihe für die Zeit ihres nächsten Aufenthalts und meine Protektion für ihre nächsten Konzerte. Sie sprang auf, und Gott straf mich! das alberne Ding hatte die Augen voller Thränen als sie in das Nebenzimmer stürzte. Was dann zwischen ihr und dem Alten bis zu der Ohnmacht passirt sein mag, das weiß ich nicht, aber ich —“

Eine schwere Hand, die sich krampfhaft zuckend auf seine Schulter legte, riß hier die Rede des Offiziers ab und zu gleicher Zeit trafen sein Ohr die Worte:

„Sie sind ein Glender! ein gemeiner Schurke!“ Erdfahle Blässe bedeckte das Gesicht des Lieutnants. Seine Kameraden sprangen auf und machten Miene sich an dem Fremden thätlich zu vergreifen, dessen bebende Lippen diese Worte gesprochen hatten.

Aber dieser war im nächsten Augenblicke einen Schritt zurückgetreten und ein spanisches Rohr mit schwerem Bleiknopfe in der Hand haltend sprach er mit fester Stimme:

„Gemach, meine Herren, gemacht! Wer ein unbeschütztes, wehrloses Weib öffentlich ohne Veranlassung beleidigt ist ein Glender! Es müßte denn sein,“ setzte er mit bitterm Hohne hinzu, „daß die Geseze der modernen Ritterlichkeit das erste Gesez der alten umgekehrt hätten, nach dem der Beleidiger eines schußlosen Weibes ehrlos war! Machen Sie das unter sich aus,“ fuhr er fort, indem er seine Karte auf den Tisch warf und dem hereintretenden Diener folgte, welcher meldete, daß die Zimmer des Herrn in Bereitschaft seien.

Auf der Karte stand: „Dr. Julian Waldau, königlicher Hoffchauspieler!“

„Mit einem Komödianten schlägt man sich nicht, dem gebührt die Speitsche,“ sagte bei einem Blicke auf die Karte Rittow verächtlich.

„Doch nicht, Herr von Rittow,“ sagte einer der Offiziere, welcher an dem früheren Gespräche wenig Theil genommen. „Waldau ist von anständiger Familie und hat als Freiwilliger in der Armee gedient. Er ist mit Patent als Landwehroffizier

entlassen. Ich weiß es, denn er ist ein Jugendbekannter von mir.“

„Das ändert freilich die Sache!“ versetzte etwas zögernd Rittow, indem er den Säbel umschnallte. „Und da Sie ein Bekannter des Herrn sind, Schramm,“ setzte er zu dem letzten Sprecher gewendet hinzu, „so werden Sie wohl die Güte haben, das Nöthige einzuleiten. Pistolen, versteht sich! und Barrière so nah als möglich.“

11.

Es war ein kalter stürmischer Herbstabend. Der Wind heulte zwischen den Giebeln und rüttelte an den lockern Ziegeln auf den Dächern der Hinterhäuser. Ein Paar melancholische Pappeln vor dem Fenster von Lucia's Krankenzimmer bogen ächzend ihre schlanken Wipfel in einander, während tausende von welken Blättern, losgerissen von ihren Zweigen, einen wilden Wirbeltanz aufführten. Von Zeit zu Zeit rasfelte ein kurzer Strichregen, vom Winde gepeitscht gegen die Fensterscheiben, daß die Kranke stöhnend aufsprang aus ihrem unruhigen Halbschlummer.

Und wieder saß der Arzt an Lucia's Bette und hielt ihre Hand umspannt, und wieder blickte er nachdenklich und theilnehmend auf die bleichen Züge des noch immer lieblichen Angeichts. Die Stille in dem engen Stübchen kontrastirte scharf

mit dem Aufruhr der Natur da draußen. Man vernahm nur die schweren Athemzüge der Kranken und den eintönigen Pendelschlag der alten braunen Holzuhr in der Ecke, der die verrinnenden Augenblicke des jungen Lebens zu zählen schien.

„Was ist hier vorgegangen seit ich zuletzt hier war?“ fragte der Doktor die Wärterin, welche sich auf ihrem Ofensitze durch eine reichliche Portion Kaffee zum Wachdienst für die Nacht vorbereitete. „Der Zustand ist so bedeutend verschlimmert, daß ein äußerer Grund dieser Verschlimmerung nothwendig angenommen werden muß!“

Die Frau schien nicht mit der Sprache heraus zu wollen. Endlich bekannte sie von dem Doktor gedrängt, daß heute Morgen der Kapellmeister, der die Nacht außer dem Hause zugebracht, wie ein Rasender in das Zimmer gestürzt sei, als eben die Kranke, die sich nach der Nachtruhe bedeutend wohler befunden, ein Billet gelesen gehabt, das ein Lohnbedienter aus dem Gasthose zum Stern gebracht und eigenhändig der Kranken zu übergeben verlangt habe. Nachdem sie es gelesen, sei ein Strahl von Freude über ihr Gesicht geflogen. Sie habe einen Bleistift verlangt, und ein Paar Buchstaben auf das Blatt geschrieben, das in einer fremden Sprache abgefaßt gewesen. Dann habe sie dem wartenden Diener das Blatt zurückgereicht und sei mit gefalteten Händen in die Kissen zurückgesunken. „Das arme Kind sah ganz verklärt aus, wie ein leibhafter Engel,“ fuhr die Alte fort. „Aber es dauerte nicht lange. Denn bald nachher kam der Vater hereingestürmt — der noch verwilderter aussah, als er so schon aussehen thut. Er wollte mich erst hinauscheiden, denn er hätte mit seiner Tochter zu reden. Aber ich sagte ihm, daß

mir der Herr Doktor befohlen hätten zu bleiben, und daß ich nicht von der Kranken weichen dürfe, und daß er besser thäte, selber hinauszugehn und die Kranke in Ruhe zu lassen. Da stieß der wüste Mensch einen lästerlichen Fluch aus, und schrie darauf seiner Tochter in einer fremden Sprache etwas zu. Was es gewesen sein mag, weiß der Allmächtige. Aber was Gutes war's schwerlich. Denn das Fräulein that einen lauten Schrei, und als ich hinzusprang, war sie besinnungslos und in Krämpfen. Zu allem Glück kamen grade in dem Augenblicke der junge Herr Doktor und half mir den wüthenden Menschen aus dem Zimmer bringen, der sich die Haare raufte und in allen Sprachen Gott lästerte und sich und seine Tochter verwünschte. Aber seitdem ist das arme Kind nicht wieder zur Besinnung gekommen. Und das will ein Vater sein! Ich glaube es auch gar nicht, daß ihm das Kind gehört — wer weiß, wo er es hergestohlen hat, der —“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach der Doktor hier den Redefluß der Alten. „Ich weiß jezt genug!“

In diesem Augenblicke fuhr die Kranke empor. Der schrecklich veränderte Ausdruck ihres Gesichts und der unheimlich strahlende Glanz ihrer weit geöffneten Augen trafen den Arzt mit solcher Gewalt, daß der starke Mann, so gewöhnt er an ähnliche Scenen war, innerlich zusammenschauderte.

„Ist er todt?“ lispelte sie, indem sie mit dem Ausdrucke der Todesangst auf den Doktor blickte und mit ihrer feinen durchsichtigen Hand krampfhaft seinen Arm ergriff.

„Todt? wer? liebes Kind.“

„Er, — Julian!“

Plötzlich schrie sie auf: „Er ist todt, ich sehe seinen Mör-

der, da steht er! Ach, was hab ich ihm gethan, daß er auch ihn mordet!"

Sie sank ohnmächtig zurück auf das Lager. In demselben Augenblicke klopfte es an die Thüre. Der Diener des Arztes trat hastig ein, und übergab ihm ein Billet. Ein reitender Bote habe es gebracht und schleunigste Bestellung verlangt. Der Doktor erbrach es hastig. Es war von der Hand seines Assistenzarztes von einem Orte hart an der Gränze des Fürstenthums datirt, und zeigte ihm an, daß er den Oberlieutnant von Rittow zu einem Duell mit einem Fremden hierher begleitet. Beide seien schwer verwundet, der eine offenbar hoffnungslos. Er beeile sich, ihm, als dem Stabsarzte, die Anzeige zu machen, und beschwöre ihn, schleunig zur Hilfe zu eilen, da er selber sich bei diesem unerwarteten Doppelfalle allein keinen Rath wisse.

Wie ein Blitzstrahl in dunkler Nacht erhellte dieser Brief dem Arzte das Geheimniß jener Frage der kranken Lucia, die noch eben unverständlich an sein Ohr erklungen war. Er traf in aller Schnelligkeit noch einige Anordnungen für die Kranke auf die Nacht, und eilte sodann davon, um dem neuen, so eben an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten.

12.

Der Musikmeister Benkenstein empfing die Nachricht von Lucia's Aufenthalt, der ihm seit längerer Zeit gänzlich unbekannt geblieben war, mit einer Freude, die nur durch die beigefügte Meldung von ihrer heftigen Erkrankung getrübt wurde. Gerade in diesen Tagen hatte er mit schrecklicher Sehnsucht Lucia's gedacht. Der Tod eines seit vielen Jahren nach der „neuen Welt“ ausgewanderten und dort zu bedeutendem Vermögen gelangten nahen Verwandten, hatte den Musikmeister, der sich unter den Haupterben befand, plötzlich zu einem reichen Manne gemacht. Sein erstes Gefühl bei dem Empfange dieser Nachricht war der Kummer und Schmerz gewesen, daß der frühe Tod von Lucia's Mutter ihn des Glückes beraubt, die letzten Lebensjahre der Dulderin zu verschönern. Sein zweiter Gedanke war Lucia selbst. Ihr sollte jetzt zu Gute kommen, was er der geliebten Giuseppa nicht mehr erweisen konnte. Sein Antheil an der Erbschaft reichte aus, die Tochter aus den Händen des Kapellmeisters durch ein Jahrgeld zu befreien, für welches der letztere, zumal in seiner jetzigen Noth, gewiß seinen Ansprüchen auf die Tochter entsagen würde. Und so eben war er im Begriffe, durch die Zeitungen eine Anfrage nach dem Aufenthalte beider zu veröffentlichen, als der kurze Brief des Doktors ihm diesen Schritt ersparte. Schwester Judith füllte eilig ein kleines Köfferchen mit dem nothwendigsten

Reisebedarf, und wenige Minuten später führte eine Extrapostkutsche den Musikmeister, dessen jugendlich bewegtes Herz vor freudiger Erwartung klopfte, seinen Liebling wiederzusehen, der zwei Meilen von B. entfernten, erst kürzlich vollendeten Eisenstraße zu.

Es war die erste Eisenbahnfahrt, welche der Musikmeister machte. Aber die Erregung, welche der Eindruck der neuen weltumgestaltenden Erfindung in ihm hervorrief, hielt nicht lange an. Sie ward in den Hintergrund gedrängt durch die Gefühle, mit denen er diesem Wiedersehen entgegengickte, durch die Sorge um Lucia's Zustand, endlich durch die Alles überwiegende freudige Aussicht auf die Zukunft. Bald war es höchstens nur noch das gellende Schrillen der Locomotivenpfeife an den Stationen, was ihn an die Eisenbahn erinnerte, und ihm eine leise gemurmelte Verwünschung entfloht, wobei er allemal den spanischen Rohrstock heftig auf den Boden des Wagens stieß. Er behauptete einmal steif und fest gegen einen Mitreisenden, daß der infernalische Spektakel der Eisenbahnzüge und das unaufhörlich sich erneuernde teuflische Pfeifen sicher von der schlimmsten Wirkung auf die musikalischen Gehörnerben sein müsse, und daß die neue Erfindung dem musikalischen Sinne der nächsten Generationen gewiß höchst schädlich sein werde. Ja er verstieg sich sogar zu der ganz ernsthaften Behauptung: Erst jetzt, wo er eine Eisenbahn kennen lerne, begreife er die neueste Spektakelmusik, die sich zu der einfachen Schönheit Mozarts und Haydns verhalte, wie der Locomotivenpfeiff zu dem Klange des alten Posthorns. Bald aber versiel er wieder in freundlichere Grübeleien. Er malte es sich aus, wie er fortan kein

geplagter Musik-Stundengeber mehr sein, sondern nur noch seine „Kleine“ holdselige Lucia zur einzigen Schülerin haben werde. Daß er künftig nicht in P. wohnen bleiben werde, verstand sich von selbst. Mit Schwester Judith und seiner Lucia wollte er nach dem geliebten Wien, an die Stätte seiner glücklichen Jugend, zurückkehren, „und dann,“ setzte er hinzu, „wenn wir sie erst wieder aufgepflegt haben, dann soll sie eine Sängerin werden wie's wenige giebt. Und sie soll gar nicht für andere singen wenn sie nicht mag, aber für mich alle Tage, das versteht sich und für ihren Liebsten, an dem es ja wohl nicht fehlen wird.“ Er gedachte der Zärtlichkeit, mit welcher das Kind an ihm gehangen, und des namenlosen Kummers, den er darüber empfunden, daß ihm dies sein Kleinod von einem Vater entrissen worden, der in keiner Hinsicht werth und würdig war ihr Vater zu sein. Darum freute er sich heimlich, daß es dem Kapellmeister schlecht gehe, daß er sich fast in einer pfenniglosen Lage befinde. Denn nur darauf konnte er seinen Plan bauen, die Tochter gewissermaßen ihrem Vater abzukaufen und sie sich selber anzueignen.

Unter solchen Gedanken und Entwürfen ward ihm die Tagfahrt nicht lang, an deren Ende er spät Abends das Städtchen erreichte, wo er die Eisenbahn verlassen mußte. Die Post, welche ihn von dort aus nach der Residenzstadt, wo sich der Kapellmeister befand, weiter führen sollte, ging erst am Vormittag des folgenden Tages. Das währte der liebevollen Ungeduld des Musikmeisters zu lange. Nachdem er sich einige Stunden Ruhe gegönnt, bestellte er Postpferde, um das fünf Meilen entfernte Ziel seiner Reise bei guter Tageszeit zu erreichen.

An der Wirthstafel, wo er sich mit einem Glase Ungarwein für die Nachtfahrt stärkte, unterhielten sich ein paar Stammgäste über ein Ereigniß; das großes Aufsehn im Orte gemacht zu haben schien.

„Also es steht schlecht mit allen beiden, Herr Kreisphysikus?“ sagte einer der Tischgenossen, der bei einem Glase guten Bordeauxweins den Rauch seiner Cigarre nachdenklich in die Luft blies.

„Freilich!“

„Der Lieutenant?“

„Wird durchkommen, aber nicht weiter dienen können. Der Arm ist hin. Morgen Amputation! Und es ist der rechte.“

„Und der andere?“ —

„Schuß in die linke Brust — fraglich ob er durchkommt. Benimmt sich aber brav. Hat das Herausziehen der Kugel ausgehalten ohne einen Laut, während der andere stöhnt und wimmert wie ein Weib!“

„Na, für den wär's gut wenn er nicht durchkäme,“ sagte der dritte in dem Kleeblatt, nach seiner Uniform eine Art von Gränzsteueroffiziant. „So ein verfluchter Komödiant, einen schmucken Offizier aus der besten Familie des Landes zum Krüppel zu schießen, und das alles um einer Singemamsell willen.“

Der Musikmeister horchte unwillkürlich auf.

„Das Mädchen soll aber die Braut des Künstlers sein oder des Komödianten, wie Sie ihn nennen, und der Oberlieutenant hatte sie öffentlich beleidigt,“ warf der Physikus ein.

„Hat sich was zu brauten und zu befeidigen,“ fuhr der Steuerauffeher, ein früherer Offizier fort. Die Mamsell war eine Zierliedse, die keinen Spaß verstand, und der Herr Küstler ein verlaufener ehemaliger Referendarius, mit dem die Mamsell eine Liebshaft gegen den Willen ihres Vaters unterhalten, und der nach der Residenz gekommen, um die Tochter dem Vater zu entführen. Schönes Fröchtchen das! ich hab's von Leuten, denen es der Vater selbst mit Thränen erzählt hat. Ja,“ fuhr er fort, „es ist ein Unglück mit den Kindern, die ihren Eltern nicht pariren. Mein Grundsatz ist, Kinder müssen pariren wie Wachtelhunde, besonders Mädchen bis sie heirathen. Dann —“

„Dann mögen sie sich schadlos halten an ihren Männern, meinen Sie, nicht wahr?“ unterbrach den Sprechenden lachend hier der Physikus.

Der Musikmeister hörte aber nicht mehr, was der andere, der in dem Rufe eines kläglichen Pantoffelhelden stand, auf diesen Spott erwiederte. Eine bange Ahnung sagte ihm, daß hier vielleicht von Lucia die Rede sei, die Erwähnung des Vaters bestärkte ihn darin. Aber er wagte nicht, nach dem Namen zu fragen, aus Furcht seine Besorgniß zur Gewißheit erhoben zu sehen. In banger Besorgniß, vielleicht zu spät zu kommen, trieb er den Kellner an, seinen Wagen ja früh genug zu bestellen. Und noch standen die Sterne hell am Himmel, als er ihn bestieg und der Hauptstadt zurollte.

Die Wege waren vom starken Herbstregen aufgeweicht. Der Postillon, so gern er auch das versprochene reichliche Trinkgeld verdient hätte, konnte nicht so schnell fahren, als die eilende Ungeduld des Musikmeisters verlangte. Es war

Morgen als er sich dem Thore der Stadt näherte, die von dem rothen Morgenlicht der durch trübe Regenwolken hindurchbrechenden Herbstsonne umflossen vor ihm lag.

Vor dem kleinen Hause, welchem der Kapellmeister eine Viertelstunde später durch eine enge, regenfeuchte Gasse zuschritt, war das schmutzig nasse Steinpflaster mit gelblichem Sande bestreut. Ein paar Buchsbaum- und Lannenzweige lagen an der Schwelle auf dem schmalen Bürgerstege. Der Musikmeister kannte die Sitte nicht, deren Gebot hier vielleicht die mitleidige Hand irgend einer armen Nachbarin vollzogen hatte. Aber sein Herz klopfte hörbar, als er die Schwelle des Hauses überschritt.

Er pochte an mehrere Thüren. Sie waren verschlossen. Eine ärmlich gekleidete Magd, die ihm aus dem Hofe entgegentrat, in der Meinung, der Fremde wolle die Hauswirthin sprechen, meldete ihm, daß dieselbe nicht zu Hause sei. „Frau Brunn ist mit der Leiche zum Kirchhof!“

Der Musikmeister taumelte gegen die Wand. „Mit welcher Leiche?“ stammelte er.

„Mit der jungen Mamsell, die hier im Logis war und die an einem Blutsturz gestorben ist. Seht Ihr denn nicht, daß vor der Thür gestreut ist? Frau Brunn ist eine mitleidige Frau. Es mußte doch Einer folgen, und da ist sie mitgegangen und noch ein paar Schauspieler, die bei uns wohnen, sind auch mit. Sie sind erst eben fort.“

Der Musikmeister athmete schwer. „Wo hinaus geht es nach dem Kirchhofe?“ fragte er mit tonloser Stimme.

Ein zerlumpter Knabe, der mit einigen andern Kindern neugierig durch die offene Hausthür den Fremden anstarrte, erbot sich, ihm den Weg zu zeigen.

In einer Ecke des Kirchhofs draußen vor dem Thore der Stadt, da wo die unbezeichneten Gräber der Armen, von den Denkmalreihen ihrer reichen Mitbrüder gesondert liegen, stand eine kleine Gruppe beisammen. Die Träger hatten soeben die Bahre niedergesetzt, und die Todtengräber waren im Begriff, den Sarg von derselben herab auf die Seile zu heben.

In diesem Augenblick erscholl ein lautes: „Halt!“ die Begleiter sahen sich um und erblickten zu ihrem Erstaunen einen auffallend altmodisch gekleideten Mann, der mit einem großen spanischen Rohre in der Hand dem Grabe zu-eilte.

Die Augen des Musikmeisters irrten im Kreise umher, als suchten sie etwas das sie nicht fanden. Der Kapellmeister war nicht am Grabe seines Kindes.

„Öffnet den Sarg, daß ich sie noch einmal sehe!“

So mächtig und gebieterisch klang die Rede des alten Mannes, daß keiner der Anwesenden wagte, dem ungewöhnlichen Verlangen zu widersprechen.

Der Deckel des Sarges ward geöffnet, und der salbe Strahl der herbstlichen Morgensonne umspielte die reinen Züge des Angesichts der todtten Jungfrau. Der Musikmeister beugte sich über sie und küßte ihre bleiche Stirn. Seine Thränen rannen nieder auf das todte Antlitz.

„Lucia, mein geliebtes Kind, schlaf wohl!“ rief er laut schluchzend.

Die Umstehenden, von unwillkürlicher Rührung ergriffen, weinten mit ihm. Selbst in den Augen des Todtengräbers stand eine Thräne.

Wenige Minuten später rollten die Schollen schweren Falles auf das schwarze enge Gehäuse hinab, welches die müden Reste eines zerbrochenen Lebens umschloß. —

Wenn Ihr den Kirchhof von S. besucht, so könnt Ihr von Trauerweiden und wilden Rosen umschattet ein kleines antikes Marmordenkmal mitten unter den Armengräbern gewahren. Das Relief der einen Seite zeigt eine Harfe mit zerrissenen Saiten, und darunter den Namen:

Lucia.

Fernande.

Novelle

VON

Bernd v. Guseck.

Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal schuf,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste.

Goethe.

1.

Im Hochgebirge staunt der Wanderer, wenn er zuweilen die starren Eismassen der Gletscherwelt nur durch eine geringe Spanne Raumes von einer vollkräftig grünenden Matte getrennt sieht, die Gegensätze Tod und blühendes Leben sich fast berühren, — wie viel näher treten sich solche noch in den Wohnungen der Menschen, und gar erst im Geiste des Menschen selbst! Droben spannt sich Gottes reiner Himmel als Baldachin drüber hin und die Wunder des Contrastes verlegen nicht, sondern wirken erhebend wie eine Offenbarung der Allmacht. Wo aber unter Einem Dache, von Menschenhänden gebaut, die Stätte des Glückes neben der Kammer des tiefsten Elends steht, der Seelenfrieden hier und jenseit einer dünnen Scheidewand die Verzweiflung wohnt, hier herzliche Liebe, drüben wilde Zwietracht — und, am schrecklichsten! wo unter Einer Hirnschale, in Einem Herzen die Gegensätze ringen, zwischen denen Kampf ist, seitdem das Böse in die Welt getreten, und Kampf sein wird bis an das

Ende: da drängt sich dem Geiste, welcher diese Erscheinungen beobachtet, ein Gefühl von erschütternder Wirkung auf.

So rein und mild war die Luft, ein Athem der Gesundheit wehte durch die Flur; von frischen Bergwassern belebt grünte die Hochwiese, aus deren Rand sich der Blick zu einer reich angebauten Landschaft senken konnte — droben prangte der Wald mit seinen mächtigen Stämmen und Laubkronen, es war, als könne hier nur Lauterkeit wohnen, rüstige Thatkraft und heit'rer Sinn! Aus jenem Hause steigt eine blaue Rauchsäule steilrecht in den Abendhimmel hinauf, es ist wie ein Opfer des reinsten Friedens; unter dem Eichenbaume, welcher seine markigen Zweige schützend über den Eingang streckt, sitzen zwei Männer Hand in Hand, es ist ein Greis und ein Jüngling — das traulichste Bild der Abendruhe! Eine Frau stand aber, von ihnen unbemerkt, im Fenster, ihre volle Gestalt beleuchtet vom Sonnengolde, sie schaute hernieder auf das Paar, das unten saß, lange schon stand sie und schaute hernieder — ein Blick in ihr Antlitz genügte, um sich zu sagen, daß hier keine Stätte des Friedens war! In diesen Zügen lag nicht die stille Rührung, mit welcher eine Mutter herabblicken würde auf den Gatten und Sohn, sie war auch zu jung, als daß es ihr Sohn sein konnte — noch minder leuchtete darin die Freundschaft einer Schwester oder gar die süße Theilnahme einer Mädchenliebe, sondern es war der bittere Haß, der aus den starr hinabschauenden Augen seine heimlichen Pfeile sandte. Und — seltsamer Widerspruch, wie so viele in des Weibes Natur! — um die Lippen der bleichen Frau schwebte dabei ein weicher Zug, der zu dem flüsternden Blick nicht paßte, keine verkrampfte Spannung, kein feind-

seliger Hohn, sondern ein tiefer Schmerz, als ob jene Pfeile zurückprallend sie selbst immer neu träfen und sie sich verbluten müsse bis zum Tode!

Erschütternd ist der Gegensatz ernster und leidenschaftlicher Bilder — empörend aber, wo das Triviale sich neben ihnen ansetzt, wie Mauerchwamm, der nicht zu vertilgen ist, an ein edles und würdiges Gebäude. Das Hohe und das Gemeine harmonisch in der Poesie zu versöhnen, daß Eins des Andern Folie wird durch die Hand des Meisters, und im Humor, der das Niedere bezwingt, Alles doch nur zur Verherrlichung der Idee sich fügen muß, wohl ist es edlen Geistern gelungen, auf welche ihre Nation, ja die Menschheit mit Stolz blickt — im wirklichen Leben, wo Du in erhobener Stimmung plötzlich von der gemeinen Prosa angeblasen wirst, hat es seine Widerwärtigkeit. Wenige Schritt von der Gruppe, welche das stumme Paar unter der Eiche mit der bleichen Frau im Fenster bildete, einer Gruppe von unheimlich räthselhaftem Wesen, aber anziehend, denn Ihr seht drei Gestalten von seltner Schönheit — wenige Schritt um die Ecke des stattlichen Hauses und es weht euch an wie ein Wind, der über Sümpfe gegangen ist.

Im ersten Stockwerke war hier eine Loggia, auf ihr pflegt sich eine Gruppe, breit und bequem sitzend, in nichts-
thnender Behaglichkeit. Doch nein, Nichtsthun wäre zu viel gesagt. Eine junge Dame zeichnet nach der Natur, der Shawl ist ihr von den blendenden Schultern gesunken, sie ist sehr vertieft, ein dicker Herr in strozend gefüllter Atlasweste, auf welcher eine mächtige Goldkette prangt, hat sich eben das Glas in das rechte Auge geklemmt und schaut ihr über die

Schultern, um recht genau ihre Contouren — auf dem Papiere zu bewundern, spät erst bemerkt sie es, lehnt ihren Crayon und sich selbst lächelnd zurück: „How do you like it?“ fragt sie sanft.

„Famos, auf Ehre!“ versichert er mit solchem Eifer, daß sich sein ganzer buschiger Backenbart sträubt.

Die Mutter der jungen Dame wirft einen scharfen Blick der Controle herüber, indessen — das Paar ist verlobt. „Laissons courir les chats! nicht wahr, mon ami?“ Der Eheherr, welcher seine Cigarre gemüthlich angezündet hat und wahrscheinlich an ihre Rauchwolken die tieffinnigsten Betrachtungen knüpft, denn er hat seitdem keine Sylbe mehr gesprochen, antwortet durch ein verbindliches Lächeln, aber der Sohn, der sich auf seinem Stuhle bis zum Überschlagen schaukelt, ruft: „Herr Baron! Sie versäumen den Lichteffect auf dem Wasserfalle! Sehen Sie doch — es ist wie im Propheten!“

„Dear me! welch unpassender Vergleich!“ lispelte die Schwester. „Im Propheten geht die Sonne auf, hier unter!“

„Ob im Propheten wirklich eine Sonne aufgeht, darüber sind die Weisen noch nicht einig!“ versetzte der Bruder.

„Ah!“ rief der Baron. „Das ist aber prachtvoll!“

Die Sonne warf eben im Westen zwischen den Hügelwellen des tiefern Landes niedergehend ihren letzten Glutblick nach den Bergen, er traf hier, so daß es von der Loggia aus gesehen werden konnte, einen Wildbach, welcher dort in mehreren Absätzen mit raschem Sturze von beträchtlicher Höhe auf die Wiese herniederschäumte, und sich vom rothen Lichte über-

gossen flugs in eine feurige Schlange zu verwandeln schien, die sich am Berge abwärts ringelte. Es war nur ein kurzes, aber wunderschönes Bild.

Auch die junge Dame war erglüht, wie der Bach, und ihr Blick hatte sich doch in ganz entgegengesetzter Richtung bewegt. — „Wer ist der junge Mensch, der Sie grüßte, Constance?“ fragte der Baron.

„Der Sohn unsers Wirthes,“ erwiderte sie mit einer frostigen Miene.

„Sie dankten kaum, stolze Seele!“ sagte er. „Aber ich liebe das, stolz lieb' ich meine Bappenheimer!“

„Ihre Reminiscenzen verunglücken stets!“ entgegnete Constance und wandte sich ganz ab, um ihre Zeichnung nebst Zubehör einzupacken, dann wickelte sie sich fröstelnd in ihren Shawl.

„Es wird kühl, liebes Kind,“ ließ sich jetzt zum ersten Male der Senior dieser Gesellschaft vernehmen, der Mann mit der dampfenden Cigarre. Das Kind aber war seine Frau, welche diese tändelnde Benennung offenbar ausgewachsen hatte, denn weder ihre steil aufgeschossene Gestalt, noch ihr scharf ausgeschnittenes Antlitz hatte etwas Kindliches, wer weiß, ob sie überhaupt jemals ein Kind gewesen war.

Die geistreiche Bemerkung ihres Gatten fand jedoch Anklang in ihr, sie erhob sich von ihrem Plüschsessel und blickte nur noch einmal aufmerksam nach dem Fahrwege, welchen der Sohn des Wirthes, von dem soeben die Rede gewesen war, mit raschen Schritten verfolgte.

„Sieh! er scheint etwas zu finden!“ sagte Constancens Bruder, welcher sein Schaukeln eingestellt hatte und gleich

der übrigen Gesellschaft dem jungen Manne, der allgemeinen Interesse zu erwecken schien, nachschaute.

Er bückte sich allerdings eben zur Erde, aber was er that, das konnten die Leute von ihrer Loggia nicht deutlich wahrnehmen und wenn sie es auch erkannt hätten, so hätten sie es nicht verstanden. Er raffte eine Handvoll Erde auf und warf sie, ohne sich umzuschauen, über sein Haupt zurück. So thaten unsre deutschen Krieger vor Alters, wenn sie in eine heiße Schlacht gingen — sie warfen die Erde mit Allem, was ihr zugehörte, hinter sich. Dann schritt er, ohne sich noch einmal umzuschauen, in die Schlucht hinein, deren Schatten ihn bald den Blicken entzogen.

„Für eine Fußparthie rückt er sehr spät aus,“ bemerkte der Baron, indem er seiner Braut, die sich hastig nach dem Salon wandte, alle hindernden Sessel aus dem Wege räumte.

„Ein Abenteuer, ein Rendez-vous vielleicht!“ sagte der Bruder. „Bildschön ist er — muß beneidenswerthes Glück bei den Damen haben. Mama sogar schwärmt für ihn.“

„Mon cher, ich bitte!“ erwiederte die Mutter, ihre Sängergestalt noch strenger aufrichtend.

Sie saßen nun Alle im Salon. Die Fenster waren mit dichten Vorhängen geschlossen, ein Paar Lampen mit mattgeschliffenen Kugeln verbreiteten Tageshelle, die ganze Einrichtung mit ihren Broncespiegeln und Consolen, Palissandermöbeln und reichen Polstersitzen aller Art ließ nicht glauben, daß man in einer einsamen Gebirgsgegend sei, nur die Feierstille draußen konnte darauf hinweisen. Statt ihrer wäre heut aber das Wagengerassel der Residenz wenigstens ein m

Gemüthe in diesem Kreise lieber gewesen, wenn es nicht zu kühn ist, ein Gemüth hier zu suchen. Dann würden die Pausen minder peinlich gewesen sein.

„Herr Hohlbrand, Sie genießen die Bergluft alle Jahre hier?“ fragte der Baron nach einer solchen.

„Ja, der Arzt hat es mir verordnet — darum, sehen Sie, haben wir uns ganz eingerichtet.“

„Aber es giebt doch amüsantere Gegenden,“ wandte der Baron ein. „Ein Bad im Gebirge zum Beispiel: Ischl, Karlsbad, Warmbrunn, Bagnères — Sie könnten es ja haben!“

„O — ja! Inzwischen aber, ich bin kein Freund von Reisen — und —“

„Und wir sind gewissermaßen hier angewiesen, mon cher baron!“ kam die Gattin zu Hülfe. „Davon ein Andermal. Willst Du uns ein englisches Lied singen, mon ange? Das Kind liebt nun einmal die englische Sprache über Alles, sie träumt, glaub ich, englisch!“

„Ein Engel kann nur englisch fühlen und träumen!“ sagte der Baron und zog sich, höchst zufrieden über seine gelungene Phrase, die Atlasweste einige Zoll herab.

„Lieber Flor, ich fürchte, Sie werden in mir nur zu früh statt der Engelsnatur etwas Dämonisches finden,“ erwiderte die Braut, ohne ihn anzusehen.

„Ei, das wäre ja ganz interessant! Mir ist ein wenig Schattirung immer angenehm, so eine schneeweiße Taube oder eine reine Lilie macht mir nur Langeweile. Also Dämon, so viel Sie wollen!“

„Singe jetzt, mon enfant!“ erinnerte die Mutter nochmals. „Englische Lieder gehen mir über Alles.“

„Ach, so melodisch die Sprache, Musik schon an sich selbst!“ lachte der Sohn.

„Still, Philipp! Du bist unanstößlich mit Deiner Spottsucht!“ schalt die Mutter. „Mon ange, was wirst Du uns singen?“

„Wünschen Sie: fare thee well — zu hören, lieber Flor, oder the last rose?“ fragte Constance resignirt.

„Aber warum kein heitres Lied? Warum diese schwermüthigen Gefänge? Haben Sie etwa Ihrem Geliebten ein Lebewohl auf immer zugerufen, oder gar schon die letzte Rose des Sommers gebrochen?“

Und Constance setzte sich, ohne etwas zu erwiedern, an den schönen Stöckerschen Flügel und sang, trotz dieser Einwürfe das Lied von der letzten Rose nach dem Moore'schen Texte. Ihre Stimme war ein ganz hübscher Sopran, und wenn sie auch für musikalische Rigoristen etwas falsch sang, hier befand sich kein solcher, auch entschädigte der Ausdruck, welchen sie in diese Worte legte, für alle Schwankungen des Tons. Ihren Bruder besonders frappirte Das, er wurde ganz ernsthaft.

„Constance,“ sagte er, nachdem sie geendigt hatte, und der Baron auch mit seinem Applause, „Du hast aus dem Herzen gesungen!“ Er sprach das, zu ihr herabgeneigt, so leise, daß nur sie es verstand, sie blickte flüchtig und böse zu ihm auf, erhob sich schnell und reichte ihrem Bräutigam die Hand, welche dieser entzückt an seine reifen Lippen führte. Der Vater schielte sehnsüchtig nach der Uhr.

„*Mon cher baron,*“ nahm die Mutter das Wort, „morgen haben wir einen Ausflug vor, wissen Sie. Der junge Sander hatte mir halb versprochen, unser Führer zu sein, ich begreife daher nicht, warum er sich vorher fatiguirt, doch diese Gebirgsmenschen sind unverwundlich — wir aber nicht, *mon cher baron,* ich schlage also vor, —“ ein Schuß, welcher dicht unter dem Fenster fiel, entlockte ihr einen lauten Schrei des Schreckens, in welchen ihre Tochter einstimmt. Der Gatte war blaß geworden und zitterte, der Baron und Philipp eilten hinaus, um nach der Ursache zu forschen.

Unten war schon Alles in Bewegung. Die Mädchen, der Bursch, sprangen an ihnen vorüber, ohne ihnen Rede zu stehen, sie folgten ihnen vor das Haus, wo nun schon die tiefste Dämmerung waltete. Nichts war zu hören oder zu sehen. „Dort!“ schrie der Bursch und streckte die Hand aus, stürzte auch gleich in der bezeichneten Richtung fort, um einem Phantome seiner Einbildung nachzujagen.

„Aber was ist denn geschehen? Wer hat denn geschossen?“ suchte endlich Philipp dem Hausmädchen, das er festhielt, zu entringen.

„Nach dem Herrn Berghauptmann — durch's Fenster!“ damit riß sich die Gilsfertige los, um die Verwirrung im Hause vermehren zu helfen.

„Das scheint ernsthaft, Herr Baron,“ sagte Philipp. „Lassen Sie uns an die Quelle gehen.“

„Lieber Hohlbrand, wir scheinen hier in einer vertheidelt romantischen Gegend unsere *Villeggiatura* zu halten!“ erwiderte der Baron, ihn begleitend. „Ich stimme für Abreise.“

Als sie in das Vorzimmer des Erdgeschosses treten wollten, kam ihnen ein Diener entgegen.

„Verzeihen Sie! Ich soll Ihnen allerseits bestellen, daß kein Unglück geschehen ist, damit Sie sich nicht beunruhigen.“

„Aber der Berghauptmann?“

„Ist nicht getroffen.“

„Und die gnädige Frau?“

„Schicken mich eben zu Herrn Hohlbrand. Wollen Sie so gefällig sein, es zu bestellen?“

„Aber sagen Sie um Gotteswillen,“ rief der Baron, „wer hat denn das Attentat begangen?“

Der Diener zuckte die Achseln. Flor kehrte mit seinem künftigen Schwager zurück und rief entrüstet:

„Schauderhaft! In welcher Zeit leben wir! Bis in die Berge, wo sonst das Palladium alles Edlen und Unverdorbenen wohnen sollte, hat sich die menschliche Depravation verbreitet!“

„Geh' in ein Kloster, Ophelia!“ spottete Philipp. „Oder machen wir lieber gleich ein Ende, wie die Chinesen, Alt und Jung, als die Engländer eindringen, sie schnitten sich die Hälse ab — vielleicht aber zögen Sie die japanesische Sitte des Aufschlitzens vor, schon des größern Effects wegen bei Ihrem Embonpoint?“

„Sie können über einen solchen Vorfall noch schlechte Witze machen! Ich finde das sehr herzlos und —“

„Mercantil, nicht wahr? Der herzlose Kaufmann, den Sie mir schon einmal vorgeworfen, spricht aus mir!“

Darauf wollte Baron Flor etwas erwidern, aber er sah

Constance in großer Aufregung auf der Treppe stehen, wo sie ihre Nachrichten erwartete und er eilte, sie zu beruhigen.

„Aber, großer Gott,“ rief sie, „wer kann denn auf diesen herrlichen Mann, der die Liebe und Freundlichkeit selbst ist, einen Haß geworfen haben!“

„Fragt unsere Zeit danach?“ entgegnete der Baron. „Er ist ein Gutgesinnter, das genügt, um ihm eine Kugel zuzuschicken. O wir werden noch mehr erleben.“

„Wollen Sie die leidige Politik auch in diese unentweiheten Berge verpflanzen?“ rief Constance unwillig.

„Und dann, gutgesinnt, mein bester Baron, nennt jede Parthei nur die Andern,“ bemerkte Philipp.

„Pardon! Gesinnungstüchtig nennen sich die Andern, nicht gutgesinnt!“ versetzte der Baron. „Ein solcher Tüchtiger wird schon den Probeschuß hier gethan haben.“

Frau Hohlbrand war von der Nachricht einen Moment ganz ihrer sonstigen Energie beraubt und sprach von baldiger Abreise, doch genügte die Zustimmung ihres Gatten, um sie auf andere Gedanken zu bringen.

„Nein, nein!“ sagte sie bestimmt. „Das geht nicht. Alles, nur keine Feigheit. Wir dürfen diesem Hause nicht den Trost unserer Theilnahme rauben, D'accord, mon cher baron? Alles wird sich aufklären — wie Schade, daß grade Norbert ausgegangen sein mußte, aber wahrscheinlich hat der Thäter diesen Augenblick abgepaßt! Ich sehne mich, den jungen Mann zu sprechen.“

„Daran zweifelt, bei Deiner bekannten Schwäche für den schönen Norbert, kein Mensch, Mama!“ bemerkte Philipp.

„Allein aber —“ erlaubte sich Herr Hohlbrand den Ein-

wand, der jedoch nicht zu Tage kam, denn seine Gattin unterbrach ihn mit dem festen Beschlusse: „Wir bleiben also. Ich muß Licht in dieser Sache haben. Der kleine Schimmer, den ich zu sehen glaube, genügt mir nicht. Möglich, daß eine furchtbare Fackel daraus wird.“

2.

Im Wohnzimmer des Erdgeschosses war unterdessen Alles still geworden, sogar das Licht erloschen, dessen verrätherischer Schein, durch die von Läden nicht verschlossenen Fenster blendend, dem Mörder sein Ziel klar beleuchtet hatte. Unbegreiflich, daß er es fehlen konnte! Die Kugel war nicht eben dicht an dem Kopfe des alten Mannes vorbei gepiffen und hatte beinah das Leben seiner Gattin gefährdet, welche ihm, durch den Tisch getrennt, gegenübergessen, mit dem Rücken gegen das Fenster. So saß sie ihm auch jetzt in dem Schlafzimmer, das nach der Rückseite des Hauses ging, gegenüber, kein Schlaf kam in Beider Augen. Die Dienstreute hatten die Splitter der zerschossenen Fensterscheibe fortgeschafft und nun allerdings etwas zu spät die Läden der Vorderfront aus eigenem Antriebe gesperrt, dann aber waren sie zu Bett geschickt worden.

Eine Lampe stand auf dem Tische, ihr Schatten fiel auf das Antlitz der Frau, deren große schöne Augen gleichwohl vom eignen Feuer leuchteten, während sie mit unbeschreiblichem

Ausdrücke an ihrem Gatten hingen, welcher noch mit ihr das Ereigniß besprach. Von seltner Schönheit nannten wir schon die Gruppe, welche wir zuerst bei sinkender Sonne betrachteten und der Vater nahm diese Bezeichnung ganz besonders für sich in Anspruch. Er war ein Greis, gewiß von siebenzig Jahren oder wenigstens nahe diesem Alter; schneeweißes Haar, das noch in ziemlicher Fülle seine hohe Stirn, seine feingeaderte Schläfe zierte, gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen, aber auf seinem regelmäßig gebildeten Antlitze lag zugleich die Blüthe einer voll und rein erhaltenen Gesundheit — nicht jenes feurige Roth eines sanguinischen Lebemanns, auch nicht das markige Braun einer eisernen Natur, gestählt in mannhaft ertragenen Beschwerden des Krieges oder der Arbeit, sondern das feine Colorit, welches von ungestörter Harmonie des geistigen Princips als Gast in der irdischen, von ihm verklärten Form zeugt; den wahren Stempel der Schönheit erhielt dies Antlitz aber erst durch die Augen, deren milder Strahl auch das Übergewicht jenes hohen Geistes bei aller herzugewinnenden Freundlichkeit bekundete. Die Frau verwandte keinen Blick von ihm, während er sprach, sie saß aber im Schatten, den sie sich wohl gewählt, um die tiefe Bewegung, welche den Gemahl betrüben mußte, zu verbergen — sparen wir uns daher auf, ihr Bild bei günstigerer Beleuchtung zu zeichnen.

„Du siehst, Fernande, ich habe alle Möglichkeiten erwogen,“ schloß er seine Rede. „Für keine spricht irgend eine bestimmte Thatsache. Wenn ich mir bewußt bin, diesen traurigen Vorfall nicht verschuldet oder herausgefordert zu haben, so können wir uns vollkommen beruhigen.“

„Aber — es ist doch zu gräßlich!“ senfte die Gattin.
 „Und — kann sich wiederholen —“

„Wir stehen in Gottes Hand, Fernande!“ sagte er sanft und fest.

Eine längere Pause trat ein — man hörte das Rauschen des Nachtwindes in den Bäumen, hörte, wenn dies momentan verstummte, das einförmige Brausen des Wasserfalles.

„Laß uns zur Ruhe gehen, Kind,“ begann der Greis wieder, stand auf und küßte Fernandens Stirn. Sie war ebenfalls rasch aufgestanden und barg ihr heißglühendes Antlitz an seiner Brust, als suche sie dort Schutz vor Gefahren, welche rings auf sie einzustürmen drohten.

„Du hast nun gewählt, Sander!“ flüsterte sie. „Gewählt zwischen mir und Ihm!“

„Das habe ich nicht gethan,“ erwiderte er mild. „Ihr steht Beide meinem Herzen so nah, wie zuvor. Die Trennung war Norberts Entschluß, er hatte mir ihn schon seit längerer Zeit entdeckt, ich mußte ihn erst reiflich erwägen, dann habe ich ihn gebilligt. Denke freundlich des Entfernten — er hat ein großes Opfer gebracht!“

„Auch Du! Auch Du, Sander!“ rief Fernande mit überströmenden Thränen. „Aber ich will Dir's vergelten, so viel ich schwaches Weib es kann, ich will Dir mit treuester Liebe dienen, demüthig und gewissenhaft, Sander! Glaube nicht, daß ich unfreundlich an Norbert denke.“

„Rege Dich nicht noch mehr auf, Kind,“ sagte er. „Dieser unselige Vorfall hat Dich ohnehin erschüttert. Laß uns zur Ruhe gehen, daß wir auch Ruhe gewinnen für morgen und alle kommenden Tage. Es wird Alles gut werden, glaube mir.“

Die Zeit mit ihrem leisen und doch so mächtigen Einfluß wirkt, wie die Bäume droben in den Klippen, sie können mit ihren Wurzeln, wo sie eindringen, Felsen spalten, aber auch Getrenntes umklammern und zusammen halten, so lange sie selbst bestehen.

Fernande nahm ihres Gatten Hand und küßte sie, ehe er es hindern konnte. Dann ging sie, um den Handleuchter von dem Pfeilertischchen zu nehmen, sie hatte ihn eben ergriffen, als ihr Gemahl einen lauten Ausruf hören ließ. In diesem Augenblicke blitzte vor dem Fenster ein Strahl auf, abermals krachte ein Schuß und schmetterten die Glassplitter in die Stube — der Berghauptmann hatte den Schützen gesehen! Aber nicht er war getroffen, sondern sein Weib — sie sank mit einem leisen Aechzen in sich zusammen, Blut überwallte sogleich ihr Gewand. Sander stürzte ihr beizustehen, sie war bewusstlos, ihr Auge halb gebrochen und weit offen, er mühte sich, die Wunde zu finden, das Blut zu stillen — unterdessen kamen auch die Leute herbei, von dem wiederholten Schusse erschreckt; im obern Stockwerke wurde Alles lebendig; die feierliche Ruhe, welche kurz zuvor über dem einsamen Hause gewaltet hatte, war auf die grauenhaftste Weise wieder gestört. Doch fand sich bei näherer Untersuchung, daß die Wunde, welche die vielbeklagte Frau davon getragen hatte, nur eine Streifwunde am Oberarm war, schmerzhaft gewiß und mit starkem Blutverluste verbunden, aber keineswegs gefährlich. Weibliche Hülfe war thätig, die Verwundete, welche mit einem wilden Blicke die Augen aufschlug, zu verbinden und zu Bett zu bringen, ein Bote sattelte bereits im Stalle ein Pferd, um den Arzt aus dem nächsten Gebirgsstädtchen zu holen und aus

der unmittelbaren Nähe der Kranken wurde Alles entfernt, was ihre Aufregung wach erhalten konnte. Nur der Gatte saß an ihrem Bette, jeden ihrer Athemzüge, ihrer hastig hin und her flackernden Blicke bewachend. Sie hatte viel sprechen wollen, als sie wieder zum Bewußtsein gekommen war, doch der Wille ihres Gemahls legte ihr Schonung und Stille auf, und sie fügte sich. Ein Paar Stunden vergingen so, dann hörte der Wächter draußen das Cabriolet des Arztes im steinigem Hohlwege heraufrasseln und kündigte den sehnstüchtig Erwarteten an. Er brachte, nachdem er sich von dem Zustande der Kranken und ihrer Wunden überzeugt und alles Nöthige für den richtigen Verband besorgt hatte, die Bestätigung, daß körperlich keine Gefahr sei, wenn nicht durch den Schreck und die Beängstigung des Gemüths eine solche erzeugt werde. Schonung und Ruhe wurden also auch von ihm empfohlen — aber in welcher Officin sind sie mit Gewißheit zu erlangen? Was kann die äußere Schonung, die Stille der Umgebung helfen, wenn das Hirn, wenn das Herz unaufhörlich arbeitet und laut ist?

Von Schlaf war nun weiter nicht die Rede im ganzen Hause und wenn es wirklich Herrn Hohlbrand gelang, mit Hülfe eines niederschlagenden Mittels gegen Morgen in einen schlummerartigen Zustand zu sinken, so litt er darin mehr durch die furchtbarsten Träume, als wenn er sich wach, wie selbst sein egoistisch berufener Sohn, auf seiner Sprungfedermatratze herumgeworfen hätte.

Beim Frühstück erschien dieser ganze Familienkreis verwandelt, es war, als habe das schauerliche Ereigniß alle Affectation von ihnen abgestreift und sie wieder zu unbefangenen

Menschen gemacht. Constance hatte ihre Anglomanie vergessen, ihr Bruder sprach warm und theilnehmend, der Baron achtete auf seinen Comfort weniger, als je, der alte Hohlbrand äußerte sich ganz vernünftig, ohne von seiner Gattin unterbrochen zu werden. Nur diese konnte ihr französisches Blut nicht verläugnen — sie war aus einer Emigrantenfamilie von Angers an der Maine gebürtig, meine Damen! Ihr Vater, längst todt, hatte Marquis de Termignon geheißten, sie selbst war seine sechste Tochter, nun Frau Hohlbrand, Gattin eines reichen Rentiers. Sie kennen und achten diese Klasse von Staatsbürgern, welche in unsern Tagen so viel Herbes erdulden mußte, in Wort und Bild, ach! und auch in der That!

Bei der ältern Dame war's also keine Affectation, wenn sie noch immer ihre Rede mit französischen Brocken im sonorsten Accent mit entzückenden Nasallauten durchwebte und so ihrer Indignation über die Schreckensthat freien Lauf ließ. Doch erklärte sie mit Festigkeit, nun erst recht nicht vom Blase zu weichen — der heimtückische Mörder, welcher mit Blutgier an einem Abende zweimal nach dem Leben seines Feindes vergeblich getrachtet, werde gewiß durch das unschuldige Blut, das er vergossen, nicht von einem dritten Versuche abgeschreckt werden und es sei die Pflicht hochherziger Seelen, zur Abwendung dieser Gefahr beizutragen, was nur irgend in ihren Kräften stehe. Zur Bekämpfung dieses Entschlusses meldete sich heut Niemand, auch der Baron, von einer wahren Verfolgungswuth ergriffen, wollte sich sogar dem Streifzuge anschließen, den mehrere Forstleute der Nachbarschaft, welche sich nach und nach eingefunden hatten, beabsichtigten. Einigen

Berdacht, der nur nicht recht ausgesprochen wurde, schien man also zu haben.

Der Berghauptmann saß in seinem Zimmer und schrieb. Es war der einfache Bericht über den Vorfall, welcher an die Gerichtsbehörde gehen sollte, klar und objectiv gehalten. Der erste Schuß war durch ein Fenster der Frontseite geschehen, in der Weise, wie wir bereits wissen, von dem Thäter hatte sich keine Spur gezeigt. Der zweite Mordversuch, mit kalter Consequenz ausgeführt, war aus unmittelbarer Nähe dicht am Fenster des Schlafzimmers erfolgt. Hier befand sich ein wüstes Trümmergeröll, von einem Bergsturze der Vorzeit herrührend, dem Anbau noch nicht dienstbar gemacht, kaum von Gräsern und wilden Blumen belebt, über welche sich ein Paar, aus angeflogenem Samen erwachsene, Birken erhoben. Kein Fußsteig, überhaupt kein Pfad führte über diese Strecke, welche scharf abgegrenzt gegen die üppig bewachsenen Berghänge sich in allmählicher Steigung erhob. Der Schütze war hier ganz sicher gewesen, sowohl vor Überraschung, als auch vor der Gefahr, sich durch seine eignen Fußstapfen zu verrathen: in diesem steinigen, dünnen Boden war keine Spur zu erkennen. In dem Augenblicke, als er, dicht an das Fenster getreten, sein Gewehr anschlug, hatte der Berghauptmann, dessen Augen seiner Frau folgten, welche, wie schon erwähnt, nach dem Pfeilertische ging, um den Leuchter zu nehmen, die Gestalt des Schützen und seine Bewegung des Gewehranschlagens gesehen. Doch war dies natürlich, aus einem erleuchteten Zimmer in das Dunkel hinaus, keineswegs so deutlich gewesen, daß er irgend vermocht hätte, die Gesichtszüge deutlich zu erkennen, nur der Schein aus dem Fenster hatte die Gestalt

getroffen und der Moment war auch zu flüchtig vorübergegangen, sein bestimmter Eindruck durch die folgende Scene, als der Schuß fiel und die Frau in ihr Blut sank, sehr verwirrt worden. Einen directen Verdacht konnte der Berghauptmann nicht angeben. Er entsann sich nicht, irgend Jemand zu nahe getreten zu sein in einem solchen Maße, um ihn zu einer so verzweifelten hartnäckig durchgeführten That der Rache zu veranlassen, möglich, daß es einer von den kürzlich aus einer eingestellten Grube entlassenen Arbeitern sei, welcher in der Begriffsunklarheit dieser Leute seine eigne, dadurch verursachte Noth dem Beamten aufbürdete, in dessen Macht es gar nicht stand, jene Maßregel zu ändern, möglich auch, daß ein Beweggrund aus ferner liegenden Beziehungen, von denen er selbst keine Ahnung hatte, den Thäter getrieben. Die Thatfache stand fest, daß eine ganz bestimmte Absicht gewaltet hatte, über die Ursache, wie über die Person konnte der Berghauptmann der Wahrheit gemäß nichts angeben, und stellte das weitere Verfahren dem Gerichte anheim.

Sobald er diesen Bericht geschlossen hatte, mußte er den Condolenzbesuch seiner Hausgenossen annehmen, mußte von ihnen tausend lästige Fragen und unfruchtbare Vermuthungen hören und konnte sich endlich nur von der unverwüßlichen Frau, welche ihm vorzugsweis zusetzte, durch eine halbe Unart retten, welche ihm die Tochter des Marquis von Termignon sehr übel nahm. Der Baron hatte sich in sein Patent-Jagdcostüm geworfen, um die bewußte Razzia mitzumachen, welche die Forstleute verabredet hatten, — sie glaubten gewiß, daß der Verbrecher noch irgendwo in der Nähe des Hauses versteckt lauere, um nach eingebrochener Dunkelheit seinen zweimal

versehnten Zweck dennoch zu erreichen, denn ein verwegener Mensch mußte es sein, daß er nach dem ersten Schusse nicht, wie es zu geschehen pflegt, durch das Gespenst seiner That ver- scheucht worden war, sondern es gewagt hatte, gleich nachher einen zweiten Schuß zu thun. Die Forstleute hatten ihre ganz eignen Vermuthungen über ihn und äußerten öffentlich nur so viel, daß es ein ganz genau mit der Localität und den Ver- hältnissen des Hauses vertrauter Mensch sein müsse.

„Sie werden uns nicht begleiten, lieber Schwager?“ fragte der Baron den jüngern Hohlbrand.

„Auf Menschenjagd? Muß danken!“ erwiderte dieser. Der Baron zuckte die Achseln und versah sich mit Schießbedarf, als gedenke er in eine rangirte Schlacht zu gehen.

„Die preussische Chargirung hält sechszig Patronen, Sie nehmen zu wenig!“ spottete Philipp.

„Sehen wir den Fall, lieber Flor,“ sagte Constance ernst- haft, „der verdächtige Mensch käme Ihnen zu Gesicht — was würden Sie thun?“

„Das käme auf die Umstände an,“ versetzte Flor. „Vor- herbestimmen läßt sich das nicht.“

„Wohlan, nehmen wir ganz positive Umstände. Sie gehen durch das Geklüft, plötzlich springt vor Ihnen, nicht hundert Schritt entfernt, ein Mensch auf, wie die Engländer so un- übertrefflich sagen, flying for life — was würden Sie thun?“

„Ihm nachrufen, ihn zwingen, zu stehen und sich auszu- weisen, warum er flieht.“

„Zwingen, wodurch? Ihre eigne Rapidität? Oder — durch eine Kugel?“

„Ich habe nur Rehposten geladen, liebe Constance. Jeden-

falls bliebe das unser äußerstes Mittel.“ Auf eine weitere Enthüllung seiner Streifzugspläne ließ er sich nicht ein, sondern eilte den Forstleuten nach, die sich schon gegen die Berge hin zerstreuten, einer genau genommenen Verabredung gemäß.

Philipp ging auf seine eigne Hand zu einer Wanderung nach einigen nahegelegenen Punkten aus, der gemeinsame Ausflug war in Folge des störenden Ereignisses aufgegeben. Constance weilte, mit einer geschmackvollen Arbeit beschäftigt, auf der Loggia, die Eltern lasen im Wohnzimmer Zeitungen, welche sie sich in regelmäßigen Sendungen nachbestellt hatten.

Am Bette der Kranken, welche heut viel ruhiger war, saß ihr Gatte, der Arzt hatte das Haus am frühen Morgen schon verlassen. Fernande sah, wie es nicht anders sein konnte, noch viel bleicher aus, als gewöhnlich, aber ihre sonst beweglichen Züge, welche jede Regung der Seele theilten, hatten heut einen stillen Ausdruck gewonnen, der sie mit einem neuen Reize bekleidete. Sie war nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, denn die weichen Linien um Kinn und Mund hatten sich schon verloren, oder war es nicht die Hand der Zeit, sondern das Schicksal gewesen, das sie allzufrüh verwischt hatte? Ihr Auge, halbverhüllt von den schneeweißen Lidern und deren langen dunkeln Wimpern, hob sich nur zuweilen mit einem freundlichen Blicke auf den Gatten und noch seltener öffnete es sich in seiner vollen Größe, dann aber konnten sich die dunkelblauen Sterne trotz der Schwäche der Krankheit mit einem Feuer auf ihre Umgebung richten, daß sie Zeugniß gaben, wie die Seele der leidenden Frau noch immer nicht gebrochen sei.

„Was suchst Du, Fernande?“ fragte der Berghauptmann,

als sie in kurzen Zwischenräumen dies Umherblicken wiederholte. „Wir sind allein. Wünschest Du etwas?“

„Wir sind allein?“ wiederholte sie. „Ich sah doch diesen Moment — hier —“ sie stockte.

„Niemand war hier,“ versicherte Sander, „als ich nur allein. Darf ich Dir zu trinken geben?“ Er sah in ihren Worten Symptome des sich nähernden Fiebers und beobachtete sie mit besorgten Blicken, gewiß ängstigte sie das Bild des Mörders, das sie zu sehen glaubte. Ein beruhigendes Mittel des Arztes sollte helfen.

„Ich danke Dir,“ sagte sie abwehrend, indem sie ihre Augen nun voll auf ihn richtete. „Du weißt nun —?“

„Meine theure Fernande, gönne Dir Ruhe. Wir werden Zeit haben, Alles zu besprechen, wenn Du ganz hergestellt bist.“

„Zeit? Wer bürgt Dir das?“ flüsterte sie. „Aber Du weißt, nicht wahr, Du weißt —?“

„Was meinst Du, Kind?“ fragte er, um sie zufrieden zu stellen, da sie ungeduldig wurde.

„Wer diesen Schuß gezielt hat! Oder weißt Du es nicht, so mußt Du es erfahren. Bücke Dich zu mir, ich will ihn Dir nennen.“

„Fernande, ich wünsche, daß wir jetzt nicht weiter davon sprechen. Wenn Du mich lieb hast, Fernande.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, sie drückte die seinige an ihr Herz und schwieg.

3.

Auf einer Hochebene, der Wasserscheide dreier Flußgebiete, wo Straßen in verschiedener Richtung sich kreuzten, lag hart an dem Knotenpunkte dieser Wege ein großes und wohlbekanntes Gasthaus, „der Sattel“ genannt. Bei dem lebhaftesten Verkehr in Handelsgeschäften und Vergnügungslust, welchen das schöne Gebirge gewonnen, seit es durch zwei Eisenbahnen den Hauptstädten dießseit und jenseit bis auf ein Paar Stunden nahe gerückt war, erfreute sich auch der Sattel eines so starken Besuches von Reisenden, daß der alte lange Wirth täglich bedauerte, nicht dreißig Jahre jünger zu sein, um all' den Vortheil, den er gewann, noch recht auf die Dauer genießen zu können. Die Wirthin an den Chaussees und Seitenstraßen klagten über Verlassenheit, der Sattelwirth, bei dem es täglich an Zimmern für Übernachtende gebrach, blickte lächelnd auf sie herab. Wenn die Sonne unterging, waren all' seine Ställe und Remisen gefüllt, und oft mußte noch ein halbes Duzend feiner Equipagen unter Gottes freiem Himmel stehen — der Sattelwirth garantirte ihre Sicherheit. Auch heut standen wieder zwei schöne Reisewagen, welche nicht unterzubringen waren, im Freien, und besonders der eine erregte wegen seiner geschmackvollen und bequemen Bauart die Verwunderung der einzeln ankommenden Forstleute, die sich nach und nach in ungewöhnlicher Zahl einfanden. Es waren

die Männer, welche sich zu dem Streifzuge verbunden und den Sattel nach abgethaner Sache zum Sammelplatz bestimmt hatten.

Das Terrain, welches zwischen dem Falkenhofe — so hieß die Wohnung des Berghauptmanns — und dem Gasthause zum Sattel sich hinaufzog, war wohl geeignet, Verbrechern zum Schlupfwinkel zu dienen. Es war von vielen, labyrinthisch verzweigten Schluchten durchschnitten, von Gewässern an vielen Stellen fast ungangbar gemacht und mit einem üppigen Unterholze bestanden. Wenn der Thäter noch in der Nähe weilte, so konnte er sich nur hier aufhalten, aber freilich war es selbst der genauesten Ortskenntniß unmöglich, ihm bei verhältnißmäßig geringen Kräften jeden Ausweg zu sperren, da er schon innerhalb dieses Reviers wegen der überall zusammenhängenden Schluchten sich stets aufs Neue bergen konnte, wenn er ja aufgejagt war. Es nahm also die Jäger nicht Wunder, wenn Einer nach dem Andern mit der Meldung erschien, daß er nichts gefunden habe.

„Ist ein Freischießen in der Nähe?“ fragte ein Reisender, welcher auf einer Bank vor der Thüre saß, den Wirth, der eben heraustrat, um seine Befehle zu vernehmen — denn Jener war der Eigenthümer des eleganten Wagens, um welchen drei oder vier von den angekommenen Grünröcken bewundernd standen.

„Daß ich nicht wüßte!“ antwortete der Wirth. „Meinen Ew. Gnaden, weil so viel Forstleute hier sind? Das hat einen andern, schrecklichen Grund.“ Er erzählte mit einigen Zusätzen, was er so eben erfahren hatte. Der Fremde wechselte die Farbe — „Frau von Sander?“ sagte er. „Des

Berghauptmanns von Sander auf dem Falkenhofe? Das ist — meine nahe Verwandte!“ Er stand auf, ein Paar von den Jägern waren unterdessen herzugetreten und da sie seine Bestürzung sahen und seine letzten Worte vernahmen, gaben sie ihm unaufgefordert einen ausführlichen Bescheid, wie sich Alles zugetragen hatte und auch, was sie mit ihrem Streifzuge beabsichtigt. Der Reisende hatte unterdessen Zeit gehabt, seine Fassung wieder zu gewinnen — vornehmen Leuten gelingt das in allen Fällen des Lebens leichter als den Niedriggeborenen, weil sie überhaupt die natürlichsten Regungen bezwingen und verfälschen, abweisen und verhüllen müssen, oft von Jugend auf. So winkte hier der Fremde seinen Diener, welcher einige Schritte entfernt stand, mit einer überraschenden Ruhe zu sich und fragte, ob sie die Reise fortsetzen könnten, was dieser etwas widerstrebend, indem er nach dem sich schon verdunkelnden Himmel blickte, bejahen mußte. Er erhielt daher den Befehl, das Anspannen zu bestellen und einen zuverlässigen Boten zu schaffen.

„Ew. Gnaden wollen in der Nacht weiter fahren?“ fragte der Sattelmirth bedenklich.

„Sie hören, was ich eben in Erfahrung gebracht habe,“ antwortete der Fremde. „Frau von Sander ist meine Cousine. Es lag nicht in meiner Absicht, sie jetzt zu besuchen, denn wir sind wenig bekannt und nur entfernt verwandt — aber bei einem solchen Unglücke ist es Schuldigkeit, ihr meinen Antheil zu beweisen. Wie weit ist der Falkenhof von hier? Ein Bote wird doch zu haben sein?“

Der Wirth erklärte, daß er für den letztern wohl sorgen wolle, daß aber der Falkenhof zu Wagen erst in sechs Stun-

den zu erreichen sei, der bedeutenden Umwege halber, welche man machen müsse. Zu Fuß werde sich der gnädige Herr wohl nicht entschließen können, den höchst ermüdenden, doch allerdings weit nähern Weg einzuschlagen. Zudem sei kein Mondschein.

„Wollen Sie nicht wenigstens warten,“ sagte ein alter Förster, „bis unsre Leute alle hier oben sind? Kann sein, daß doch Einer ein Stück Spur oder sonst etwas gefunden hat, und dann bringen Sie dem Herrn Berghauptmann gleich Bescheid. Wir sind immer zu zwei und zwei Mann gegangen, damit die Canaille, wenn sie unvermuthet irgendwo aufgeht, mit Gewißheit zu kriegen ist.“

Der Fremde maß den Sprecher, der ihm unaufgefordert seinen Rath ertheilte, mit einem sehr stolzen Blicke und schien nicht Lust zu haben, sich ihm zu fügen, denn er gab seinem härrenden Diener den wiederholt befehlenden Wink, der sich auf seine erste Anordnung bezog. Eben erschienen jedoch die letzten von der Streifparthie, welche man noch erwartet hatte, mit ihnen der Baron Flor, und da sie von Weitem schon, sobald sie den Ausgang der Schlucht zur Hochebene erstiegen hatten, die Rühen als Zeichen einer guten Botschaft schwenkten, so eilten ihnen die vor dem Sattel versammelten Menschen, den Wirth eingeschlossen, entgegen. Nur der vornehme Reisende, der es unter seiner Würde hielt, blieb zurück.

„Ihr bringt ja Nichts! — Habt Ihr ihn? — Etwas gefunden?“ so schallten die Fragen im Chor.

„Ich bin der Glückliche gewesen!“ rief Baron Flor. „Ein corpus delicti! Hier, meine Herren!“ Er hob seinen Fund hoch empor: es war eine kleine, alte Briefftasche. Zwischen

Steinen hatte er sie gefunden, auf einem fast unersteiglichen Abfaze, zu welchem ihn die beiden Jägerburschen, deren Führung er sich anvertraut, hatten klettern lassen, wahrscheinlich aus Malice. Dort hatte die kleine Briestafche gelegen — wahrscheinlich also bei des Mörders Flucht auf diesem unwegsamem Pfade verloren, vielleicht herabgefallen von einem höhern Punkte, da sich grade hier auch nicht die leiseste Spur eines Fußtritts von dem kundigen Auge der Jäger hatte entdecken lassen. Natürlich hatte der Baron gleich den Fund auf das Genaueste untersucht und was er dabei ersehen hatte, das war sein Geheimniß, das gab er hier nicht der Öffentlichkeit Preis — er verweigerte sogar entschieden, die Briestafche zur allgemeinen Besichtigung circuliren zu lassen und steckte sie, nachdem er nur ihre Existenz dargethan, wieder in sein bis jetzt makellofes Reiseneccessaire, das er aus dem berühmten Magazin eines Hoflieferanten entnommen und schon in der Residenz tagelang über der Schulter getragen hatte, ein Zeichen baldiger Weltumseglung.

„Aber was wollen Sie denn damit?“ fragte der alte Förster. „Es gehört vor das Gericht, zu den Acten.“

„Das ist meine Sache,“ versetzte Flor. „Ich werde mir diese interessante Episode nicht entgehen lassen.“

Der Fremde hatte sich unterdessen dem Schwarme, der sich nach dem Gasthause zog, genähert und erhielt, ohne daß er fragte, die Mittheilung von dem Funde, welcher gewiß über die Person des Mörders den genauesten Aufschluß geben werde. Sein Auge richtete sich scharf auf den Baron Flor, der als Held des Tages erschien. Auch Flor bemerkte den Reisenden. Beide fixirten sich einen Augenblick, dann zog der

Fremde den Hut: „Wenn ich nicht irre, habe ich schon die Ehre gehabt —“

„Ja, mein Herr, ganz gewiß erinnere ich mich der Ehre,“ antwortete Flor, den Gruß verbindlich erwidern, in Zshl dünkt mich, an der Table d'hôte im Casino — oder sollte es beim Reichmann auf dem Corso di porta romana gewesen sein?“

„An beiden Orten, mein Herr — wir waren zusammen auf dem Dache des Mailänder Domes, wo der norddeutsche Gentleman von der chinesischen Bauart desselben sprach. Welches Zusammentreffen und bei welcher furchtbaren Gelegenheit! Die verwundete Dame ist meine Cousine.“

„Unmöglich!“ rief der Baron. „Und Sie wollen dort einen Besuch machen?“

„Es war meine Absicht nicht im Entferntesten, ich bin auf einer längern Reise nach Livland begriffen, doch nach dieser Katastrophe darf ich schon den Umweg nicht scheuen.“

„Ich freue mich — wir wohnen in demselben Hause, das heißt, die Familie meiner Braut und ich.“

„Kehren Sie nach Haus zurück?“ fragte der Fremde.

„Ich werde hier übernachten, die Parthie im Dunkeln wäre halbsbrechend. Auch bin ich vom Heraussteigen zu angegriffen.“

„Fahren Sie mit mir!“ sagte der Reisende. „Wir sind ja alte Bekannte. Mein Wagen, wie Sie sehen, wird eben angespannt, der Wirth hat mir einen zuverlässigen Boten versprochen, der setzt sich auf den Bock — wir Beide können dann ganz ungestört das Ereigniß besprechen. Sie haben, so viel ich gehört, einen wichtigen Fund gethan?“

„Famos,“ versicherte der Baron. „Wenn Sie erlauben, nehme ich Ihre Offerte an.“

Zum großen Mißvergnügen der Forstleute ließ er sich hierauf in keine Erörterungen mehr mit ihnen ein, sondern hielt sich ausschließlich an den Fremden, welcher nun durch seinen Diener die Rechnung berichtigen und seine Abreise beschleunigen ließ. Als der elegante Wagen, von vier Postpferden gezogen, über die Hochebene dahinflog, bis die Straße sich in die absteigenden Schluchten senkte, hätten den beiden Herren, welche es sich in sammetausgeschlagenen Sizen bequem machten, die Ohren klingen können, so viel und nicht eben liebevoll wurde von den Zurückbleibenden über sie gesprochen.

„Mit solchen Passagieren weiß man nie, wie man d'ran ist,“ äußerte sogar der sonst in seinen Urtheilen vorsichtige Sattelwirth. „Erst war's seine nahe Verwandte, als ich es ihm erzählte. Dann sagte er wieder, daß er sie fast gar nicht kenne und nur ganz entfernt mit ihr verwandt sei. Und gleichgültig war er bei der ganzen Geschichte, als ob ein Reh angeschossen wäre und nicht seine leibliche Cousine!“

„Konntet Ihr Schlingel denn die Schreibtafel nicht an Euch nehmen? Muß so'n Städter bessere Augen haben, als zwei Jägerburschen?“ schalt der alte Förster.

„Er hatte sich ein Sperfectiv vor das Auge geklebt, Herr Klette,“ entschuldigte sich Einer. „Wir ließen ihn bloß klettern und wollten gar nicht auf die Klippe, wo kein Weg geht. Die Schreibtafel kann dort Keiner verloren haben, sie ist entweder heruntergefallen von der Feltenwand oder es hat sie

Einer fortgeworfen. Alt genug sah sie aus und d'rin war so gelbes Papier."

„Am Ende thut er nur wichtig mit dem Dinge und es hat schon dreißig Jahr unter der Peltenwand gelegen!“ tröstete der Sattelmwirth.

„Nein!“ rief der Andere. „Ich sah auch mit hinein und da sagte der Baron auf einmal: Hier! Erst gestern geschrieben! Datum und Alles!“

„Ist am Ende dem Mordhahn sein Schießbuch gewesen,“ wipelte ein kleiner schielender Mensch, welcher im Sattel diente; „am 24. d. zwei Becassinen, am 25. eine junge Frau.“ Er wurde aber von Allen dafür ernst zurechtgewiesen.

Unbekümmert um Das, was hinter ihm gesprochen werden mochte, fuhr Baron Flor mit seinem Bekannten von Ischl, auf dessen Namen er sich jedoch noch immer vergebens besann, thalwärts. Ein Tourist ersten Ranges mußte er sein, das verrieth schon die Einrichtung seines Reisewagens, welcher mit allem „Luxus und Raffinement für den Comfort“ ausgestattet war: Verzeihung für die Fremdwörter, aber die Sache ist auch nicht deutsch, so wenig wie der Herr dieses beweglichen Salons, der sich nun endlich unter seinem Namen: Cerisolles, präsentirte. Sie wechselten Anfangs nur allgemeine Redensarten, bezüglich auf die Gegend, auf die moderne Art zu reisen und die Mängel der Eisenbahnen, welchen der Fremde nicht hold war. Ein eigener, bequemer Wagen und vier Postpferde sagten ihm mehr zu, da blieb man doch Herr über seine Zeit und sich selbst. Die Bemerkung Flor's, wie in neuerer Zeit auch die Eisenbahnen die Doctor Faustmäntel gewesen, um alle unsaubern Geister wie Fliegen-

schwärme an die Krater ausbrechender Revolutionen zu schaffen, nahm der Fremde beifällig auf, die zweite, daß sie entfliehenden Verbrechern Vorschub leisteten, widerlegte er mit der Hinweisung auf die Telegraphen.

„Sie haben, hoff' ich, auch vom Falkenhofe aus den Telegraphen in Thätigkeit gesetzt?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht und glaube es kaum,“ erwiderte Flor. „Was sollte man in die Welt schicken? Konnte man etwa die Person des Thäters bezeichnen?“

„Sie haben Recht, ich vergaß, daß Sie erst jetzt den wichtigen Fund gemacht haben.“

„Ja, verehrtester Herr,“ sagte Flor, indem er die Brieftasche hervorholte. „Da Sie verwandt sind mit der armen Frau, so kann ich mit Ihnen schon den Inhalt nochmals genau besichtigen.“

Die Briefftasche, welche der Fremde mit scharfen Blicken betrachtete, war, nach ihrem Außern zu urtheilen, allerdings aus längst vergangener Zeit, damals aber gewiß ein Meisterstück weiblicher Kunstfertigkeit gewesen. Von kleinem Format, die Deckel mit seidnem glattem Stoff überzogen, violett einst, auf beiden Seiten die feinste Stickerei von Blumen in Seide, deren Farben allerdings ganz verblichen waren, kein Schloß, sondern ein schmales Band mehrmals umschlungen zur Sicherung: so war die Briefftasche beschaffen.

„Hübsches Rococo, nicht wahr?“ sagte Flor, indem er letzteres abwickelte. „Sehen Sie, wie viel kleine Behältnisse — entsinnen Sie sich noch auf Schloß Amras des Schmuckschränkchens der Philippine Weller mit seinen funfzehnhundert Fächerchen? Ich wollte sie zählen, aber —“

„Man unterbrach Sie, wie ich so eben unhöflicher Weise thue. Es scheint in diesen kleinen Behältnissen so wenig zu finden, als in den Fächern der schönen Blondine auf Schloß Amras, obgleich dies Portefeuille wohl nicht dreihundert Jahr alt ist, wie jene.“

„Allerdings. Sehen wir weiter. Hier auf dem Pergamente scheint etwas geschrieben zu sein, ich habe mir schon bei Tageslicht die Augen vergebens angestrengt, um es zu lesen.“

Cerisolles schraubte statt der Antwort die Reiselampe, welche in der Ecke des Rutschenhimmels brannte, um ein Bedeutendes höher, indem ein spöttisches Lächeln um seine Lippen spielte. ●

„Sie sind sehr gütig,“ sagte Flor, „aber die Schriftzüge sind zu verwischt. Blicken Sie aber gefälligst weiter. Auf diesem Blättchen einige sentimentale Verse — Diction der Sigwartperiode — wahrscheinlich eine Blumenlese aus empfindsamen Dichtern jener Zeit. Daß die Tasche vor 1800 gestickt ist, scheint Ihnen doch auch über allen Zweifel erhaben. Was halten Sie von der Handschrift — Herr oder Dame?“

„Das kann uns wohl gleichgültig sein!“ erwiderte der Fremde fast in unhöflichem Tone.

„Sie haben Recht, denn die Finger, welche diese Zeilen geschrieben, diese Blumen gestickt haben, sind wohl schon längst —“

„Ich glaubte, daß Sie etwas Wichtigeres darin entdeckt hätten!“ unterbrach ihn Cerisolles abermals. „Was Sie mir

zeigen, kann doch nicht die entfernteste Beziehung zu dem gestrigen Ereigniß haben.

„Hier aber, Herr von Cerisolles!“ rief Flor, indem er mehrere vergilbte, ebenfalls beschriebene Blätter überschlug und das letzte derselben, das er sich als größten Effect aufgespart hatte, emporhielt. Sehen Sie gefälligst hieher. Frischere Dinte und das Datum: 25. Juni 1840. — erlauben Sie doch! das ist freilich zehn Jahre her — aber es ist ja nur eine Reminiscenz: „„Treu bis zum Tode!““ — Mit Gänsefüßen, bemerken Sie wohl. Es ist also ein Citat, eine Anführung — und gleich darunter erhalten wir ganz frisch geschrieben auch den Schlüssel. Da steht: 25. Juni 1850 — mein Herr von Cerisolles! und dabei dieselben Worte — durch das „Treu“ ist aber ein Dolch gezeichnet, das „bis“ ausgestrichen und „zum Tode“ unterliniirt. Mir scheint hiernach das ganze Attentat klar.“

„Lassen Sie hören“ — sagte Cerisolles, indem er sich in seine Ecke zurücklehnte.

„Wie, mein verehrtester Herr? Können Sie, nachdem Sie dies Zeugniß gesehen haben, noch im Zweifel sein über den eigentlichen Zusammenhang? Ist Ihnen die gewöhnliche Auslegung, die Sie von allen Menschen gehört haben, noch genügend? Dem Berghauptmann hat der Schuß nicht gegolten, sondern er ist gleich von Haus aus für Frau von Sander bestimmt gewesen. Sie hat einem frühern Geliebten die Treue gebrochen, die sie ihm am 25. Juni vor zehn Jahren gelobt hat, diesen Mord der Treue zu rächen, erscheint der Gekränkte und sendet ihr seine Kugel. Klarer kann sich nichts

herausstellen und wenn der berühmteste Inquirent unsrer Musterpolizei die Untersuchung führen wollte.“

„So wäre man ja gleich in Stand gesetzt zu telegraphiren!“ bemerkte Cerisolles.

„Dazu fehlt eine Kleinigkeit immer noch: die Person des Betheiligten,“ antwortete Flor.

„Ach so! Über diese giebt die gefundene Briestafche keinen Aufschluß?“ sagte der Fremde. „Das ist ja sehr fatal. Wollen Sie mir erlauben, die Handschrift einmal genauer zu betrachten?“

4.

Es war früher Morgen. In den niedriger gelegenen Theilen des Gebirges herrschte noch tiefer Schatten, droben aber rötheten sich schon die höchsten Ruppen vom ersten Tagescheine, die Blätter, welche die Nacht hindurch bei gänzlicher Windstille geschlafen hatten, regten sich und rauschten im frischen Morgenhauche, einzelne Stimmen der Vögel riefen nah und fern. Das Haus des Berghauptmanns mit seinen Nebengebäuden lag noch von Dämmerung umhüllt, kein Zeichen des Lebens ließ sich in ihm vernehmen, kein Fenster öffnete sich, Alles schien noch fest zu schlummern.

Am Rande der Schlucht stand ein Mann, welcher kein Auge von dem Hause verwandte — er hatte sich an einen

Baum gelehnt und die Arme gekreuzt; wie lange er schon so gestanden hatte, wer mochte es wissen? Aber es wurde heller und heller auf der Hochwiese, die Blätter der Buchenwipfel schimmerten schon von glühenden Lichtern übergossen, der Chor der Vögel verstärkte sich mit jeder Minute, Käfer schwirrten und das Gewürm in den Halmen fing an sich zu regen, die Natur war vollkommen erwacht. Da wandte sich der Mann, welcher hier wie ein Wächter das Haus gehütet hatte, plötzlich um und verschwand in der Schlucht.

Bald wurden nun auch die Bewohner des Fattenhofes munter. Philipp war der Erste auf der Loggia, er war spät Abends von seiner Wanderung zurückgekehrt, als die Familie schon schlief, Baron Flor fehlte unbegreiflicherweise noch immer. Der junge Kaufmann sah ein wenig übernächtigt aus, offenbar hatte er keine erquickliche Ruhe genossen, was auch sein frühes Aufstehen erklärte — die Morgenluft, welche er in vollen Zügen einathmete, that ihm wohl, noch wohler die Erscheinung seiner Schwester, welche gleich ihm zu ungewöhnlich früher Stunde wach war.

„Wir hatten Angst um Dich!“ sagte sie nach dem Morgenruße.

„Und um den armen Flor nicht?“ entgegnete er. „Wie ich höre, ist er noch gar nicht zurück.“

„Der kommt so leicht in keine Gefahr,“ sagte Constance flüchtig. — „Hast Du viel Schönes gesehen?“

„Laß Dir erzählen. Sehr Schönes! Den jungen Sander meine ich.“ Er hatte es auf eine Attrape angelegt und sie gelang ihm vollkommen. Constance erglühete bei der unerwarteten Wendung höchst verrätherisch, doch schonte sie, gegen

seine Weise, der Bruder heut und kein spöttisches, eher ein mitleidiges Lächeln zuckte um seinen Mund. „Setz Dich — ich muß Dir die Begegnung erzählen,“ sagte er.

Constance setzte sich, ohne ein Wort zu erwidern, neben ihn, er nahm ihre Hand.

„Ich streifte über mehrere sehr schöne Punkte unsrer nächsten Umgebung und wollte schon heimkehren, als ich noch eines alten Gemäuers ansichtig wurde, der Ruine einer verfallenen Burg, die ihre graue, von Epheu umspinnene Warte in scheinbarer Nähe so einladend gen Himmel streckte, daß ich der Lockung nicht widerstehen konnte. Aber die Nähe war nur scheinbar gewesen, ich schlug die schnurgrade Richtung ein, und siehe! ein Thal senkte sich zwischen mir und der Ruine, in das ich niedersteigen mußte, unten war mir das Gemäuer ganz aus den Augen gekommen und als ich endlich den jenseitigen Rand erstiegen hatte, schien es sich an Gestalt und Lage verändert zu haben, sah nüchtern, alles poetischen Reizes entkleidet aus, ein Paar Schindeldächer daneben kamen höchst prosaisch zum Vorschein — ich bin, Du weißt es, kein hartnäckiger Kopf, der einmal gefaßte Entschlüsse festhält und sollt' es das Leben kosten, sondern ich trage den Umständen Rechnung. Parlamentarisch gesprochen! Also gab ich meine steeple-chase, denn auf einen Thurm war ich gejagt, mit Vergnügen auf und kehrte um. Da hörte ich mich auf einmal angerufen und — Du weißt, von wem?“

„Von Herrn von Sander —“ sagte Constance, welche ihm nicht ausweichen konnte.

„Du bist eine Meisterin im Errathen. Er war es, der von jener Burg her auf mich zukam — ich sage Dir, in fast

strahlender Schönheit, um mit Dir zu sprechen. Sein Auge leuchtete — wie Deins, Constance."

„Ich kenne Herrn von Sander,“ versetzte sie kurz. „Du kannst Dir Schilderungen ersparen.“

„Er war verwundert mich zu sehen, fragte aber nicht nach seinen Eltern, auch nicht nach Dir, liebes Kind, sondern einzig nach unserer Mama. Ich werde sie damit necken. — Natürlich brachte ich ihm, da er keine Ahnung hatte, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen, so schonend als möglich den schrecklichen Fall bei, der auf ihn einen furchtbaren Eindruck machte. Constance, wenn er der Mörder gewesen wäre, die Bestürzung eines bösen Gewissens und die Angst, sich durchschaut zu sehen, hätten sich nicht schlimmer in seinen Zügen malen können.“

„Philipp!“ rief Constance erbleichend. „Welch' entsetzlicher Verdacht!“

„Nicht doch, liebe Schwester. Ich hege keinen solchen Verdacht, am wenigsten will ich ihn ausgesprochen haben. Die Nachricht, wie gesagt, machte auf ihn einen so vernichtenden Eindruck, daß er auch nicht einmal nach den nähern Umständen fragte, wenigstens viel später und gewissermaßen nur, um der Form zu genügen.“

„Es war zwischen Norbert und seiner Stiefmutter kein gutes Verhältniß,“ sagte Constance. „Doch — fahre fort. Er ist mit Dir nach Hause gekommen, nicht wahr?“

„Keineswegs! Das ist mir eben das Auffallende. Denke doch nur: das Verhältniß mag so schlimm gewesen sein, wie es zwischen einer Stiefmutter und dem erwachsenen Sohne ihres Gatten nur sein kann, versteht sich, nicht im Sinne der

Fernande.

ora, so scheint es doch natürlich, daß der Sohn, der
lig nicht zu Hause war, als ein Mordanschlag auf seinen
r geschieht, bei welchem dessen Gattin unglücklicherweise
ffen wird, auf diese Nachricht gleich nach Hause eilt. Er
te sich von mir mit der flüchtigen Versicherung, daß er
nicht begleiten könne, und gab sich nicht einmal die
e, sein auffallendes Benehmen zu erklären. Ich gestehe,
wenn ich auch weit entfernt bin, die That auf sein Konto
hreiben —“

„Mon fils!“ ertönte die Stimme der Mutter im verweisen-
Tone hinter dem Paare, und sie erblickten die große Ge-
welche in ihrem Morgenrode noch hagerer erschien, wie
drohende Warnerin auf der Schwelle des Salons.
raordinaire Menschen mit Deiner Elle zu messen, ist eine
hlte Entreprise.“

Der Sohn biß sich in die Lippe — er hatte von seiner
okratischen Mama schon manche ähnliche Anspielung auf
n vom Vater überkommenen Handelsberuf dulden müssen,
mal war sie aber durch zufällig gewählte Worte ohne Ab-
entstanden.

„Weber Du, mon cher, noch auch Dein Papa, am we-
en Baron Flor, Ihr Alle versteht den Charakter nicht,
nur in dieser abgeschiedenen Welt das Terrain fehlt, um
zu einer Größe zu entfalten, welche die allgemeine Be-
derung erregen müßte!“ fuhr die alte Dame fort.

„Und dies Terrain willst Du ihm in Deinen Salons ver-
fen?“ entgegnete Philipp spiz.

„Das werde ich thun!“ antwortete sie stolz. „Ich denke,
Zirkel, den ich um mich versammele, kann an Geist und

Celebritäten wohl den Vergleich mit jedem aushalten, welchen die Damen unsrer Börsenwelt, die nun einmal seit der Herz und Beer et caetera darauf spekuliren, in ihren Häusern arrangirt haben. Mögen sie! Der elektrische Geist, der unsere Soireen — ich meine die in meiner Heimath — belebt, fehlt in eurem Norden doch! Eine Recamier, eine Ninon soll hier noch geboren werden!“

„Ninon — for shame!“ sagte die Tochter.

„Da kommt Dein Erkorner!“ rief Philipp und schnitt dadurch einen Kampf englischer und französischer Ansichten über die gesellschaftliche Stellung der Frauen ab, der sich oft geführt zwischen Mutter und Tochter eben erneuern wollte. Beide blickten über die Brüstung geneigt dem schönen Reisewagen entgegen, welchem Baron Flor mit einem Fremden zu Fuß vorausgeeilt war — der Wagen schien ihre Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, als der Bräutigam mit seinem unscheinbaren Begleiter, dessen kleine, magere Figur ohne die Illustration, welche ihm seine glänzende Umgebung verlieh, wohl nirgends Aufmerksamkeit erregen konnte.

Flor aber grüßte von Weitem schon mit wohlgefälligem Gesichte und der Fremde zog auch den Hut, wobei die Damen von Oben einen kahlen, fast blendend weißen Scheitel, von schwarzem Haar cirkelrund eingefast, wahrnahmen. „Ein Regierungsbeamter!“ sagte Philipp. „Ich kenne sie am Blicke.“ Die Mutter hielt ihn für einen Verwandten Flor's, welchen er zufällig getroffen hatte und dem er nun seine Braut vorstellen wolle.

„Mich ihm?“ rief die Tochter beleidigt.

„Oui, ma fille!“ sagte die Mutter gelassen, mit einem

Seitenblick auf Philipp. „Du hast nicht zu vergessen, daß Deine Verbindung Dich in einen höhern Stand erhebt — sie ist eine *ascension*, umgekehrt wie die meinige war.“

„Die Ihrige war eine *descente*!“ versetzte der Sohn.
„Sie landeten aber in einem ganz erträglichen Hafen.“

Baron Flor mit seinem Begleiter war, nach der Frontseite des Hauses gehend, den Herabschauenden verschwunden — der Reisewagen hielt in einiger Entfernung, Kammerdiener und Postillon sprangen ab und plauderten.

„Daß man noch nicht für das Ohr Fernröhre zum Belauschen entfernter Gespräche erfunden hat!“ sagte Philipp und nahm sein Notizbuch zur Hand, um diese Idee für gelegentliche Benutzung zu conserviren.

Nicht lange währte es, so trat Baron Flor zu dem gemüthlich frühstückenden Hohlbrand senior in den Salon. Der Heimkehrende sah aus wie ein Partheigänger, dem es gelungen ist, eine feindliche Kriegskasse zu erbeuten, seine Weste schlug zwar von den Anstrengungen und Entbehrungen der Nacht einige Falten, aber desto straffer und zufriedener blickte sein rundes Gesicht. Siegestolz begrüßte er die von der Loggia eintretenden Damen, fast mitleidig seinen künftigen Schwager.

„Ich bringe Licht in die dunkle Begebenheit!“ war sein erstes Wort. „Hätten Sie mich zu Ihrer Ansicht über Menschenjagden bekehrt, so blieb dies Verbrechen in Nacht begraben. Ich bin es gewesen, der den einzigen Erfolg gehabt hat — ohne mich kein Licht! Hier, meine Damen!“ er schlug auf die ovale Tasche von feinem Leder, welche als unzertrennliche Begleiterin seiner Hüfte nur des Nachts abgelegt wurde.

„Sie werden sich mit dem Lichte verbrennen, wenn Sie es so lange unter den Scheffel stellen!“ sagte Philipp.

„Voyons!“ ermunterte die Mutter, und Alle, selbst den erst halb sattten Vater nicht ausgenommen, sahen neugierig zu, wie Baron Flor die drei Schnallen des Täschchens öffnete und nun die erste Falte desselben lächelnd aufsperrte. Sie war leer. Der Baron brummte etwas verwundert, sah in die zweite, wo verschiedene Toilettengegenstände befindlich waren, klappte rasch die dritte auf, blätterte die Papiere durch, welche sie enthielt — griff mit einem gewissen Schreck nach der Brusttasche seines Rockes, nach den verschiedenen andern — und mit hastiger Besorgniß wiederum in alle Reservoirs der ledernen Reisetasche: das Licht war verschwunden!

„Es ist nichts da!“ stammelte er.

„Das sehen wir, Verehrtester,“ entgegnete Philipp lachend. „Sie scheinen ein Irrlicht gefangen zu haben.“

„Aber, mein Gott! ein violett seidnes Portefeuille, mit dem Datum vom vorgestrigen Tage und den verdächtigsten oder vielmehr unumstößlichsten Anzeichen — hier hatte ich sie doch! Der Herr von Cerisolles, zum Glück, hat sie gesehen — beschwören können wir es Beide.“ Er legte die Hand an die Stirn, als überlege er den ganzen Fall, während seine getäuschte Umgebung sich nicht eben wohlwollend äußerte.

„Aber ich muß doch gleich Herrn von Cerisolles auffuchen — Sie verzeihen allerseits!“ damit schoß Flor, die Gesellschaft ihren Vermuthungen überlassend, mit einer Hast aus dem Zimmer, welche seiner Constitution sonst gar nicht entsprach. Es gelang ihm aber nicht, seinen Reisebegleiter augenblicklich zu sehen, dieser hatte sich mit dem Berghauptmann

eingeschlossen, wenn er nicht gar bei der kranken Frau, seiner Cousine war. Flor mußte sich also gedulden. Er trat vor das Haus und setzte sich auf die Bank unter der Eiche, wo er gegen die Blicke der „Sippschaft“ gesichert war. Wir müssen nämlich gestehen, daß er mit diesem Titel stets bei sich und unter Freunden die Familie seiner Braut bezeichnete, und daß er sich nach dem Momente sehnte, wo er, der schönen und reichen Constance vermählt, durch eine heroische That mit jener Sippschaft werde brechen können. Flor saß, mit diesem Gedanken beschäftigt, bis ihm die Augen zusanken und er fest entschlief. Im Hause war Alles todtenstill.

Die Kranke hatte auch geschlafen. Jetzt wachte sie plötzlich auf und fühlte sich wunderbar gestärkt. Zwar schmerzte sie bei der ersten Bewegung ihre Wunde noch, aber das Fieber, das sich vor Kurzem eingestellt hatte, war verschwunden und sie konnte sich kaum bezwingen, daß sie nicht das Bett verließ. „Ich bin sehr wohl, Anne,“ sagte sie zu der Wärterin, welche bei ihr saß, „gieb mir das Buch dort, dann kannst Du gehen. Ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche.“ Die Magd stand auf und that, wie ihr geheißen war.

Einen kleinen Spiegel nahm jetzt Fernande, sobald sie allein war, von dem Tische zu ihren Häupten und beschaute gedankenvoll ihr Antlitz darin. Ein leises Lächeln dämmerte um ihren Mund, war es Wehmuth oder Wohlgefallen? Es schwankte zwischen Beiden. Dann warf sie, von dem stärker werdenden Schmerz ihrer Wunde überwältigt, den Spiegel auf ihr Bett und sank wieder zurück, diesmal mit einem tiefen Seufzer. So fand sie der Gatte, welcher auf den Zehen hineingeschlichen war. Sie sah ihn kommen, denn ihr Blick war

schon seit einiger Zeit starr und gespannt auf die Thüre gerichtet gewesen, wo sie murmelnde Stimmen vernommen hatte. In dem Gesichte ihres Gatten bemerkte sie eine tiefe Bewegung, welche dieser vergebens zu unterdrücken versuchte.

„Was ist Dir, Sander?“ fragte sie und da er läugnete, wurde sie ungeduldig.

„Nun ja,“ sagte er endlich, um sie zu beruhigen. „Ich habe so eben über Norbert eine Nachricht erhalten, welche mich für seine Zukunft besorgt macht, es betrifft seine Vergangenheit.“

„Was kann dieser junge Mensch für eine Vergangenheit haben!“ sagte sie mit dem eigenthümlichen Zug der Geringschätzung, der jedesmal auf ihre stolzen Lippen trat, wenn sie von Norbert sprach. „Gleichviel! Ich begehre es nicht zu wissen. Er hat das Recht des Geheimnisses mit Dir und gegen mich, denn er ist Dein und nicht mein Sohn!“

„Stimmt Dich auch die Entfernung nicht milder gegen ihn?“ erwiderte der Berghauptmann seufzend. „Er hat es leider nicht verstanden, Deine Liebe zu gewinnen.“

„Nein!“ sagte sie kurz und schneidend.

„Aber Du mußt doch gerecht sein und ihm das Zeugniß geben, daß er sich darum bemüht hat!“ entgegnete der Vater. Sie schwieg. — „Wir haben Besuch bekommen, Fernande,“ fing er nach einer Weile zögernd wieder an.

„Wir?“ fragte sie mit einer ironischen Betonung.

„Ja, liebes Kind, denn der Besuch gilt eigentlich Dir. Ein Bekannter, der oben im Sattel zufällig auf der Durchreise Dein Unglück gehört, ist zu uns gekommen, um sich selbst zu erkundigen.“

„Das wird noch öfter geschehen,“ sagte sie. „Wir sollten, sobald ich irgend kann, verreisen.“

„Es ist ein genauer Bekannter, ein Cousin von Dir,“ sagte der Gatte.

„Bon mir?!“ rief Fernande und nach kurzem Besinnen setzte sie hinzu: „Ich habe keinen Verwandten.“

„Liebes Kind — Herr von Cerisolles!“

Sie schien keineswegs durch den Namen überrascht zu sein, sondern heftete einen durchdringenden Blick ihrer großen leuchtenden Augen auf den Gemahl, als fordere sie ihn zu einer weitem Erklärung auf.

„Und er hat mir gesagt, daß er, um heut nicht zu überraschen, sich schon angemeldet, eine Karte geschickt habe — davon weiß ich aber nichts,“ fuhr Sander fort.

„O ja!“ rief Fernande. „Ich weiß! er hat uns seine Karte geschickt. Will er mich sprechen?“

„Ich habe ihm gesagt, daß Du zwar außer aller Gefahr seiest, aber doch keineswegs Besuche annehmen könntest. Er solle mit der Gastfreundschaft, wie ich sie ihm zu bieten vermag, zufrieden sein.“

„Ihr seid ja alte Bekannte,“ sagte sie, und lehnte sich weit zurück, indem sie aus tiefster Brust Athem schöpfte. „Sag' ihm, Fernande Frangy lebe noch, sie sei ein Soldatenkind.“

„Ich werde es bestellen,“ erwiderte der Berghauptmann über ihre heit're Laune erfreut.

5.

Cerisolles trat aus dem Hause. Sein hurtiges Auge überflog die nächste Umgebung, hastete verächtlich auf dem schlummernden Freiherrn, dessen schweres Unterkinn auf der Weste balancirte und schoß dann einen scharfen Blick nach seinem Wagen, der noch immer mit den vorgelegten Pferden in einiger Entfernung vom Hause hielt. Der Postillon hatte sich eine Krippe zu verschaffen gewußt und fütterte, unbetümmert, welche Preise sein Passagier für diese willkürlich abgeänderte und erweiterte Station werde zahlen müssen. Ein Wink der Hand beschied jetzt den Diener des Fremden, welcher beim Wagen verweilte, zu seinem Herrn. „Ich bleibe hier,“ sagte dieser. „Fertige den Postillon ab.“ Das erforderte einige Umstände wegen Ausfüllung des Scheins und einer Beglaubigung des Berghauptmanns — während der Diener noch mit dem Postillon unterhandelte, trat Cerisolles dicht an den Baron Flor, der sich eben mit einem schlaftrunkenen, keineswegs geistreichen Gesicht ermunterte. „Eine Frage, Herr Baron,“ sagte der Fremde. „Es handelt sich um die Ehre meiner Cousine. Wollen Sie mir die Briestafche noch einmal anvertrauen?“

„Ich — habe sie verloren,“ gestand Flor verlegen. „Unbegreiflich! Wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß ich sie in dies Necessaire gesteckt, daß ich mit Ihnen allein im Wagen geses-

sen, so würde ich glauben —“ er hielt betreten inne, denn er war im Begriff, eine versängliche Redensart zu äußern, statt ihrer setzte er hinzu: „Zum Glück können Sie bezeugen, was ich gefunden und was der Fund enthielt.“

„Nehmen Sie nicht übel, aber Sie scheinen einen großen Theil Ihrer Zeit dem Gotte Morpheus zu weihen. Unterwegs schliefen Sie fast immer und auch jetzt sind Sie, wie es mir vorkommt, noch nicht ganz erwacht.“

„Herr!“ fuhr der Baron in grollendem Tasse auf.

„Ich habe Sie schon um Verzeihung gebeten. Bedenken Sie aber selbst, wie soll ich Ihnen bezeugen, daß Sie einen Fund gethan, da ich nicht dabei gewesen, wie soll ich noch genau wissen, so scharfsinnig auch Ihre Combination über die Hieroglyphen war, was in dem Taschenbuche stand? Es ist sehr unvorsichtig, ein so wichtiges Pfand nicht besser zu verwahren.“

„Besser? in dieser Tasche unter drei Schnallen und einem Schlosse?“

„Darin allerdings trugen Sie es, als Sie es im Wagen zum Vorschein brachten. Sie glauben doch nicht, daß Sie es wieder hinein gesteckt haben?“

„Mann! Sie geben mir Aufschluß. — Vielleicht ist es gar noch im Wagen?“

„Entsinnen Sie sich doch, als ich es Ihnen zurückstellte, blätterten Sie noch eine lange Zeit darin und mühten sich, die erloschenen Schriftzüge zu entziffern. Ich schrieb unterdessen in meinem Notizbuche und achtete weiter nicht auf Sie, bis ich — Sie verzeihen! — durch ein sonores Schnarchen wieder an Sie erinnert wurde.“

„Im Wagen wird sie noch liegen!“ rief Flor vergnügt. „Sie ist mir aus der Hand gefallen!“ Er war heut so flink, der dicke Herr. Aber der eilige Lauf half ihm nichts, auch im Wagen fand sich keine Spur des Verlorenen. Es war und blieb verschwunden.

Im Kreise der „Sippchaft“ hatte Flor nun einen harten Stand. Die Neugier der Damen, wenn sie erst aufgereizt und dann nicht befriedigt wird, macht sie zu wahren Tigerinnen, welche ihres Feindes Blut sehen müssen. Der alte Hohlbrand, in seiner Eigenschaft als Rentier, tadelte die Störung der Ruhe und sprach höchst trivial von „ungelegten Eiern.“ Der jüngere Hohlbrand stichelte über die polizeiliche Ader, welche in Flor pulstre und einen Reichsfreiherrn zum Denunzianten mache — gegen ihn, als den ungefährlichsten Gegner, wandte sich endlich des aufgestachelten Barons Zorn.

Sie, der Sie geliebäugelt haben mit der Parthei, welche kein Verbrechen scheute, Sie können freilich nicht begreifen, wie man aus Entrüstung über diese abscheuliche That, der eine wehrlose Frau beinah zum Opfer gefallen, selbst Hand anlegen kann, um sie zu enthüllen!“ rief er. „Ich werde es aber thun, Ihnen zum Trost, und — reisen Sie, meine Herrschaften, ich bleibe hier! Die Untersuchung braucht meine Aussage, ich will durch meine Entfernung keine Weitläufigkeiten verursachen.“

Im Familienrathe war, seitdem Frau von Sander außer Gefahr erklärt worden, der Entschluß der Abreise zur Reife gekommen. Was sollte man länger hier? Das ganze Sommervergnügen war gestört, an Ruhe und Genuß nicht mehr zu denken, die Brunnencur konnte nicht anschlagen — mochten

denn die Zinsen des dargeliehenen Capitals, welche sonst im Sommer hier abgefessen wurden, für dies Jahr dahin fahren! Aber Baron Flor hatte erklärt, hier zu bleiben. Eine Criminaluntersuchung muß für diejenigen, welche sie führen oder dazu mitwirken, einen geheimnißvollen Zauber haben, die besten Menschen werden blutigierig, es erfaßt sie ein fieberhafter Trieb, neue Spuren, neue Beweise zum Verderben des Angeklagten zu finden, und wenn der Faden ihren Händen wieder entschlüpft, können sie traurig werden, ja der Triumph der Unschuld, die man fälschlich beschuldigte, kann sie bis zur Niedergeschlagenheit verstimmen — es sei denn, daß flugs ein neuer Inculpatus zur Hand wäre, auf den sich nun mit doppelter Wucht die Untersuchung wüfse. Ein solches criminalistisches Fieber hatte den Baron Flor erfaßt, er war einmal in die Neze gefallen, und träumte Tag und Nacht von dem zu entdeckenden Mörder, malte sich die köstlichsten Situationen aus, in denen Er den Unhold der Finsterniß an das Tageslicht schleppte — die junge schöne Frau lag ihm dankbar zu Füßen, der ehrwürdige Greis hob segnend die Hände über sein Haupt, ringsum standen als Beifallschor die Jäger und Bergleute, ein wahres Tableau zum Finale einer großen Oper!

„Sie sind der Polizeipräsident der Zukunft,“ sagte Philipp. „Ich recommandire mein Geschäft Ihrer besondern Protection.“ Der Baron zuckte mitleidig die schweren Achseln.

„Ein ernstes Wort noch, Flor!“ sprach Constance. „Sie werden nicht auf bloßen Verdacht hin — einen Unschuldigen compromittiren? Ich erwarte von Ihnen Wahrheit in dieser Scheidestunde. Wen halten Sie für den Thäter? Ihre unbestimmten Anspielungen bringen mich zur Verzweiflung.“

Sie sprach diese Rede, ohne dem Bräutigam den vollen Anblick ihres Gesichts zu gönnen, in welchem er sonst eine lebhaftere Bewegung gelesen haben würde.

„Constance,“ sagte er feierlich, „noch darf ich nicht sprechen!“ Sie trennte sich heftig von ihm, die Andern saßen schon, von Schachteln barrikadirt, im Wagen. Nur die Mutter grüßte noch mit dem Parasol.

Dann setzte sich der Reisewagen majestätisch in Bewegung und der Baron blieb zurück, nun ein Gast des Sanderschen Hauses, von dem Berghauptmann ausdrücklich eingeladen. Als er, an demselben Tage, wo sich Abends das schreckliche Ereigniß zutrug, angekommen war und sich auf der Loggia so mißbilligend über die tiefe Abgelegenheit dieser Villeggiatur aussprach, hätte er nicht geahnt, daß er aus eigener Wahl hier zurückbleiben würde, wenn die „Sippchaft“ abreiste. Er hatte aber, nächst seinem criminalistischen Fieber, noch ein Motiv: die junge leidende Frau, welche er noch nicht gesehen hatte, war ihm so wunderschön beschrieben worden, daß er den ihm schuldigen Tribut ihrer Dankbarkeit für seine Bemühungen, sie zu rächen, persönlich in Empfang nehmen wollte, Constance blieb ihm ja doch — diese war unauflöslich an ihn gefesselt.

Es kam nun eine Gerichtscommission, um die Untersuchung an Ort und Stelle einzuleiten. Protokolle wurden geschrieben, welche durch die Aussagen Aller, die herangezogen werden konnten, zu einem erfreulichen dicken Actenhefte anwuchsen; aus ihnen ging unwiderleglich hervor, daß geschossen worden war und daß man auch getroffen hatte — nur die Kleinigkeit fehlte immer noch: die Person des Mörders. Baron Florz Angabe half dazu nichts, seine scharfsinnige Com-

bination wurde als unnütz mit empörender Gleichgültigkeit behandelt, lächelnd ließ ihn der Affessor gewähren, als er sich erbot, den Sinnspruch mit seinen Emblemen, wie er in der gefundenen und wieder verlorenen Briestafche gestanden hatte, in das Protokoll einzuzichnen, es konnte bei der Session zur Erweiterung des Collegiums dienen. Herr von Cerisolles bestätigte allerdings den Fund, erinnerte sich auch der Schrift, nur war er ungewiß über die Jahreszeit, ob sie nicht vielmehr 1740 gewesen sei, was freilich besser zu der ganzen Briestafche gepaßt hätte; denn wer noch im Besitze einer solchen Reliquie aus dem Nachlaß irgend einer Großmutter oder -tante ist, wer führt sie denn zum täglichen Gebrauch bei sich, dem sie ja in ihrer ganzen Einrichtung aus einem seidnen Zeitalter nicht mehr entspricht? So wenig das seidene Zeitalter des vorigen Jahrhunderts den Apparat der eisernen Vorzeit brauchen konnte, eben so wenig kann unsere Zeit, die lederne, die *petits soins* der vorrevolutionären würdigen.

„Sehr gut! Sehr gut!“ sagte der Affessor, indem er sich die Hände rieb, als Cerisolles, ohne zu lächeln, von dem ledernen Zeitalter sprach. *Age de cuir* hatte er gesagt, denn er war ein Savoyard und hatte folglich das Recht, manchen französischen Ausdruck zu brauchen. Im Protokoll standen nun all' seine Verhältnisse und Sie wollen es wissen, meine Damen? Er hieß Victor de Cerisolles, war 45 Jahr alt, katholischer Confession, aus Saussigny in Savoyen gebürtig, im Dienste keines Staates angestellt, jetzt auf der Reise nach Livland begriffen, wo er eine Erbschaftsangelegenheit zu betreiben hatte: ein Oheim, in russischen Diensten reich geworden, war dort kinderlos gestorben. Daß Herr von Cerisolles, der Unter-

than oder vielmehr der Mitbürger der spada d'Italia, Chamäleonischen Andenkens, im Jahre 1850 einen Paß nach Livland von einer russischen Gesandtschaft visirt erhalten hatte, sprach mehr als Alles für seine Integrität.

So weit war man nun. Eine Voruntersuchung, die einstweilen ruhen mußte, bis sich die in alle Winde zerfahrenen Verdachtgründe bestimmt concentrirten! Bis jetzt war nicht ein einziger Mensch bezeichnet worden: sonderbar, daß selbst die Forst- und Hüttenleute und die Dienerschaft des Hauses, welche Klasse doch sonst schnell mit ihren Muthmaßungen bei der Hand ist, hier selbst auf Befragen keine Angabe machten, wen sie wohl der That fähig hielten. Es war, als sei zwischen ihnen eine Verabredung getroffen worden. Der Berghauptmann konnte mit gutem Gewissen ebenfalls Nein sagen, er hatte zwar mit einiger Unruhe an die Äußerungen seiner Frau gedacht, welche ihm an dem Abende, wo sie verwundet worden war, den Thäter hatte nennen wollen, aber er schrieb sie auf die Einbildungen des Fiebers um so mehr, da Fernande später nicht mit einer Silbe darauf zurückgekommen war. Hätte sie wirklich die Gestalt am Fenster erkannt — wie es wohl möglich gewesen wäre, da sie ihr viel näher war, als der zurückstehende Gemahl — so würde sie trotz des Verbots, mit welchem Sander ihr Erbieten zurückwies, dennoch gesprochen haben. Sie hatte sich aber, als er sie bat um ihrer Liebe willen zu schweigen, still in ihre Kissen zurückgelegt und später nie wieder davon gesprochen. Gerichtlich war sie aber noch nicht befragt worden, der Assessor behielt sich das vor, wenn ihr Zustand sich so weit gebessert haben würde, eine Vernehmung zu erlauben, und reiste ab, nachdem er den Leuten im

Allgemeinen und den Sicherheitsbeamten des Bezirks insbesondere möglichste Wachsamkeit empfohlen hatte. Schade, daß er sich mit seiner Abreise übereilte, denn am nächsten Morgen erklärte Fernande, welche das Bett verlassen hatte, daß sie stark genug sei, ihren Better, welcher doch wohl nicht abreisen werde, ohne sie zu sprechen, und zugleich auch den Gast ihres Hauses, von dessen Eifer für sie man ihr erzählt hatte, zu sehen.

Beide wurden durch den Berghauptmann bei ihr eingeführt. Fernande war wirklich sehr schön, die Beschreibung hatte nicht übertrieben. Sie saß in einem Lehnstuhl und trug den verwundeten Arm in der Binde, ein sehr weites Kleid umfloß ihre Gestalt, aber wo die Falten sich anschmiegten, konnte des Barons Kennerauge dennoch die wundervolle Bildung wahrnehmen, welche hier — wie der Juwel dem Araber in der Wüste — einem Greise zu Theil geworden war! Er selbst, so dick und häßlich er war, an Leib und Seele, er fühlte sich einen ganz andern Mann für dies königliche Weib. Seine schlanke, affectirte Braut, der man das Origine von der Elle schon an der Haltung ansah, hielt den Vergleich mit dieser Schönheit nicht aus, er mußte Fernanden huldigen — die Braut war ihm dadurch ja nicht verloren.

Cerisolles hatte sich mit leisen und raschen Schritten seiner Cousine genahet, deren Augen sich mit einem kühnen Aufblick auf ihn richteten. Sie erhob die gesunde Hand nicht, um ihn zu grüßen, und er neigte sich aus Mißverständnis zu der Kranken herab, auf welche er, sie flüchtig fassend, wie sie auf der Lehne ruhte, einen Kuß hauchte. „Daß wir uns so wiedersehen müssen!“ sagte er, doch männlich fest war sein Ton.

„Sprechen wir nicht davon!“ erwiderte sie. „Es ist wohl zehn Jahre her, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Genau zehn Jahre,“ bestätigte er. — „Die Gefahr ist vorüber, nicht wahr, Sie glauben es?“

„Und wenn sie es nicht wäre, Fernande Frangy ist ein Soldatenkind,“ sagte die Dame. — Der Baron schüttelte sich vor Entzücken, so schön kleidete sie der Blick, der bei diesen Worten aus ihren Augen flammte.

„Sie haben ein kühnes Herz, ich weiß es, liebe Cousine,“ erwiderte Gerisolles lächelnd. „Sie würden nicht erbleichen, wenn der Mann, der nach Ihrem Leben durstet, vor Ihnen stände!“

Es stieg jetzt eine fliegende Gluth in ihr Antlitz: „Und wär' ich allein mit ihm, ich würde nicht vor ihm zittern, ich würde ihm sagen, was ich über ihn denke! Doch was reden wir in das Phantastische hinein! Sie sind doch immer glücklich gewesen, Victor?“

„So glücklich, als Sie mir nur wünschen konnten, Fernande!“

„Und jetzt reisen Sie nach dem fernen Rußland? Werden Sie dort bleiben, wie Ihr Onkel gethan?“

„Jedenfalls muß ich Alles, was ich noch abzumachen habe, vollbringen, ehe ich mich festsetze. Bis dahin kenne ich keine Ruhe. — Sie hatten sich ein Asyl gesucht, schöne Cousine, wo Sie der Welt und Ihren Freunden gradezu verschwunden waren, Ihr Lebenskahn hatte keine Spur hinterlassen, Sie waren leicht und kühn, wie ein Vogel in blauer Luft, Allen, die sich für Sie interessirten, aus den Augen entschwebt.“

„Und bin doch wiedergefunden worden!“ sagte sie mit einer schwachen Bewegung der kranken Hand.

O daß nicht feinere Beobachter zugegen waren, als der edle, arglose Gemahl, welcher nur die Besorgniß im Herzen trug, sein geliebtes Weib könne sich durch die aufregende Unterhaltung wieder schaden, als der dicke Baron, welcher sich nur an äußere Dinge hielt und weder Menschen noch Verhältnisse zu beurtheilen verstand. Die Worte, welche zwischen Fernande und ihrem Vetter gewechselt wurden, waren voll der schärfsten Beziehungen, sie schossen Pfeile mit vergifteten Spitzen, wie nur zwischen Todfeinden gewechselt werden, die Blicke der Beiden, das untrügliche Beben des Tons, welcher über die unheimlich lächelnden Lippen klang — so viel Zeichen waren es, und Keiner verstand sie, als nur die Betheiligten.

Fernande warf ihr schönes Auge jetzt milder strahlend auf den Baron, der ihr schon beim Eintreten vorgestellt worden war. Mit anmuthigem Lächeln dankte sie ihm für den Antheil, den er ihr durch die That bewiesen, sie bezauberte ihn dadurch so, daß er ganz exaltirt versicherte, sein höchster Wunsch sei es noch, den Bösewicht, welcher einem so theuren Leben nachgestellt, vor der Mündung seines Feuerrohrs zu haben — Gnade werde er ihm gewiß nicht schenken.

Sein Saß hatte dabei einen so durchdringenden Grundton angenommen, daß der Berghauptmann besorgter nach seiner Gattin blickte, Gerisolles aber sah zur Erde und lächelte spöttisch. Es war nun kein Anlaß mehr für den Baron, seinen Aufenthalt zu verlängern, die Voruntersuchung war einstweilen geschlossen, er hatte hier zu seinem Leidwesen nichts mehr zu thun und diese erste Zusammenkunft mit der schönen Frau, welche nun auch eine leichtere Conversation in Gang zu bringen verstand, war zugleich seine letzte. Es blieb ihm nichts

übrig, als sich zu empfehlen: Cerisolles, der ebenfalls morgen abreiste, hatte ihm wiederum einen Platz in seinem Wagen angeboten, wenigstens bis zur nächsten Eisenbahnstation, wenn er es dann vorziehen sollte, sich der raschern Beförderung nach der Residenz zu bedienen. Damen konnten den feuerfesten Mann sonst nicht leicht in Verlegenheit bringen, im Gegentheile rühmte er sich, schon manches Erröthen auf Frauenwangen gelockt zu haben, hier aber, als er dem voll auf ihn gerichteten Blicke Fernandens, mit welchem sie ihm Lebewohl sagte, begegnete, stockte ihm das Wort auf der Zunge und er verabschiedete sich für einen so alten Weltmann ziemlich ungeschickt. Das Gefühl, welches ihn anwandelte, schilderte er später, es sei ihm gewesen, als ob er mit dem ganzen Kopf in ein schäumendes Champagnerfaß stürze: köstlich und doch zum Ersticken!

6.

In aller Morgenfrühe, noch ehe die Postpferde erschienen, welche für Herrn von Cerisolles zum Abholen herauf bestellt waren, stand der Baron schon in vollem Reisecostüm auf der Loggia. Er hatte sehr unruhig geschlafen und nur ein Wunsch befehlte ihn, die reizende Frau noch einmal zu sehen. Unmöglich schien es ihm nicht, daß sie sich bei der Abreise ihres Betters, welchen sie in zehn Jahren nicht gesehen hatte und viel-

leicht nie wieder sehen sollte — denn wer kommt aus Rußland zurück, wenn er dort eine reiche Erbschaft genießen kann! — noch einmal zeigte. Flor beschloß, auch wenn sie nicht zum Frühstück erscheinen würde, einen kühnen Strich auszuführen — die Romantik hatte ihn nun einmal in ihre Zauberkreise gezogen. Gestern schon war er auf halsbrechenden Wegen in das erwähnte Geklüft des Bergsturzes geklettert, um sich das Terrain anzusehen, welches der Schuß zu seinem Hinterhalt gewählt hatte. Dies Trümmerfeld zog sich, wie geschildert, bis dicht an das Haus, dessen Fenster im Erdgeschoß, weil hier nie ein menschlicher Fuß hinkam, und die Gegend sich einer beneidenswerthen Sicherheit erfreute, nicht einmal mit Fensterladen versehen waren. Den Großstädter hatte das in Staunen versetzt, er schalt es unbegreiflichen Leichtsinns — wissen konnte er freilich nicht, daß die junge Frau Luft und Licht über Alles liebte und auch bei ihrem Aufenthalt in Städten niemals verfinsterte Schlafzimmer geduldet hatte: der Morgenstrahl mußte, wenn auch durch Gardinen gemildert, zu ihr dringen können. So gab es denn eine Möglichkeit für den waghalsigen Freiherrn — doch wir wollen nicht indiscret sein und seine Gedanken belauschen. Schlimm genug, daß wir uns in seine Seele als Bräutigam zu schämen haben, über diese Kletterparthie, um in ein Fenster zu sehen!

Er sah nach der Uhr, die Zeit war kostbar: wollte er abwarten, ob Frau von Sander unten zum Frühstück erscheinen werde, so kamen unterdessen die Pferde und es wurde für ihn zu spät, noch ein Wagstück zu unternehmen. Daher faßte er einen raschen Entschluß. Um sich vor allen Ungelegenheiten zu sichern, wenn er etwa gesehen werden sollte, nahm er sein

Gewehr mit: er hatte dann, aus Besorgniß für die Sicherheit des Hauses, noch eh' er abreiste, einen Streifzug in das verdächtige Terrain unternommen. Und der Wahrheit gemäß geben wir ihm das Zeugniß, daß ihn eigentlich kein frivolster Gedanke trieb: mochten ihm diese, weil sie einmal mit ihm groß und dick geworden waren, auch Anfangs, als er Fernanden nahe, nicht fremd gewesen sein, so waren sie zu seinem eigenen Erstaunen in ihm erloschen, wie mächtig ihn auch das Bild der schönen Frau bewegte. Das spricht sehr für Fernandens Lauterkeit, sollten wir meinen. So hatte er denn bei seiner Excursion zuletzt nur die unschuldige Absicht, ihr Fenster zu sehen und vielleicht ihr Schattenbild oder im glücklichsten Falle, wenn sie etwa an das Fenster träte, ihr Köpfchen zu erblicken: er verglich sich dem Ritter — wie hieß er doch gleich? Trautwangen fiel ihm endlich ein, wir wissen, daß seine Reminiscenzen immer verunglückten.

Eben so ging es ihm aber heut mit seinem ganzen Unternehmen. Auf die Gefahr ein Bein zu brechen, hatte er die Klippen und Blöcke mit ihrer tückischen Unterlage überklettert, er sah schon die schneeweißen Gardinen, er nahm, um sich über eine letzte böse Stelle hinwegzuhelfen, das Gewehr von der Schulter, als auf einmal hinter einem Birkenstamme aus tiefhängenden Zweigen ein Mensch hervorsprang, ihn, ehe er sich besinnen konnte, zurückriß, daß er strauchelte und fiel, und nun über ihn herstürzte, ihm beide Hände hielt und laut ein Paar Namen rief, von denen der Halbbesinnungslose keine Ahnung hatte. Sein letzter Blick war zufällig auf Fernandens Fenster gestreift, wo sich rasch die Gardine um ein Weniges öffnete, er hatte, wie im Traume, ein Gesicht dort erblickt,

das ihm den letzten Rest seiner Fassung raubte: denn es war Cerisolles! Und nun wußte er nichts mehr, die Besinnung war ihm geschwunden. Als er wieder zu sich kam, fand er sich in den Händen von hülfreichen Dienstleuten, welche ihn eben nach dem Hause tragen wollten, er sah den Berghauptmann neben sich, sah Cerisolles und wie sein Auge schnell zu Fernandens Fenster flog, sah er dort auch sie stehen, mit Antheil nach ihm blickend. Derselbe Mensch aber, dessen glühende Augen ihn besonders entsetzt hatten, als er vorsprang, trat auch herzu und bat ihn dringend um Entschuldigung, daß er ihn, einen Gast des Hauses, verkannt habe.

„Ja, Baron! Sie machten verdächtige Miene, schlichen dem Hause näher, nahmen das Gewehr von der Schulter,“ sagte Cerisolles lachend. „So mußte man Sie wohl für den Mörder halten.“

„Mein Sohn hatte noch nicht die Ehre, Sie zu kennen,“ sprach der Berghauptmann entschuldigend.

Es war der vielbesprochene Norbert. Der Baron hatte ihn nur ein einziges Mal, bald nach seiner Ankunft, gesehen, als der junge Mann das väterliche Haus verließ — jetzt entsann er sich ganz genau, reichte ihm die Hand und scherzte über das Mißverständniß. Auch er hatte nicht anders geglaubt, als in die Hände des unbekanntes Feindes gefallen zu sein, der an ihm die eifrige Betheilung, ihn zu verfolgen, rächen mußte. Seine Streifparthie erklärte er mit eiserner Stirn, wie er sich schon früher vorgenommen hatte, und stellte sich auch darin mit Norbert, welcher offenbar hier auf dem Anstande gewesen, in gleiche Lage.

Das Posthorn, welches vor dem Hause die Ankunft der

Pferde meldete, gab das Signal zum Ausbruch. Der Berghauptmann lud zum Frühstück ein, Cerisolles und Flor gingen voran — Norbert blieb zurück.

„Du willst uns nicht begleiten, mein Sohn?“ fragte der Vater freundlich.

„Was ich gelobt habe, Du weißt es,“ antwortete Norbert. „Ich überschreite diese Schwelle nicht mehr. Nur die Angst um — Dich trieb mich noch zweimal herauf, mir war, als könne mir beschieden sein, Euch zu schützen. Die Burleske von heut belehrt mich anders. Ihr seid in einem höhern Schutze, als den ich geben könnte — ich bin so lächerlich geworden, daß meine Anmaßung beschämt ist. Auf der Gimburg bin ich fertig, noch heute gehe ich ab. So lebe wohl, wir haben schon Abschied genommen. Ich halte Dich von Deinen Gästen ab.“

„Auf Wiedersehn, Norbert!“ sagte der Vater. — Ein vieldeutig Zeichen war der Handgruß, mit welchem der Sohn sich noch einmal umkehrte. „In vierzehn Tagen, Norbert!“ rief ihm der Greis nach.

Norbert war betroffen, aber er beschleunigte seinen Schritt und blickte nicht mehr zurück. So lange man ihn von den Fenstern des Hauses sehen konnte, während er über die Hochwiese wanderte, war seine Haltung frei und stolz, sein Gang rasch — als er aber die Schlucht erreicht hatte, und deren Ränder mit ihrem Gebüsch ihn vor den Nachschauenden verdeckten, stand er still und holte tief und schmerzlich Athem. Ein gebrochener Stamm lag zur Seite: Norbert setzte sich auf ihm nieder und gab sich den trüben Gedanken hin, welche ihn rastlos verfolgten. Schon hatte er geglaubt, Alles überwunden zu haben — !

Ein Hund kam die Schlucht herauf, stand und witterte — sein Gebell störte Norbert auf, er erhob sich und ging dem alten Förster entgegen, welcher seinem Hunde auf dem Fuße folgte.

„Guten Morgen, Rette!“ sagte er und bot dem Alten die Hand.

Dieser erwiderte seinen Gruß zögernd. „Wo kommen Sie denn her, junger Herr?“ fragte er. „Ich dachte, Sie wären längst über alle Berge.“

„Morgen gehe ich ab, ich bin so lange auf der Gimburg gewesen.“

„So! — Und wissen wohl gar nicht, was sich auf dem Falkenhofe zugetragen hat?“

„Doch weiß ich es! Ein schauderhafter Fall, mein alter Rette!“

„Schauderhaft, ja, sehr schauderhaft! — Sind ja aber gar nicht einmal hingekommen, nachsehen wie es steht!“ sagte der Förster, indem er seine grauen Augen so fest auf den jungen Mann richtete, daß er ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Woher wissen Sie das?“ entgegnete Norbert etwas heftig. „Diesen Augenblick komme ich von dort.“

„Junger Herr, wir sind hier zu Zweien allein — ich bin ein alter grader Kerl und kann nicht hinterm Berge halten. Sie haben 'was auf dem Gewissen.“

„Herr Rette!“ rief Norbert, indem er zornig zurücktrat.

„Ich wollte gern Unrecht haben — aber es ist ein zu allgemeines Verbrechen —“

„Was denn?“ rief Norbert. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, was meinen Sie damit?“

„Haben Sie ein gutes Gewissen?“ fragte der Alte noch einmal. „Mich geht's nichts an und von allen Leuten hätte sich Keiner gefunden, der auch nur eine Silbe vor Gericht gegen Sie gesprochen hätte — aber —“

„Herr Gott! Ihr wollt mich doch nicht zum Mörder machen!“ schrie Norbert außer sich.

Der Förster gab ihm jetzt rasch die Hand. — „Nein, Du bist es nicht, Junge! Ich kenne Dich von Klein auf, vor mir kannst Du Dich nicht verstellen! — Aber verzeihen Sie, junger Herr, daß ich wieder in die alte Zeit zurückfalle mit meinem Du! Weiß Gott, nun ist mir leicht um das Herz, denn Sie sind es nicht gewesen.“

„Entsetzlich! Und Ihr konntet glauben, Sie und alle, die mich kannten, sie glaubten mich einer Schandthat fähig? Wo ich mein Blut und Leben freudig geopfert hätte, um das theure Haupt zu schirmen!“

„Stille doch!“ sagte der Förster bedächtig. „Ihrem theuren Vater galt es ja nicht. Den zu erschießen brauchte sich Keiner an das Haus zu schleichen, der war oft genug in Berg und Wald schußgerecht. Es galt ja der Frau! Und mit der stimmte es bei Ihnen nicht — es ist eine Geschichte ausgeklatscht worden, von der Anne oder sonst einem Frauenzimmer, die Sie behorcht hat, na, ich will nicht weiter davon reden, weil Sie eben wieder böse werden, aber da kam's drauf aus, daß Sie einen desperaten Streich machen konnten. Und ein hitziger Teufel sind Sie, das weiß ein Jeder!“

„Ich danke Ihnen, Rette, daß Sie mir so offenherzig

„Alles gesagt haben,“ versetzte Norbert in großer Aufregung. „Ihnen vertraue ich meinen guten Namen. Wenn Sie sich für mich verbürgen, wird mein Angedenken unter den braven Gebirgsleuten nicht mehr geschändet werden. Mag ich mit der Frau meines Vaters gebrochen, mag ich geschworen haben, den Fuß nicht mehr über jene Schwelle zu setzen, mag ich so jähzornig sein als Sie glauben, dennoch bin ich, Gott sei Dank! nicht so tief gesunken, daß ich einen niedrigen Mord aus Rachsucht hätte versuchen sollen.“

„Nun — es war schon noch ein and'rer Grund, den schlechte Menschen Ihnen unterlegten!“ sagte der Förster zögernd, als schäme er sich selbst ihn nachzusprechen.

„Reden Sie!“ rief Norbert. „Wenn Sie so weit gegangen sind, will ich Alles wissen!“

„Von wegen der Erbschaft — und weil sie guter Hoffnung ist, wie es heißt.“

Norbert erblaßte, seine Lippen zuckten sichtbar. — „Wer sagt das?“ brachte er mühsam hervor. „Ich meine,“ fuhr er wild aufbrausend fort, „daß Frau von Sander — guter Hoffnung ist?“

„Nun, mein Gott, das werden Sie doch wissen! — der Sohn! Alle Menschen wissen's ja schon lange!“

Mit Anstrengung beherrschte Norbert die Gährung, welche in seinem Antlitz kochte, er überwand sich sogar bis zu einem Lächeln, daß er so zerstreut gewesen, aber diese Stunde, von welcher er keine Ahnung gehabt, ließ ihn nicht länger im Gespräche weilen, noch ein Paar kurze Momente und er hätte die Gewalt über sich selbst verloren. Ein rascher Händedruck,

eine kurze Bitte, den nichtswürdigen Verdacht niederzuschlagen und dann hinweg!

Auf dem Falkenhofe war es nun ganz einsam. Der Berghauptmann hatte, nachdem seine Gäste abgereist waren, einen Ritt nach einem Hüttenwerke unternommen, wo er dringende Geschäfte hatte; seine Gattin saß in ihrem Zimmer verschlossen und ließ Niemand zu sich ein.

Thalwärts fuhren Cerissoles und Flor: Beide auffallend einsilbig. Dem Baron schwebte das Gesicht seines Nachbarn widerwärtig vor, wie es zwischen den Gardinen aus den Fenstern seines Ideals geschaut hatte: er konnte zwar nichts dawider haben, daß der Cousin Abschied nahm, Frau von Sander war ja in Gesellschaft ihres Gatten und dann konnte der kleine dürre Mensch aus dem Lande der Murrelthiere mit seiner blendenden Glaze wohl keine Gefahr bringen! Aber der Neid vergiftete dennoch den Humor des Barons. Warum Cerissoles so verstimmt war? Wenn wir das Gespräch hätten belauschen können, was er mit Fernande hatte, ganz allein — sie hatte ihn dazu gebeten und ihr Gatte wußte darum — so würden wir vollen Aufschluß haben. Der Schleier ist zwar schon etwas durchsichtiger geworden für ein aufmerksames Auge, aber er verhüllt doch noch die ganze Gruppierung. In jenem Zwiegespräch war er schonungslos gefallen — und die unglückliche Frau saß nun allein und weinte, bis sie sich ihrer Schwäche bewußt wurde. Das war aber genug, um den Stahl ihrer Seele schnell wieder zu härten: stand sie auch allein, so war sie stark zu kämpfen und, wenn sie nicht siegen konnte, wenigstens stolz und schweigend zu sterben.

Das Gebirge lag nun hinter den Reisenden, seine blauen

Bogen traten mehr und mehr zurück. Der reine Hauch der Gottesluft wehte hier unten nicht mehr, in dem Drängen und Treiben der nächsten Bahnstation merkte man schon die streitenden Winde aus allen Richtungen der Zeit, droben konnte man vergessen, daß zwei Jahre, schwerwiegend für Menschenalter, über Völker und Staaten dahingegangen waren, hier unten wogten und wallten die schäumenden Rämme der Fluth noch, denn hat sie sich etwa spurlos verlaufen? Und als der Baron erst, nach einem ziemlich kalten Abschiede von Gerisolles, der die Eisenbahn verschmähte, sich in ein Coupé geworfen, sich ein halbes Dupend frisch angekommener Zeitungen gekauft und unbekümmert um seine Reisegefährten sich in das Charivari der Zeitartifel gestürzt hatte, da war er wieder ganz der Mann, als welcher er vor Kurzem heraufgekommen war.

Wenige Tage genügen heut, um das Ansehen der Welt zu verändern, äußerlich war es diesmal wenigstens in der Hauptstadt während Flor's Abwesenheit nicht geschehen. Die langen Straßen, vom trockenen Sommerwinde gefegt, waren mit derselben Sonntagsmenge, welche zu den hundert Belustigungsorten strömte, gefüllt, die Droschken, die Omnibus kreuzten sich, der Lärm war betäubend, aber es war ein gutgesinnter Lärm, kein Getöse von jener Gattung, welche so leicht Niemand wieder vergißt, der sie einmal gehört hat. Elegante und vornehme Equipagen sah man auch nicht viel, die reichen Herrschaften waren verreist, aber doch nicht geflohen, und der Hof hatte seine Sommerresidenz bezogen, war überhaupt, auch im Winter, noch nicht wieder zurückgekehrt. Flor, in seiner Wohnung abgestiegen, eilte sogleich, seine

Bräut aufzufuchen. Die Familie Hohlbrand war jedoch eine echteingeborne und saß daher an einem schönen, staubigen Sonntage nicht daheim, sondern hatte eine Landpartie unternommen. Was sollte Flor mit seinem Abende thun? Er suchte Philipp auf, der in einer entferntern Stadtgegend das wohlaccreditirte Schnittwaarengeschäft en gros, wie er es von seinem Vater übernommen hatte, besaß und dort auch wohnte, eng und dunkel, aber für das Geschäft bequem. Der Kaufmann war zu Hause und schien erfreut, den künftigen Schwager zu sehen.

„Gut, daß Sie hier sind!“ sagte er und zog gleich sein Notizbuch hervor. „Sie entsinnen sich wohl des Postillons, welcher Sie mit dem fremden Herrn von Ihrer Razzia nach dem Falkenhofe zurückfuhr?“

„Wie soll ich mich eines Postillons entsinnen!“ versetzte Flor.

„Natürlich! Aber daß Sie etwas verloren hatten?“ fragte Philipp weiter.

„Ich —? Die Briefftasche etwa?“ rief Flor lebhaft.

„Ja, das Licht, was Sie in die ganze Begebenheit bringen wollten! Sie hatten es im Schlafe verloren.“

„Und der Postillon hat sie gefunden! Wo ist der Kerl?“ rief Flor in großer Freude.

„Erlauben Sie, der Mann ist sehr weit von hier und hat die Briefftasche nicht gefunden — er weiß bloß, daß sie gefunden worden ist — ich saß auf der Loggia als Sie ankamen und hatte noch einen hübschen Gedanken —“

„Herr, wenn Sie Ihre Bücher so confus führen, so wird der Teufel aus Ihren Rechnungen klug werden!“ unterbrach

ihn Flor ungeduldig. „Was gehen mich Ihre Gedanken an, die ich jedenfalls nicht theile, ebenso wenig als Ihre rothen politischen Ansichten. Ich will wissen, wer die Tasche gefunden hat.“

„Der Kammerdiener des Herrn von — chose! sagt meine Mama.“

„Cerisolles! Und warum hat sie die Canaille mir nicht zurückgestellt? Sie hatte ja keinen Werth, nicht für einen Groschen! Der ist nun in alle Welt, auf der Reise nach Livland. Und keine Telegraphenlinie dorthin! — Aber woher wissen Sie, wer hat es Ihnen gesagt?“

„Ich sah Postillon und Kammerdiener plaudern, daß ich hätte schwören mögen, es beträfe irgend einen Filoustreich. Ein Fernrohr zum Hören! wünschte ich mir. Solche giebt es, lieber Baron. Werden Sie nicht ungeduldig, solche Fernröhre zum Horchen und Belauschen giebt es, sie heißen: Frauenzimmer!“

„Machen Sie Ihre Witze dem Lindenclubb vor — ich habe keine Zeit!„

„Heut ruhen die Geschäfte, Herr Baron. Ich sage Ihnen, Sie bekommen eine Virtuosa im Erforschen von Geheimnissen zur Frau, nehmen Sie sich also in Acht, keine Suiten! Meine Schwester hat die Entdeckung gemacht. Sie erkannte beim Umspannen in dem Städtchen vor der Bahnstation den Postillon wieder, welcher dort grade angekommen war, sie entsann sich mit seltner Geistesgegenwart gleich Ihres Verlustes — denkt stets an Sie, die zärtliche Seele! — und fragte den Menschen, ob er denselben Weg gekommen sei,

welchen er neulich mit zwei Herren gemacht, vom — „Stegreif“ — heißt ja wohl der Gasthof?“

„Sattel!“ berichtigte Flor gespannt.

„Sattel und Stegreif! Jedenfalls eine feudale Reminiscenz, aus Zeiten, wo der Waizen Ihres Standes auf Kosten des meinigen auf den Heerstraßen blühte. — Der Postillon bejahte es. Ob er vielleicht etwas gefunden habe? — Nein! — Es sei neulich eine Briestafche verloren gegangen, und meine Schwester gab einen Steckbrief, daß Ihre polizeiliche Ader vor Freuden über dies Talent Ihrer Braut hochaufgehüpft wäre. Ja, sagte der Postillon, die hat im Wagen gelegen, der Bediente des Passagiers hat mir's selbst gesagt.“ —

„Nun? Und?“ schrie Flor, indem er Philipps Arm schüttelte. „Sie erzählen so lang, wie Walter — Dumas!“

„Gelacht hat der Kerl, bester Baron, und geäußert, wenn der Bediente sie Ihnen nicht zurückgegeben hätte, so könnten Sie — *passez-moi l'expression*, sagt Mama — nachpfeifen!“

„Das kann ich!“ sagte der Baron mit tiefer Entrüstung.

„Cigarre gefällig — *dos amigos*? Zwei Freunde? Sie waren ja ein Herz und eine Seele mit dem Fremden, oder vielleicht zwei Seelen und ein Gedanke?“

„Mein Herr Hohlbrand,“ sprach der Baron, indem er beide Hände zu einer Demonstration gegen seine Atlasweste brachte, „ich muß Ihnen bemerklich machen, daß Sie gegen mich einen Ton annehmen; den ich durchaus nicht gewohnt bin. Das Verhältniß, in welchem ich zu Ihrem Fräulein Schwester stehe, giebt Ihnen kein Recht dazu. — Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung und empfehle mich Ihnen.“

Der Kaufmann bezwang sich und wollte ihm ein Wort der Begütigung sagen, aber Flor war durch die erhaltene Nachricht sowohl, als durch die witzelnde Manier, deren Zielscheibe er gewesen, zu sehr gereizt, um sich halten zu lassen. Er ging und hatte nun während seines einsamen Abends — denn er verschmähte in finstrier Laune sogar die fashionablesten Orte, an welchen er sonst manche Stunde „verdämmert“ — vollkommen Zeit, über den Zusammenhang der neuen Entdeckungen nachzudenken. Entweder hatte der Diener seinen Fund behalten, oder ihn, da er nicht wissen konnte, wer ihn verloren, seinem Herrn zugestellt und dieser ihn unterschlagen. Beides ließ sich nicht ergründen zu welchem Zwecke.

7.

In einem schattigen Gange des Laubwaldes, welcher die Bewohner der Hauptstadt für sonstige Naturgenüsse entschädigen muß, begegneten sich, einige Wochen nach den Ereignissen, welche die voranstehenden Blätter füllen, zwei Männer, ohne sich ausweichen zu können — sie würden es sonst vielleicht gethan haben. Der ältere, der vielleicht die wenigste Ursache hatte, schien zuerst umkehren zu wollen, aber er besann sich und ging dem jüngeren Manne mit einer ernstern Freundlichkeit entgegen. Dieser grüßte ihn etwas trozig.

„So früh, Herr von Sander?“ fragte der Erste, den Hut von dem greisen Haupte ziehend.

„Bei mir ist das nicht früh, Herr Präsident,“ antwortete der Zweite und wollte vorübergehen.

„Ich hätte wohl ein Wort mit Ihnen zu sprechen — Sie wissen, ich bin ein Freund Ihres Vaters,“ sagte der Ältere.

„Befehlen Sie, Herr Präsident!“ antwortete der Jüngere mit einer gewissen Gereiztheit.

„Wir wollen ganz ruhig, möglichst objectiv über Ihre Verhältnisse sprechen,“ sagte der Präsident, welcher diesen Ton nicht zu bemerken schien. „Setzen wir uns auf jene Bank. Es ist noch früh, wir dürfen nicht fürchten, gestört zu werden. — Ihre Zukunft wollen wir besprechen, lieber Norbert.“

„Ich glaube: meine Vergangenheit,“ versetzte Norbert bitter.

„Allerdings wird diese, wie ich Ihnen leider nicht verhehlen kann, auf Ihre Zukunft von Einfluß sein,“ sagte der Präsident. „Es sind von einer Seite, welcher großes Vertrauen zu schenken ist, über Sie und zwar nicht hinter Ihrem Rücken, sondern offen, Mittheilungen eingegangen, welche Ihre Laufbahn im Staatsdienste mindestens verzögern werden. — Darum will ich einmal als Ihr väterlicher Freund mit Ihnen reden.“

„Herr Präsident, meine Familie hat der Welt ein außerordentliches Schauspiel gegeben. Es sei ferne von mir, meinem ehrwürdigen Vater, vor dem ich mich stets in Liebe und Hingebung neige, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er

selbst den Sohn in diese mißliche Lage gesetzt hat — sein edler und reiner Sinn wollte mir klare Verhältnisse schaffen, mich der Gefahr überheben, über kurz oder lang doch bei dem wachsenden Denunciantensystem unsrer Zeit, wenn ich eine Stellung erlangt haben würde, die mich bemerkbar machte, meine „Naturgeschichte,“ wie es der Zeitwisß nennt, veröffentlicht zu sehen, und dadurch das Vertrauen meiner Vorgesetzten zu verlieren. Sie sollten Alles wissen, und mir dennoch ihr Vertrauen schenken — wie das möglich ist zu vereinigen, davon hätte mein Vater in seiner Unschuldswelt —“

„Ich bitte Sie, lieber Norbert, sich nicht dieser steigenden Hefigkeit zu überlassen: Sie werden ungerecht sogar gegen Ihren edlen Vater. Was Ihnen zur Last gelegt wird, wiegt nicht so schwer als Sie selbst fürchten.“

„O nein! Es würde weit schwerer wiegen, wenn ich mich hätte von der Fiebertollheit der Politik hinreißen lassen — eine einzige böse Rede an das sogenannte Volk dort drüben auf seinem damaligen Tummelplatze würde mich in meiner Zukunft mehr gefährdet haben, nicht wahr? O nein, ich bin kein politischer Verbrecher, die Stürme der Zeit haben mich nicht in ihre Strudel gerissen, denn ich — lag in einem französischen Bagno.“

„Unschuldig!“ sagte der Präsident.

„Aber rechtskräftig verurtheilt nach Zeugeneiden und einem einstimmigen Verdicht. Man kann es nicht gefeßlicher, nicht constitutioneller verlangen. — Daß gleich nachher, durch einen seltsamen Zufall — oder besser gesagt durch Gottes Fügung! — der wahre Fälscher und Schelm sich verrieth,

daß ich nach einer kurzen Revision meines Processes mit glänzender Rehabilitation entlassen wurde — wusch mir das die Schande des ersten Urtheils ab, mein Herr Präsident? Und die Schamröthe, welche vielleicht die Herren Geschwornen fühlen mochten, daß sie sich hatten von der Gewalt des Moments hinreißen lassen, ohne vollständigen Beweis, ohne mein Geständniß, nur nach ihrer Ansicht und der donnernden Rede des Staatsprocurators das Schuldig auszusprechen — diese Schamröthe, vertilgte sie den Makel, der mich getroffen hatte? Ich habe Ihr öffentliches Gerichtsverfahren praktisch durchgemacht, Herr Präsident, und bin darin, wie in allem Übrigen, ein vollkommener Freund des Alten — meine einzige Empfehlung vielleicht im Zeitalter der Reaction!“

„Über allgemeine Verhältnisse unsrer Zeit wollen wir nicht reden, dazu ist hier nicht der Ort! Wir sprechen von Ihren eignen, und wenn ich Ihnen den gerechten Unwillen nicht verdanke, den jeder Ehrenmann über eine unschuldige Verfolgung fühlt, so muß ich Ihnen doch andrerseits sagen, daß eine solche keine Makel hinterläßt. — Lassen Sie mich vollenden. Als Sie von Ihren Reisen zurückkehrten und nun in den Staatsdienst eintreten sollten, zu dem Sie sich so glänzend qualificirt gezeigt, hielt es Ihr Vater, wie Sie selbst anerkennen, für eine Pflicht und einen Dienst, den er Ihnen erwies, wenn er uns die bewußten Mittheilungen machte. Die Behörde war überzeugt, daß es damit seine Richtigkeit habe — indessen mußte sie Rückfrage nehmen und diese verzögert natürlich Ihre Anstellung, indessen haben Sie Geduld; es dauert bei den jetzigen französischen Zuständen etwas lange, doch wird die amtliche Erklärung dann um so sicherer Ihre

Zukunft begründen und das versäumte Avancement läßt sich ja einholen.“

„Und unterdessen nagt ein Schurke an meiner Ehre, dem ich nichts anhaben kann!“ rief Robert. „Herr Präsident, Sie sind einmal eingeweiht in die Verhältnisse meines Vaters, Sie wissen, daß er sich vor zehn Jahren zu dieser unglücklichen zweiten Heirath entschloß, die mich jetzt aus dem Asyl getrieben, wo ich die Geduld zum Abwarten, die Sie von mir fordern, vielleicht gefunden hätte. Doch ich will von der Frau, die mich auch aus dem Herzen meines Vaters zu verdrängen sucht, nichts Böses reden, denn sie hat — wie Sie wissen — vor Kurzem ein räthselhaftes Unglück gehabt“ — der Präsident neigte sich zum Zeichen, daß er Alles wisse und in der That wußte er gegenwärtig mehr darüber als Robert! — „sie wird ihr Ziel nicht erreichen, denn meines Vaters Liebe zu mir steht erhaben über ihre französischen Hänke, aber ein Better oder vielmehr Oheim, ihrer Mutter Bruder, ist hier angekommen und dieser hat hinter meinem Rücken gewagt, mich der Lüge zu zeihen, mich dennoch — trotz aller klaren Beweise und daß der wahre Verbrecher an das Tageslicht gekommen ist — als sehr verdächtig wenigstens der Theilnahme an jenem colossalen Unterschleif zu beschuldigen — und nun sprechen Sie noch, daß ich gleichgültig sein soll!“

„Cerisolles?“ fragte der Präsident staunend.

„Ja, der Herr von Cerisolles, der sein Gift ausgespißt hat und nun spurlos verschwunden ist! Sehen Sie, Herr Präsident — es ist vor vier Jahren viel hin und her gestritten worden über das „Bescholtensein“ — ich bin bescholten, und beim allwissenden Gott! bin unschuldig bescholten, aber

dennoch finde ich es nur gerecht, daß ich darunter leiden muß. Es ist ein Unglück, wie ein anderes. Berdenken Sie mir's nur nicht, daß ich keine Lust habe, abzuwarten, bis ich mit einer gewissen Duldung und Schonung, welche verletzender ist, als der frechste Angriff, endlich doch zu Gnaden aufgenommen werde. Seit mir mein Vater Das geschrieben, steht mein Entschluß fest — ich verzichte auf Anstellung."

„Was wollen Sie aber —?“

„Unsere Zeit ist Kampf! Der edelste ist mir versagt: ich meine den mit den Waffen des Geistes, die im Feuer der ewigen und göttlichen Wahrheit gestählt sind, für das Unwandelbare und Heilige, für Recht und Zucht gegen das zerfressene und abgefallene Geschlecht zu streiten — dieser Kampf ist mir versagt, denn in diesen darf Keiner gehen, dessen Vergangenheit nur durch einen Schatten getrübt ist — sonst, wie redlich er's auch meint, wie rückhaltslos seine Umkehr und gesegnet seine Rede, dennoch schadet er der guten Sache mehr als er nützt, denn sie wissen ihn zu verdächtigen. Ich muß mir also den Kampf suchen mit dem Schwerte. Der winkt mir nach Norden."

„Schleswig? Wie stimmt das mit Ihren Grundsätzen?“

„Doch! Ich bin für altes, deutsches Recht und deutsche Ordnung. Dort ist ein Kampf dafür! Nicht den Landesherren befehlen sie dort, sondern die dänische Demokratie: damit der Fürst frei werde und in seiner deutschen Ahnen Geist den Herzogthümern, aus denen sein Haus stammt, ihr gutes Recht wieder lassen könne. Mag sich in diesen Kampf Unlauteres gemischt haben, sein Grund ist rein und darum kann ich ihn mit streiten!“

„Sie legen sich Alles mit großer Consequenz zurecht,“ sagte der Präsident, „indessen bitte ich Sie dringend, Ihr Vorhaben noch eine kurze Frist zu beanstanden. Es schweben Dinge, welche leicht Alles, was Sie dazu getrieben hat, einen solchen Entschluß zu fassen, beseitigen können.“

„Wie?“ rief Norbert lebhaft. „Ich weiß, die Untersuchung wegen des Ereignisses auf dem Falkenhofe ist neuerdings wieder aufgenommen worden — sollte darin —?“

„Mein junger Freund,“ unterbrach ihn der Präsident lächelnd, „Sie wissen auch, daß neuerdings die Bewahrung des Amtsgeheimnisses wieder energisch eingeschärft worden ist. — Wollen Sie mir vertrauen? Als Freund Ihres Hauses, als Ihr besondrer Freund bitte ich Sie, noch acht Tage zu warten, ehe Sie irgend einen Schritt thun. Sie haben doch noch nicht —?“

„Das Schreiben liegt zur Absendung fertig in meinem Pulte.“

„Cassiren Sie es!“ sagte der Präsident. „Nach meiner festen Überzeugung werden Sie später keinen Gebrauch davon machen. — Wollen Sie versprechen, acht Tage zu warten?“

Norbert war unschlüssig, er runzelte die Stirn. Doch gab er das verlangte Wort. Der Präsident stand auf: Wir sehen uns wohl heut Abend? Ich hörte zufällig, daß Sie auch bei der Hohlbrand sein würden, und es ist mir doppelt lieb, Sie vorher gesprochen zu haben. Leben Sie wohl und sei'n Sie guten Muthes!“

Norbert machte noch eine weite Wanderung, um sein aufgeregtes Blut zu beruhigen. Durch dies Gespräch war ihm

die alte schauerliche Katastrophe, an welcher das ganze Glück seines Lebens noch immer hing, wieder so nah gerückt worden, daß er sie förmlich noch einmal durchlebte. Auf der Reise, welche er nach vollendeten Studien unternommen hatte, war in einem Hause, wo er empfohlen worden, genau mit seiner Abreise stimmend, eine unermessliche Summe — für ihn wenigstens! — in Papieren und Wechseln abhanden gekommen. Nur zwei Personen, und beide fast nicht denkbar, konnten nach allen Umständen dabei verdächtig sein — der Fremde, Norbert, erlag bald dem sich auf ihn concentrirenden Mißtrauen, es wurden in Marseille, wohin er von Lyon gereist war, Nachforschungen angestellt, man fand in seinen Papieren eins — übrigens werthlos! — welches, beschworen constatirt, bei den vermißten aufbewahrt gewesen war, die andern möchte er in Sicherheit gebracht haben. So fiel er zum Opfer. Der Andere, und das war eben Gerisolles, hatte aber dann, wie Norbert wußte, eifrig zur Revision seines Processes beigetragen, so daß der wirkliche Thäter unzweifelhaft entdeckt, wenn auch leider nicht gefangen worden war, da er sich mit seiner Beute nach Amerika, dem Lande der Freiheit, gerettet hatte. Wie kam also Gerisolles dazu, jetzt wieder Verdächtigungen gegen ihn auszustreuen und zwar schon vor ihrem Zusammentreffen am Falkenhofe, wo er ihm die zärtlichste Freundschaft, wie sich nun erwies, geheuchelt hatte? So Manches fiel Norbert jetzt noch ein, was er dem Präsidenten hätte sagen müssen und nur deshalb entschloß er sich, zur Soiree der Frau Hohlbrand zu gehen, was er Anfangs gar nicht im Sinne gehabt.

Eine Soiree im heißen Sommer dieses Jahres! Sie war jedoch im Garten veranstaltet. Wenn uns bei diesem Worte

gleich frisch und erquicklich zu Muth wird und uns das Bild grüner Rasenpartlets mit schönen Baumgruppen, üppiger Bossetts, duftig kühler Schattenplätze vor Augen tritt, so finden wir uns in einem Garten der Hauptstadt gewaltig getäuscht. Sand und Sonne, ein Paar magere Bäume, eine von Kunstgärtnerhand geschmückte Parthie kleiner Blumenbeetchen von Buchsbaum eingefast, auf denen feine Sommergewächse kümern, dann allerdings eine oder mehrere Lauben, von schnellrankenden Pflanzen undurchdringlich dem Blick umspunnen — das ist ein Garten innerhalb der Mauern, in welchem die Hausbewohner des ersten und zweiten Stocks die Promenade, auch wohl familienweis eine Laube haben, theuer bezahlt. Gartenpromenade und Laube, Ideal einer Wohnung! Draußen, wo die schönen Sommerhäuser der Reichen sind, oder die neuen Stadttheile vor den Märztagen im Wachsthum waren, wo geschmackvolle Parks und Anlagen sich hinziehen, wohnt der echte Sohn der Stadt nicht einmal gern, schon des Geschäfts wegen. — Herr Hohlbrand hatte sich — kühnes Wort! — emancipirt von den Gesellschaften seiner Frau, an solchen glücklichen Tagen war es ihm gestattet, sich auch ein Vergnügen zu machen, er suchte dann einen der Sammelplätze alter Rentiers auf und kehrte erst heim, wenn die Gäste sich verlaufen hatten, wobei er oft an den nächsten Straßenecken lungern mußte, denn zu spät durfte er auch nicht kommen. Nur dem Stempel entschiedenen Philistertums, den ihm die gütige Natur aufgedrückt, hatte er es zu danken, daß er dabei nicht öfters als verdächtiges Subject arretirt worden war. Die Dame strahlte dagegen in der vollen Glorie einer Recamier — zur Ninon fehlte ihr Alles! — sie belebte den Cirkel, den

sie um sich versammelt hatte durch eine wahre Girandole von Geist, welchen sie unerschöpflich verpuffte, manchem ältern Gentleman wäre dafür etwas Solides an Fleisch zum Ver- speisen lieber gewesen, doch war die Sitte der Hauptstadt, welche in Soireen die materiellen Genüsse bis an die Grenzen der Existenz verdünnt, der Bequemlichkeit wegen auch hier eingeführt. Um Constanzen hatte sich ein Kreis von eleganten jungen Damen gebildet, die wußten Alles, bespöttelten Alles, freuten sich über Nichts mehr — doch nein, es gab auch unter ihnen noch ein Paar blühende, natürliche Kinder, die Gott sei Dank! noch Viel nicht wußten und harmlos waren, so harmlos, daß sie nicht einmal merkten, wie sehr sie den Männern gefielen und wie lächerlich den Damen sie erschienen. Der Baron, welcher heut seinem Backenbart den unternehmendsten Strich gegeben, war der einzige Herr in diesem Circle, Philipp, welcher unglücklicherweise kurz zuvor einen Ballen neuer Waare geöffnet hatte, und abscheulich nach englischer Reinwand duftete, war von seiner Schwester, nach einer fruchtlosen Besprengung mit Parfum de la princesse de Prusse — dem elegantsten von Herrn Stägemann — verjagt worden, und drehte gelangweilt seinen Siegelring am Tische der Mama. Neue Gäste von außerhalb erschienen, wurden präsentirt und nachlässig beäugelt — nicht ohne einige Ironie, denn ein so ungleiches Paar — halt! dort kommt ein bildschöner junger Mann. Ihm ist von der Wirthin eine herrliche Attrape bereitet: er findet hier seine Eltern, und auch diese waren nicht auf ihn vorbereitet, sonst hätte unmöglich die junge Stiefmama ihre Farbe so überrascht wechseln können, wie mehrere Damen bemerkten. Ei, ei! — Die Gesellschaft fand sich durch

dies Intermezzo wunderbar den narlotischen Einflüssen, welche Thee und Conversation hier ausübten, entrißen.

Auch Norbert hatte, als sein Auge unvorbereitet beim Eintritt zuerst dem seiner Stiefmutter begegnete, vor Überraschung die Farbe gewechselt — kostbare Entdeckung für die Beobachterinnen. Und gar erst, als eine feine Kennerin gegen Ende der Soiree unbestreitbar die Symptome der interessanten — guter Gott! was ist es doch mit unserm Rufe, daß er sich gar nicht schirmen kann, zerplückt und zerzaust zu werden, verurtheilt nach fremden, schlechten Spiegelbildern, vernichtet ohne Schuld! Hier stand nun eine junge, wehrlose Frau, unglücklich gefesselt, wie es schien, den Ausdruck kaum überstandener Krankheit im schönen bleichen Antlitz und auf den Schein der ungleichen Ehe und eines natürlicherweise unbefriedigten Herzens, auf ein flüchtiges Erröthen, wurde sie des strafbarsten Verhältnisses beschuldigt! Es bestätigten die Damen, welche solche Andeutungen gern als Gemeingut unter sich behandeln, nur zu sehr, daß sich das Paar absichtlich vermied. Nur ein Paar eiskalte Floskeln der Höflichkeit hatten sie gewechselt. Damit konnten sie wohl draußen in ihren Bergen die Beschränktheit der Nachbarn täuschen — hier kamen sie damit nicht durch, hier hatte man Scharfblick, Erfahrung! „Der arme, gute Alte!“ hörte man sagen, und wie ein Raketenstoß schoß Frau Hohlbrand in die Höhe, als endlich auch an sie die zarte Insinuation gelangte. Was? Dieser primitive Charakter, welcher in ihren Salons erst das Terrain gewinnen sollte, sich zu seiner ganzen Herrlichkeit zu entfalten, welchen sie, Mélanie de Termignon, erst erziehen wollte, er war von dieser Coquette bereits in Beschlag genommen? Sie war gerichtet, alles In-

teresse, welches die Wirthin ihr, als einer Landsmännin bisher geweiht hatte, war in den Staub gesunken — es handelte sich jetzt nur darum, den edlen Jüngling aus den Klauen der Sirene zu retten, dem trefflichen Greise die Augen zu öffnen. „Voyons!“ sagte die Tochter des Marquis und setzte ihr scharfes Auge bereits, wie einen Bohrer, an, um die rechte Stelle zu suchen, wo sie dem armen Weibe an das Leben kommen konnte.

Bei den Männern fand sie dagegen ungetheilte Bewunderung. Sie war fremd und sehr still, sonst aber ein Prachtweib, ein wahres Modell! Das künstlerische Urtheil darüber hatte sich auch bei Laien durch die kürzlich stattgefundene Ausstellung lebender Bilder eines wandernden Professors sehr ausgebildet. Baron Flor verließ schändlich seine Fahne und ging über; statt seiner kam, nach glücklich ausgehaltener Quarantaine, Constancens Bruder zu ihrem Tische, aber nur, um sich an ihrer Gemüthsbewegung zu weiden, der Herzlose! Diese galt aber nicht dem abtrünnigen Bräutigam, auf ihn konnte sie nicht eifersüchtig sein.

Der Präsident wanderte mit dem Berghauptmann in dem Hauptgange des Gartens auf und ab, im eifrigen Gespräche. Daß es ihn betraf, wußte Norbert, er hatte aber Seelenkraft genug, mit der Frau vom Hause eine Unterhaltung zu führen, in welcher vielleicht grade seine geistige Spannung ihn so lebhaft werden ließ, daß es, verbunden mit seinem überaus wohlklingenden Organe, die Damen allmählig ganz für ihn einnahm: obgleich Manche behaupteten, er sei entweder in einer erzwungenen oder durch die Gegenwart seiner Geliebten — electricisch erhöhten Stimmung. Gleichviel! Er war bildschön und interessant.

Fernande, welche auf der andern Seite neben der Frau vom Hause saß, blickte zuweilen unter ihren langen, meist gesenkten Wimpern nach dem Gatten, wenn er ihr näher kam; auf einem dieser Aufblicke begegnete ihr Auge dem ihres Stiefsohnes und sie erbebte bis in den Grund ihres Herzens. Eine Angst kam über sie, als werde der nächste Moment ihr Schicksal unrettbar entscheiden; durch die aufgeregten Nerven, an denen sie Jahrelang schon litt, rieselte es wie von tausend drückenden und rollenden Quecksilberkörnlein, die sich Bahn brachen, das entsetzliche Gefühl der Beängstigung, als ob von Außen her eine Mauer stählerner Schilde enger und enger sich schließend auf sie andränge, um sie zu ersticken, kam plötzlich, wie sie es schon oft in letzter Zeit empfunden hatte, über sie — die Sinne drohten ihr zu schwinden, sie hielt sich mit Riesenanstrengung aufrecht, aber ihr Auge flog in unsäglicher Angst umher und blieb endlich, halb unbewußt, mit dem Ausdrucke des schmerzlichsten Flehens auf Norbert's Auge haften, dem es zum zweiten Male begegnete. Er nahte ihr rasch — wollte fragen, was ihr fehle, denn sie erblaßte eben wie zum Tode, da sank sie in sich zusammen und wäre, von einem allgemeinen Aufschrei der erschrockenen Damen begleitet, ohne eine Hülfsleistung von ihrem Sessel zu Boden gefallen, wenn nicht Norbert schnell sich zu ihr geneigt und sie mit seinem Arme gehalten hätte. In demselben Momente aber, als Alles in Aufruhr gerieth und ihr Gatte herbeieilte, kam sie wieder zu sich. Als habe sie eine Schlange berührt, hob sie sich abweisend aus Norbert's Arm, und mit einem stolzen Lächeln, während ihr blaues Auge funkelnd über den ganzen Kreis ihrer Umgebung streifte, bat sie die Gesellschaft um Verzeihung,

daß sie nicht Kraft genug besessen habe, das kleine Übelbefinden, Folge der großen Hitze des Tages, zu beherrschen, es sei nun aber Alles vorüber und sie danke für die Theilnahme.

„Siehst Du, Constance!“ sagte Philipp zu seiner Schwester halblaut. „Da kannst Du etwas lernen. Das heißt Comödie spielen.“ Es mochte vielleicht das allgemeine Urtheil sein.

Robert war in einer Unruhe, die ihn für den Rest des Abends nicht verließ. Fester, als je, fühlte er aber seinen Entschluß wurzeln, die acht Tage zwar, wie er dem Präsidenten versprochen hatte, zu warten, dann aber sich durch Nichts abhalten zu lassen, nach der nordischen Mark des deutschen Landes zu ziehen, und im Kampfe sich eine Zukunft zu erobern.

„Begleitest Du uns, mein Sohn?“ fragte der Berghauptmann. „Ich war schon in Deiner Wohnung, fand Dich aber nicht zu Hause. Jedenfalls,“ setzte er hinzu, als Robert einen leisen Einwand that, „jedenfalls erwarte mich morgen ganz früh bei Dir!“

8.

„Mich hättest Du heirathen sollen. Du hättest mich nicht so schnöde zurückstoßen sollen vor zehn Jahren. Mit mir wärst Du glücklich geworden — o lache nur nicht so bitter! Wenigstens wärst Du nicht entwürdigt!“

„Entwürdigt?“ rief Fernande mit zorniger Heftigkeit.

„Still! Kennst Du es anders, wenn Du in Deiner Jugend und Schönheit einem Greise angetuppelt bist, nur um einer phantastischen Idee willen, von Kriegskameradschaft Deines Vaters, von Bemuttern seiner verlassenen Waisen und dergleichen? Die kleinen Würmer, denen Du eine Mutter sein solltest, sind darüber gestorben und Du hast nur noch einen Sohn de gros calibre, o was für einen Sohn!

„Victor!“ rief Fernande außer sich. „Warum bist Du wieder gekommen? Was willst Du?“

„Dich überzeugen, daß Deines Bleibens hier nicht ist! Ich bin noch immer Dein Getreuer, ich biete Dir ein Loos an meiner Seite, wie Dein unabhängiger Charakter es nur verlangt, Du wirst frei sein in jeder Hinsicht! — Nicht einmal Deine Liebe fordere ich — o nein, Du hast Dich mir zu sehr verrathen, als daß ich vor der Hand darauf rechnen könnte, aber sie wird sich finden, glaube mir. Ich entreiß Dir einem namenlosen Elende, wenn Du mir folgst, es näht mit unabwendbaren Schritten!“

„Ehrlosigkeit bietest Du mir? — Du weißt nicht —“ und sie kämpfte mit ihrer Schamhaftigkeit, ob sie ihm von ihrer Mutterhoffnung sagen solle, was in diesem Momente fast schon auf ihre Lippe trat, doch schwieg sie.

„Ich weiß Alles!“ sagte er dreist, ohne sie zu errathen. „Du gehst von hinnen und erfährst nie, was die Zurückbleibenden über Dich urtheilen! — Wenn Du bleibst, hülfloses Weib, ohne Stab und Hort —“

„Den hab' ich!“ rief sie mit leuchtenden Augen. Er warf einen spöttischen und doch scheuen Blick nach dem heiligen

Crucifix, das er mit einigem Mißvergnügen im Zimmer wahrgenommen hatte, doch erheiterte sich seine Miene, als sie, die Hand auf ihre stoltsgewölbte Brust legend, fortfuhr: „Hier lebt der Geist und die Kraft, allen Stürmen zu trotzen und ich troze auch Dir, Victor! Entferne Dich!“

„Wenn dieser Talisman nicht mehr ausreicht, wirst Du nach mir seufzen,“ sagte er aufstehend. „Ich werde Dir aber für alle Fälle meine Adresse hinterlassen — rufe mich, dann bin ich bei Dir. Hier habe ich sie Dir aufgezeichnet: eine kleine Überraschung für Dich, ein guter Abgang für mich. A revoir!“ Er warf ihr eine Briestasche auf den Tisch — wie? Die verlorne, vielbesprochene — ihr Eigenthum, ein theures Erbstück von ihrer Mutter, dessen Erwähnung vor Gericht sie wie eine Entweihung ihres Allerheiligsten vernommen hatte! Erblassend griff sie danach, Cerisolles' kurzes Lachen tönte noch in ihr Ohr, dann war er verschwunden.

Sie riß das seidene Band auf, sie suchte die Stelle: „Am 25. Juni 1840“ — es war ihr Hochzeitstag gewesen, da hatte sie selbst mit der festen Handschrift, deren Züge ihrem Charakter entsprachen, hineingeschrieben, was ihres Herzens Gelübde war: „Treu bis zum Tode!“ und nun: zehn Jahre darauf? An demselben Tage, der sie mahnte, wie sie dies Gelübde gehalten? In dem Gedankenspiele, das sie den Spruch verwandeln ließ, wie wir ihn gesehen haben, dachte sie nicht, daß ihr an demselben Abende der Tod so nahe treten würde — und heut sehnte sie sich, daß die Kugel sie nicht bloß gestreift haben möchte. Aber traf sie denn ein Vorwurf? Hatte sie nicht mit aller Kraft gekämpft und kämpfte sie nicht noch jetzt, zu vernichten, was ihr Gefahr drohte? Ja, in diesem Momente der Qual, wo

sie noch bebte, welche Schmach ihr der Glende, der mehr als einmal versucht hatte, sie in seine abenteuernde Kometenbahn zu reißen, so eben zu bieten gewagt, in diesem Momente fand sie auch die Kraft, sich von dem Liebsten zu trennen, das sie hatte, dem Kleinod, das ihr Wonne und Schmerz bis zum Wahnsinn bereitete — und sie riß geschäftig die geheime Feder an ihrem Toilettenkästchen auf — halt! der Tritt ihres Gemahls! Ein Blick in den Spiegel, ein tiefer Athemzug gab ihr die Herrschaft über sich selbst zurück.

Der Berghauptmann erschien ungewöhnlich ernst, sein Blick fiel beim Eintritt mit einem Ausdrucke auf Fernanden, daß sie unwillkürlich erbebte. Es lag in diesem Blicke eine Trauer, eine tiefe Wehmuth. Und der Kuß, den er auf ihre Stirn drückte: Sander kam von seinem Sohne! Jetzt mußte sie handeln —

„Du hast den Präsidenten gesprochen?“ begann sie. „Ich lese in Deinem Blicke, daß Du Alles weißt.“

„Wahrhaftig, Fernande, vor Deinem Blicke mag sich Jeder in Acht nehmen, Du kannst in der Seele lesen“ —

„So weißt Du nun, was ich Dir nicht sagen durfte, was Du mir, als ich im ersten Schmerz meiner Wunde sprechen wollte, selbst verboten hast. Es ist mir jetzt so lieb, daß ich geschwiegen habe — und bei Deinem Leben bitte ich Dich, Sander, laß den Unglücklichen nicht verfolgen, laß ihn scheiden in Frieden, raube ihm nicht um meinetwillen Deinen väterlichen Segen — bedenke, er geht vielleicht dem Tode entgegen!“

„Mein Gott, Fernande! Was sprichst Du da! Sprichst Du von dem Buben, der —“

„O nenne ihn anders, er verdient diesen Namen nicht.

Ich trage die Schuld, ich habe ihn gereizt, mich zwischen ihn und Dich gedrängt: er ist Dein Sohn!"

„Frau, bist Du wahnsinnig!“ rief der Greis bestürzt. — Sie faßte seine Hand und küßte sie heftig. „Welche schauerliche Bethörung ist über Dich gekommen? Mein Sohn — was hat der mit dem Schurken zu thun, der endlich durch die Bemühungen treuer Männer entdeckt worden ist?“

Sie fuhr auf, sie starrte den Gemahl an. „Wie?!“ rief sie mit stockendem Athem. „Sprich!“

„Der Grusch, den wir entlassen — Du entsinnst Dich des schielenden Trunkenbolds?“

Verächtlich rief Fernande: „Der? Und welche Motive, welche Beweise?“

„Es ist dem alten Kette gelungen, ihn zu einem halben Geständniß zu bringen, als er sich in seinem wüsten Zustande einmal fast verrathen hatte. Nach seiner Aussage will er nur einen Schreck beabsichtigt haben, uns zu ängstigen, nicht zu beschädigen: er habe weitab nach der entgegengesetzten Wand gezielt, sonst könne er ja — seine Schußfertigkeit sei bekannt — nicht gefehlt haben. Das Unglück habe gewollt, daß Du grade am Pfeiler ihm in die Schußlinie getreten, als er losgedrückt. —“

„Und das Alles weißt Du vom Präsidenten?“ fragte Fernande, welche in ihren Stuhl gesunken war.

„Ja. Erkläre mir nur, wie auch Du zu dem entsetzlichen Verdacht gekommen bist?“ fragte der Gatte.

„Auch ich?“ rief sie mit neuer Energie. „So haben noch Mehrere ihn gehegt — und der Grusch ist am Ende doch nur ein Strohmännchen, der ihn retten soll, der vorgeschoben und

dann heimlich befreit wird — wie der in Lyon, der nach Amerika geschafft wurde.“

„Fernande!“ sagte der Berghauptmann sehr ernst. „Diese Unversöhnlichkeit artet in eine wahre Verfolgungswuth aus. Ich will Dir sagen, was unter den Forstleuten einen Verdacht erregt hat — den sie nicht ausgesprochen haben, kein Einziger von ihnen — lerne diese einfachen Menschen achten! Im Gestein hatte einer der Burschen ein Doppelzeug gefunden und es dem alten Kette gebracht, den Tag nach dem Absuchen, wo Flor die Briefftasche, welche einigen Aufschluß geben sollte, verloren hatte. Kette aber verbot Allen, eine Angabe zu machen, bis es ihm gelungen wäre, etwas mehr zu ermitteln. Wußtest Du um diesen Umstand?“

„Nein. Was hat das für eine Bewandniß?“

„So bitte ich Dich, Fernande, mir Deinen Grund zu sagen, aus welchem Du Norbert einer so fluchwürdigen That fähig hältst. Die Leute fanden sein Gewehr und nahmen Anstand, ihn auf diese Thatsache hin zu beschuldigen — Dein Grund muß also viel schwerer wiegen.“

„Ich glaube — sein Gesicht erkannt zu haben — vor dem Fenster,“ stammelte Fernande.

„Du glaubst es nur? Warst Du fest davon überzeugt? Oder spiegelte Dir nur Deine Abneigung ein Trugbild vor? Antworte mir, Fernande, was hätte Norbert bewegen können zu einem Morde — bedenke, armes Weib, welche schreckliche Wege Du in diesem unnatürlichen Hass wandelst!“

„Sein Haß! Sein Haß! O Dein klares, schönes Gemüth hat keine Ahnung, wozu eine heftige Leidenschaft führen kann, — doch die Acten sagen, daß ein Andre aus rohem

Muthwillen sich nur einen schlechten Scherz mit mir erlaubt hat, so muß mir denn freilich ein Trugbild erschienen sein. Denn beschwören kann ich, ihn dort gesehen zu haben."

„Das war, Fernande, als er uns bewachte! — Deine Erinnerung hat sich durch die Krankheit verwirrt, so daß Du die Zeit verwechselst. Besinne Dich doch, Norbert war, ohne daß wir es wußten, fast täglich in unsrer Nähe, um einen neuen Anfall zu hindern und den Thäter zu fangen.“

„Ach ja, die dramatische Scene mit Baron Flor! — Aber sein Gewehr, wie ist sein Gewehr in die Hände des Grusch gekommen? Gestohlen, natürlich! Alles löset sich natürlich auf.“

„Wüßtest Du, was in diesem Augenblicke für eine neue, von der Verworfenheit selbst geborne Anklage — eine anonyme! — mir in die Hand gespielt worden ist! Vielleicht würde Dein Gefühl eine andere Wendung nehmen. Doch nein, Du armes Weib! ich will Deinen reinen Sinn damit nicht trüben.“

„Anonym? Auch gegen — ihn — gerichtet?“ rief Fernande lebhaft.

„Ja!“ antwortete der Gemahl etwas zögernd, denn die Anklage, wir errathen sie, denn wir haben ihre Entstehung im Garten der Frau Hohlbrand belauscht! war nicht blos gegen Norbert, sondern mehr noch gegen ein anderes Haupt gerichtet, gegen Fernande selbst. Fernande hatte viel Einfluß auf ihren Gatten, wie ihn gewöhnlich jüngere Frauen über sehr alte Ehegenossen gewinnen, sie hatte ihn vermocht, sich von seinem Sohne zu trennen, welcher den Hausfrieden störe, sie konnte mehr bei ihm durchsetzen, als er selbst ahnte, aber

auf klar gefasste Entschlüsse erstreckte sich ihre Gewalt nicht. Wenn der Berghauptmann aus wahrer Liebe dem jungen Weibe, das sich ihm geweiht hatte, auch alle Wünsche erfüllte, die er mit ihrem Glück in Einklang bringen konnte, so war er doch nie unmännlich schwach gegen sie und seit sie in frühern Jahren einmal an seinem festen Willen gescheitert war, hütete sich ihr Stolz vor einer zweiten Demüthigung. So ließ sie auch heut, nach einem flüchtigen Versuche, die Natur jener anonymen Anklage zu erfahren, die Sache fallen.

„Gewiß, wir wollen es ruhen lassen!“ sagte der Gatte, indem er Fernanden herzlich küßte. „Wo ich Vertrauen habe, ist es durch Nichts zu erschüttern!“ Sie bezog das auf Norbert und fand darin einen Vorwurf gegen sich selbst, welche das Vertrauen des Vaters zum Sohne zu erschüttern gesucht. Hätte sie geahnt, daß des Gemahls Rede ihr galt, daß sie es war, die man auf die schändlichste Weise verdächtigt hatte!

„Norbert ist entschlossen, in nächster Woche nach Holstein zu gehen und Kriegsdienste zu nehmen,“ fuhr der Vater nach einer Weile fort. „Ich kann das von meinem Standpunkte aus nicht billigen, doch die Jugend scheint heut zu Tage gegen das Alter stets Recht zu behalten. Kann sein, daß wir uns überlebt haben, mit all unsern Institutionen, bei denen es doch ganz leidlich in der Welt ging, kann sein, daß wir nicht mehr zeitgemäß sind und zu befangen, um die neue Ordnung der Dinge nach ihren Vorzügen zu begreifen — indessen ich sehe eben nicht viel von diesen Vorzügen und dies Reiselaufen, wie es für jede Sache von ihren Liebhabern heut geschieht, — ich meine, dies Volontiren oder drücke ich mich noch nicht deutlich aus, Kind?“

„Ich verstehe Dich vollkommen, Du willst sagen: das Freischaarenwesen!“

„In seinem Berufe bleibe Jeder — Norbert hat sich nicht dem Kriegerstande gewidmet und wenn jener unglückliche Krieg zu Ende ist, was dann?“

„Bist Du nicht auch einst aus Deinem Bergamte fortgegangen 1813 nach Breslau und hast mit meinem Vater die Waffen ergriffen?“

„O, vergleiche nicht jene Zeit, die herrlichste unsers Vaterlandes, mit der von heute! Damals eine reine Begeisterung, das Volk wie Ein Mann auf des Königs Ruf, ein heller und allmächtig daher brausender Strom, von Deutschlands Ostmark herüber bis zu den Gauen, die uns der Feind entrissen hatte. — das war wieder ein Moment wie aus Germania's starker Vorzeit, wo viele Stämme, frei zwar und keiner dem andern unterthan, aber einig waren. Eins Fürsten und Volk für deutscher Nation Herrlichkeit unter dem Reichsbanner, das dem Kaiser, als dem ersten Herrn im Abendlande, siegreich in allen Landen wehte. Jetzt — der Strom kam von westwärts; und ein Grauen ist es, in seine aus allen Tiefen des Abscheus ausgewählten Elemente zu sehen — was hat er uns gebracht? Elend, und ein Verderben, tiefer als jede Kriegsnoth, denn diese zwei Jahre haben unser Volk entsittlicht, mehr entsittlicht, als das ganze Voltairesche Zeitalter, aus dem uns erst die Befreiungskriege wieder zu Gott dem Herrn geführt hatten!“]

So mächtig aufgeregt hatte Fernande ihren Gemahl noch nicht gesehen, sie blickte ihm verstummt und ernst nach, als er das Zimmer verließ. Sein Auge streifte, vielleicht von seinen

letzten Worten gelenkt, das Crucifix, das in norddeutschen Landen ein auffallender Gast im Logirzimmer eines Hôtels ist: es war aber von einer vorigen Bewohnerin hier vergessen worden und wartete der Reclamation. Fernande, obwohl katholisch, hatte es bis jetzt kaum bemerkt. —

Als sie eine Weile für sich allein geblieben war, fand sie eine gewisse Ruhe, so daß sie nun überschaute, wie sich Alles gestalten werde. Gerisolles war von ihr mit seinem verächtlichen Antrage zurückgewiesen worden, Norbert verließ die Heimath und ging in einen blutigen Kampf, wo er sein Leben lassen konnte — sie selbst blickte mit jenen trüben Gedanken, welche immerdar sich an die Erwartung eines süßen Mutterglückes knüpfen, in ihre eigne Zukunft. Doch war sie resignirt. Wenn ihr der Winter ein kaltes Grab öffnete, so schloß sich über ihr Alles, und ihr Herz war auf ewig gestillt — wenn sie aber leben sollte und ein Kind auf ihrem Schooße ihr eine neue Welt von Wonne und Weh eröffnete, o dann war sie gegen alle Kämpfe gestählt, dann hatte sie ein Pfand, das diese Kämpfe ewig fern halten würde, ja, sie war dann gerettet und konnte wieder lächeln, ohne sich dazu zu zwingen. Und in dieser gewissen Aussicht des Friedens — mochte es im Tode oder im Leben sein — ging sie mit Festigkeit daran, den Entschluß auszuführen, woran sie durch den Eintritt ihres Gemahls verhindert worden war.

Sie öffnete das verborgene Fach ihrer Toilette, und nahm ein Etui heraus. Es war ein Portrait in Kreidezeichnung von ihrer eignen Hand, man sah, daß sie es mit Liebe gezeichnet hatte, es war geistvoll aufgefaßt, wunderschön bis in das Kleinste ausgeführt. Kein Auge hatte es je erblickt, als nur

das ihrige ganz allein, sie hatte es eifersüchtig gehütet, wie einen Hort des Glückes. Und wie sie nun im Begriff stand, das theure Bild zu vernichten, überkam sie plötzlich mit Allgewalt das Gefühl ihres verarmten Lebens — ihr Herz schwoll auf, als wolle es brechen, Thränen entstürzten diesem stolzen Auge, das Vertrauen auf die eigene Kraft war in diesem Momente dahin! kaum wissend, was sie that, drückte sie das Bild an ihr Herz, an ihre Lippen — o wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, dem Gefühle, das sie, seitdem es in ihr aufgewacht war, bekämpft hatte und das nur um so entseßlicher erstarrt war, sich hinzugeben, wenn sie ihn kennen gelernt hätte, als sie noch frei war! Der einzige Schild, hinter welchem sie sich noch zu decken gewußt, der Haß, der in diesen furchtbaren Seelenkämpfen oft zur Wahrheit wurde, um dann wieder der tiefsten Zerknirschung zu weichen, drohte in den Staub zu sinken — und sie konnte sich noch nicht entschließen, das Bild mit dem scharfen Stahl, den sie schon ergriffen hatte, zu zerschneiden. Säume nicht, Fernande! Denke, wie Dein Blut Dir den schmerzenden Kopf übermannen kann; wenn Du erliegst der Ohnmacht, welche schon in Deinem Blick sich verkündigt und sie Dich finden, Unglückliche, die Du schon dem entehrendsten Verdachte Preis gegeben bist, wenn sie Dich finden mit dem Bildnisse in der verkrampften Hand! Zu spät! Sie sank zurück — nun gebe Gott dem edlen Greise die Kraft, sein Vertrauen zu bewahren!

9.

Der Monat August war gekommen; die schönen, sonnigen Tage dauerten fort, als solle dieser Sommer für die feuchten und kalten vergangenen Jahre, als solle die reichspendende Natur entschädigen für den Mißwachs im Gebiete der höchsten Interessen. Außerlich schien sich die Hauptstadt auch wenig um diesen zu kümmern. Die öffentlichen Gärten mit ihren täglichen Concerten waren überfüllt; Sommertheater ein halbes Duzend, sogar eine Oper im Freien mit ganz hübschen Leistungen, im königlichen Opernhause die erste tragische Künstlerin Europa's: die Rachel — draußen die glänzendste Truppenparade, dem ruhmgekrönten Geynau zu Ehren, dessen Soldatenantliß mit dem starken, straffen Schnurrbart den Stammgästen der „ewigen Lampe“ nicht zusagen wollte, überall Vergnügen: und die Zeitungen doch wieder ein bißchen interessant! Wie man im vorigen Jahre die Operationen in Ungarn nicht „begriffen,“ so begriff man jetzt wieder nicht, warum auf dem Schleswigschen Kriegstheater Dies und Jenes nicht geschah — es ist eine wahre Freude, diese Conditoreikritik mit anzuhören, wo Jeder den Krieg versteht, natürlich! Und erst die Journale!

Baron Flor spielte dabei eine große Rolle, auch sein Schwager Philipp brachte Operationspläne an die Börse, als habe er sein Geschäft auch auf strategische Artikel erweitert.

Abendlich war im sandigen Garten der Dame Hohlbrand ein Cirkel, der zum Verdruß der Wirthin nur von Krieg und Politik sprach und alle andern Interessen, selbst die Damen, links liegen ließ. Wie Flor im Anfang der Flitterwochen seine junge Frau — Constance war es jetzt! — schon so stark vernachlässigen konnte, verdiente die ernsteste Erwägung. Aber Constance schien auch in den Strudel hineingerissen: sie las jetzt die Nachrichten aus Schleswig mit einer Ungeduld, welche die Mutter nur tadelnd bemerkte. „Wir wissen, warum? Nicht wahr, Constance?“ sagte Philipp mit boshaftem Gesicht. Und indem er noch ein viel malitiöses Lächeln mit einem Seitenblicke auf seine Mama annahm, sah er Constanzen über die Schulter in die Hamburger Börsennachrichten. Auf einmal rief er: „Was? Tödtlich bleffirt? Der junge Sander?“

Frau Hohlbrand stieß einen Ruf des Antheils aus und griff hastig nach der Zeitung. Sie war ganz starräugig geworden. Wie ein Kobold lachte der Sohn: „Verzeihung! Es war nur ein Irrthum, der Name täuschte mich wegen seiner Ähnlichkeit, es ist aber, wie ich nun sehe, Schmidt oder Schulz — ein S. wenigstens.“

„Ein sehr ungezogener Spaß!“ sagte die Mama böse.

„Welches Glück dieser Sander hat! Und sonderbar, daß er sich auch mehr für Frauen interessirt, als für irgend ein Mädchen!“

„Sonderbar?“ entgegnete die Mutter. „Das finde ich gar nicht. — Aber, mein Gott!“ Sie blickte nach dem Eingange, als sähe sie einen Geist, Aller Augen folgten ihr. Gewiß hätte die Erscheinung eines Geistes kaum mehr Staunen erregen können, als die des Herrn Hohlbrand in dem Abend-

cirkel seiner Gemahlin. Er fühlte selbst, daß er nicht in seinem Rechte sei und nahte mit vielen Bücklingen und einer unglaublichen Verlegenheit. „Hoffe, allerseits nicht zu stören! Allein aber — liebes Kind, ich habe mit dem Baron zu sprechen; pressante Angelegenheit, Herr Sohn!“ Beide gingen ein wenig abseit und man sah, daß der alte Herr aus seiner Tasche ein zusammengelegtes Papier zog. Sollte Flor Schulden haben? blitzte es durch Philipps Geist — die Mutter dachte an frühere Engagements, der jungen Frau war es herzlich gleichgültig. Von den Gästen fühlte sich Einer berufen, des guten Tones wegen ein anderes Gespräch einzuleiten.

„Ist dieser Sander ein Sohn des Berghauptmanns?“ — Mehrere bejahten. — „Er läßt sich scheiden.“ — „Bitte um Verzeihung, sie hat darauf angetragen, ich weiß es ganz gewiß, mein Vetter ist Decernent über Ehescheidungssachen.“ — „Aber meine Herren und Damen,“ sagte Philipp, „sie kann ja nicht geschieden werden, sie ist katholisch!“ — „Was ist denn eigentlich vorgefallen?“ fragte eine Neugierige die Frau vom Hause. Kein Mensch hätte bessere Auskunft darüber geben können, aber sie zog es vor zu schweigen und nur durch ein bedeutsames Achselzucken ihr Eingeweihtsein ahnen zu lassen. Länger in die Höhe zu wachsen schien sie jetzt, als sie wahrnahm, daß Baron Flor von der Lectüre des Briefes offenbar betreten war und sein Blick, gleichsam Beistand suchend, zu ihr herüber streifte. Ihr Gatte hatte beide Hände vor sich auf den Stock gestützt und sah den Schwiegersohn erwartungsvoll an. Dieser nahm ihn beim Arme und wollte mit ihm, nur von Weitem die Damen grüßend, den Garten verlassen.

„Mon ami!“ rief die Frau vom Hause mit dem süßesten Ton ihrer Stimme, aber einem sehr verdächtigen Blinzeln.

Auf diesen Ruf war der alte Herr zu wohl dressirt, um den Gehorsam zu versagen, er kam.

„Aber wollt Ihr uns denn vor Neugier sterben lassen? De grâce, mon ami!“

„Es ist schon abgemacht, liebes Kind,“ sagte der Gatte kleinlaut. „Ging nur unsern guten Sohn an.“

„Kein Billet-doux, Mama!“ versicherte der Baron — „übrigens: was giebt's denn hier so Hochgefährliches! sag ich mit dem alten Dessauer. Was mich persönlich angeht — ist meine Sache!“ Das war der erste Schritt zur Emancipation von der Sippschaft, mannhafter Freiherr! Stolz verließ er, den seufzenden Hausherrn mit sich schleppend, den Garten und schüttelte an dessen Schwelle den Staub von seinen Füßen, als habe er ihn zum letzten Male besucht.

„Verzeihen Sie nur, Herr Sohn!“ bat Hohlbrand wiederholt. „Ich hatte die Adresse nicht angesehen, dachte ganz bestimmt, das Schreiben sei an mich und las und las, ohne ein Wort zu verstehen, als daß ich diesen Augenblick in dringendster Angelegenheit nach der Stadt Rom kommen soll —“

„Lassen Sie nur gut sein, es hat Nichts zu sagen — natürlich verstehen Sie den Brief und müssen auch die Ausfälle darin durchaus in einem andern Sinne nehmen, gleichsam hyperbolisch!“

„So wünsche ich gute Geschäfte! — Und geben Sie bald Aviso — verstehen Sie?“ Er zeigte mit überfallendem Daumen nach dem Garten zurück. „Es könnte sonst böß Wetter geben.“

Der Baron empfahl sich sehr vornehm und eilte nach dem genannten Hôtel, von der peinlichsten Spannung getrieben. „No. 6 zu Hause?“ fragte er den Portier. Dessen phlegmatischer Blick nach den Schlüsseln und noch gleichmüthigeres Ja! brachte ihn zur Verzweiflung. Er stieg die Treppe hinan — stark, wie er war, mußte er mehrmals Athem schöpfen, aber verfehte ihm das böse Gewissen die Luft? Hätte er wenigstens seine Bundesgenossin als Reserve bei sich gehabt!

Er klopfte an. „Herein!“ — Diese Stimme hatte er nicht erwartet, eine ganz andere Rechenchaft glaubte er hier geben zu müssen, als die ihm der Mann abfordern konnte, zu welchem er jetzt in das Zimmer trat. Um so dreister überschritt er die Schwelle und stand vor Cerisolles, der ihn mit feinen kleinen, blickenden Augen maß, indem er ihm eine frostige Verbeugung machte. Wie kam der Mann wieder hieher?

„Sie sind mir eine Erklärung schuldig, mein Herr!“ sagte der Savoyarde.

„Ich stehe zu Diensten,“ erwiderte Flor in demselben Tone.

„Sie haben zu Protokoll gegeben und zwar vor wenigen Tagen in einer zweiten nachträglichen Verhandlung, daß ich eine gewisse Briefftasche, welche auf die Entdeckung eines angeblichen Verbrechens Einfluß haben sollte, Ihnen entwendet!“

„Pardon, das ist mein Ausdruck nicht gewesen,“ versetzte Flor kalt.

„Aber der Sinn!“ rief Cerisolles. „Sie werden widerrufen oder beweisen und mir überdem die Satisfaction eines Cavaliers geben!“

„Letztere mit Freuden,“ entgegnete Flor, in all' seinen Dimensionen wachsend. „Beweisen kann ich durch die Ausfa-

gen mehrerer Personen, daß Ihnen das Portefeuille zugestellt worden ist —“

„Diese Auslagen werd' ich erwarten — auch Ihre Bestimmung über Zeit und Ort unsers Rencontres! Ich bin hier fremd und konnte Ihnen keine dritte Person senden, darum lud ich Sie zu einer Erklärung ein.“

„In sehr beleidigenden Ausdrücken!“ sagte Flor.

„Die kommen mit auf unsere Abrechnung!“ erwiderte Gerisolles. „Ich bitte nur, bald, denn ich habe nothwendige Geschäfte, die mich auch von meiner beabsichtigten Reise zurückgehalten haben. Der Gemahl meiner Cousine ist gefährlich erkrankt, wer sorgt für sie, wenn nicht ihr nächster Verwandter?“

Dem dicken Baron ging ein schwerer Reid, wie ein Wurm, durch das Herz, daß er nicht die Sorge für die schöne Wittwe in spe übernehmen konnte. „Wir könnten gleich diesen Augenblick —?“ fragte er. „Ich will für zwei Secundanten sorgen.“

„Es war noch eine andere Angelegenheit, bei welcher ich Sie betheiligt glaube!“ entgegnete Gerisolles. „Was ist zwischen dem Sander'schen Ehepaare vorgefallen?“

„Mein Herr, wie soll ich darüber Rechenschaft geben können,“ sagte Flor gereizter, als vorher.

„Doch! Ich bin genau orientirt. Eine Denunciation —“

„Herr!“ fuhr der Baron auf. „Glauben Sie, daß ich —?“

„Ei, ei! Welche Unvorsichtigkeit!“ sagte Gerisolles kalt lächelnd. „Nun, ich bin discret in Dingen, welche die Ehre berühren. Sie wissen, wo meine Cousine sich aufhält? Ich habe gehört, daß Sie ihr einen Besuch gemacht haben.“ — Flor starrte ihn betroffen an und fühlte eine wahre Sehnsucht, diese satirisch lächelnde Physiognomie unter dem schwarzen

Haarfranze erst vor der Pistolenmündung zu haben. Er gab ihm eine stolze Antwort, welche den erwähnten Besuch zweifelhaft ließ, und bestand darauf, morgen früh Punkt sechs Uhr an einer genau bezeichneten Stelle die geforderte Satisfaction zu geben. Cerisolles wußte nun genug und hielt ihn nicht länger zurück. „Du bist ein kluges Mädel,“ sagte er dann zu der Dienerin seiner Cousine, welche gleich nach Flor's Abgang mit neuern Nachrichten bei ihm erschien. „Fahre fort, mein Kind, hier ist etwas auf Abschlag — rechne auf eine große Belohnung, wenn Deine Frau sich entschließt.“

So war Fernande in guten Händen. Sie hatte sich aber bereits entschlossen, wenn schon nicht zu dem, was Cerisolles wünschte. Und als er noch an demselben Abende zu ihr kam, fand er sie kalt und klar zum Berzweifeln — dies Marmorbild war nicht mehr zu erwärmen. Er verhehlte ihr nicht, daß er um Alles wisse, er berührte schonungslos ihre Wunde — sie blieb so bleich und unbewegt als zuvor, hier gab es nichts mehr zu bekämpfen. Ihr Geheimniß war dem Gatten nicht mehr fremd, seit ihre Schwäche im entscheidendsten Momente, als sie sich auf ewig von dem Bilde trennen wollte, sie dem Berrathe der hinzugekommenen Magd Preis gegeben hatte; des Greises Großmuth, welche sie schonen wollte, machte sie schauern — in seiner ersten Aufwallung, ihr dennoch sein volles Vertrauen zu beweisen, hatte er ihr sogar das entsetzliche Billet gezeigt, das jetzt durch den Vorfall mit dem Bilde, über welchem sie ohnmächtig geworden, eine zu furchtbare Bestätigung erhalten hatte! Diese Aufwallung bereute er dann selbst schwer, bei ruhigem Blute hätte er es nie gethan. Aber es war nicht mehr zurückzulaufen und Fernande sah sich

gerichtet, all' ihre Kämpfe, ihr namenloses Ringen mit der Leidenschaft hatten sie doch nur bis zu diesem Punkte geführt. Sie wollte nun verbannt von des Gatten Seite bleiben — er hatte bisher Alles umsonst versucht, sie mit zur Heimkehr nach dem Falkenhofe zu bewegen und jetzt, sie wußte es noch nicht, lag er dort gefährlich krank. Gerisolles, welcher es durch seine erkaufte Helferin erfahren hatte, hütete sich auch sehr, diese Nachricht ihr mitzutheilen.

Der Falkenhof lag in seiner schönen Umgebung so friedlich, wie immer, die Bäume strotzten von Laub, die Wiese von würzigen Kräutern, der Wildbach nur war von der Hitze fast ausgetrocknet, wie jugendlicher Ungestüm im Sommer des Lebens verflecht. Im Krankenzimmer standen die Fenster offen — schreckliches Wahrzeichen! „Nein, nein! ich habe ihn ja gestern noch gesprochen, junger Herr, er bessert sich!“

„Mein alter gute Kette! So schnell und so traurig hätte ich nicht geglaubt, zurückgerufen zu werden!“

„Nun, Sie haben eine tüchtige Bataille mitgemacht — und hier wird auch Alles gut stehen. Der Grusch sitzt. Wir schämen uns Alle, junger Herr — aber von wegen der bösen Stiefmutter — desperat, wie ein junger Mensch ist — nun gehen Sie mit Gott in's Haus, Sie werden ihn besser finden!“

Robert war von seines Vaters schwerer Krankheit benachrichtigt worden — der Greis wünschte sehnlichst ihn noch einmal zu sprechen, und der Oberfeldherr hatte selbst den Volontair, den keine Verpflichtung band, gedrängt, seine Heimath auf kurze Zeit zu besuchen, da ein Hauptschlag vor der Hand nicht zu erwarten stand. „Bist Du es, mein Sohn?“ rief der

Kranke mit heller Freude, und Norbert sank an seine Brust. O daß dieser Klang der Stimme die Genesung verkündigen möchte!

Sie sprachen Viel und Norbert wollte es endlich nicht mehr dulden, daß der Vater sich anstrenge. Aber dem lag ja noch das Schwerste auf dem Herzen. „Du mußt mir noch eine Beruhigung geben!“ begann er. „Ich kann jetzt nicht künstlich forschen und fragen. Vermiffest Du meine Frau nicht?“

„Kette sagte mir nur, daß sie noch in der Stadt geblieben ist.“

„Norbert — Du sollst mir sagen, ob Du wirklich sie nicht lieb hast!“

„O, Vater, glaube nicht, daß ich einen Widerwillen gegen sie habe. Sie war nur stets ungerecht, feindselig gegen mich, wir haben — es ist sehr Unrecht von mir! — mehrmals heftige Scenen gehabt, denn sie verfolgte mich mit ihrem Haß — verzeihe, mein Vater, ich sehe, wie sehr es Dich angreift. Laß uns abbrechen. Ich betheure Dir, daß ich nicht mit Widerwillen an sie denke.“

„Mein Sohn“ — sagte der Greis und erhob sich, auf den Ellenbogen gestützt — „Du hast noch kein weibliches Wesen geliebt? Sage mir offen und ehrlich, ist Dein Herz bis jetzt ganz unberührt geblieben von Frauenschönheit?“

„Ja, Vater!“ antwortete Norbert, nicht ohne Bewunderung, welcher Ideengang seinen Vater leite. „Ich habe bis jetzt kein Mädchen kennen gelernt, das einen besondern Eindruck auf mich gemacht hätte!“

„Auch keine Frau?“ fragte der Greis.

„Nun, Vater, ich hoffe, Du denkst besser von meiner Selbstachtung,“ sagte Norbert ernst.

„O, v, dem Herzen, wie willst Du gebieten! Niederkämpfen kannst Du es, aber nicht hindern, daß sein Gefühl erwacht.“

„Es kann sein, ich weiß das nicht. Mein Herz, das schwör' ich Dir, ist in solcher Beziehung noch nicht erwacht. — Auch will ich mein Leben noch nicht in einen engen häuslichen Kreis bannen — sobald ich Dich auf dem Wege der Genesung weiß, wie ich zu Gott hoffe, lehre ich zurück, wo es vielleicht bald zu einer Entscheidung kommt. Falle diese aus, wie sie wolle und mag ich dann Soldat bleiben oder in meine früher gewählte Laufbahn treten, Kämpfe giebt es hier und dort, aber Dein Sohn wird stets auf der Seite stehen, wo ihn Dein Segen begleitet!“

Der Greis hatte sich still zurückgelegt und die Hände gefaltet, er schien zu beten. Noch an demselben Vormittage ging ein Bote zu Thal, mit Briefen, von denen der Berghauptmann zwei geschrieben hatte: er war entschieden auf der vollen Bahn der Genesung, die Freude hatte ihn gekräftigt.

Zwei Tage vergingen so, am dritten saß der Berghauptmann schon in seinem Lehnstuhl am Fenster, war aber sehr unruhig und blickte stets nach der Schlucht, von wo der Fahrweg heraufkam. „Endlich!“ rief er, als sich dort zwei Pferdeköpfe zeigten. Es war aber nicht der erwartete Wagen, sondern der eines bekannten Fuhrherrn aus dem nächsten Städtchen, welcher den Assessor des Gerichts brachte, der schon früher hier gewesen war. Er kam, Frau von Sander über die bewußte Briefftasche zu vernehmen, welche der Angeklagte,

Grusch, aus ihrem Zimmer, wie er gestanden, in der Hoffnung Geld oder Geldeswerth darin zu finden, an demselben Abende gestohlen, wo er auch das Doppelgewehr des jungen Herrn entwendet hatte: bei seiner Bekanntschaft und der allgemeinen Sorglosigkeit im Hause ein Leichtes.

„Ich denke, meine Frau soll noch heut kommen,“ sagte der Berghauptmann. „Wollen Sie das abwarten?“

„Gestern ist mir noch eine amtliche Mittheilung geworden, welche mich befähigt, nun alle Personen, die in der fraglichen Sache zeugen müssen, zusammen zu haben,“ äußerte der Assessor. „Sie wissen noch, der fremde Herr, der den hübschen Biz mit dem ledernen Zeitalter machte — unsere Zeit aber, wo so viel passirt, eine lederne zu nennen!“ —

„Cerisolles? Ist er wieder hier?“ rief Norbert heftig, und sein Auge fiel besorgt auf den Vater.

„Man hat ihn auf eine Reclamation der französischen Regierung verhaftet. Er soll in die großartige Beraubung eines Lyoner Hauses verwickelt — oder vielmehr, er selbst als der Schuldige ermittelt sein!“ —

„Gerechter Gott!“ rief Norbert ergriffen. „Endlich doch! Wo hat man ihn verhaftet?“

„Eigner Fall, mein Onkel, der Präsident, schreibt es mir privatim. Er hatte ein Duell provocirt und wurde auf dem Wege dahin zufällig erkannt und festgenommen. Mein Onkel selbst war Tags zuvor mit ihm auf sonderbare Weise zusammen getroffen: eine Dame — die er übrigens nicht nennt — die Frau eines intimen Freundes, die er besuchen wollte, hatte diesen Cerisolles, der ihr Better ist, in demselben Moment, wo mein Onkel eintrat, mit großer Entrüstung einen

Lügner genannt, worauf er, da hier kein glattes Einlenken möglich war, sich eilfertig entfernt hatte. Die Dame war in heftigster Bewegung gewesen, hatte aber meinem Onkel trotz seiner Bitten nichts vertraut, sondern nur mit einer ihn ergreifenden Resignation nach einem Crucifix gezeigt, das im Zimmer gestanden.“

Der Berghauptmann blickte vor sich nieder. Norbert winkte dem Assessor und dieser empfahl sich bald, um den Kranken nicht weiter aufzuregen.

Cerisolles bei Fernanden! Und sie — gegen ihn empört! In Norberts Geiste kämpften all' die Zweifel wieder, welche eine frühere nichtswürdig hingeworfene Insinuation des Savoyarden in ihm erregt, welche durch eine gewisse Mittheilung, die er zuerst dem alten Rette verdankte, furchtbar von Neuem aufgeschreckt worden waren. Aber Lug und Trug sein ganzes System — unmöglich konnte die schändliche, halbdurchsichtige Leichtfertigkeit, die er einst nur hatte ahnen lassen, mehr sein, als ehrlose Lüge! Welchen Schild hat die edelste Frau gegen lügenhafte Frivolität, die sich ihrer Gunst rühmt?

Während er mit innigem Mitleid an Fernanden dachte und ihr im Geiste abbat, was nur zu sehr beigetragen hatte, sein Verhältniß zu ihr zu vergiften — stand sie plötzlich vor ihm. Sie war zu Fuß den nähern Pfad heraufgekommen und unbemerkt eingetreten. Er blickte hell und freudig auf — sie kam ihm entgegen, schöner als er sie je gesehen hatte, aber bleich wie Alabaster und nur im leuchtenden dunkelblauen Auge noch reiches Leben. „Norbert!“ sagte sie mit einem wei-

then, rührenden Tone, den er noch nie von ihr vernommen hatte, und reichte ihm die Hand.

„Fernande!“ sprach hinter Beiden der Vater und trat tief bewegt näher. „Den Kuß der Versöhnung! Heilig, wie diese Stunde!“ Kein Rosenlicht schimmerte durch Fernandens blasse Wangen, aber die Wimper und die Lippe zuckte, als sie dem Stieffohne den Kuß bot, zum Pfande, daß Alles besiegt sei, was zwischen ihnen den unnatürlichen Haß geboren hatte. Mit wessen Hülfe dieser Sieg errungen? O dann müßten wir der Frau folgen in ihr stilles Kämmerlein, wo sie sich endlich demüthigen gelernt hat und bekennen, daß eig'ne Kraft nicht ausreicht in den Stürmen des Lebens, daß es aber einen Hort giebt, der nimmer zu Schanden werden läßt, den der ihn sucht und all' seine Sorge auf Ihn wirft.

In den bekannten Kreisen, welche einen Blick in Sander's Häuslichkeit gethan zu haben glaubten und daher, mit einiger Nächstenhülfe, auf einen Scandal gehofft hatten, machte das Ausbleiben desselben Aufsehen.

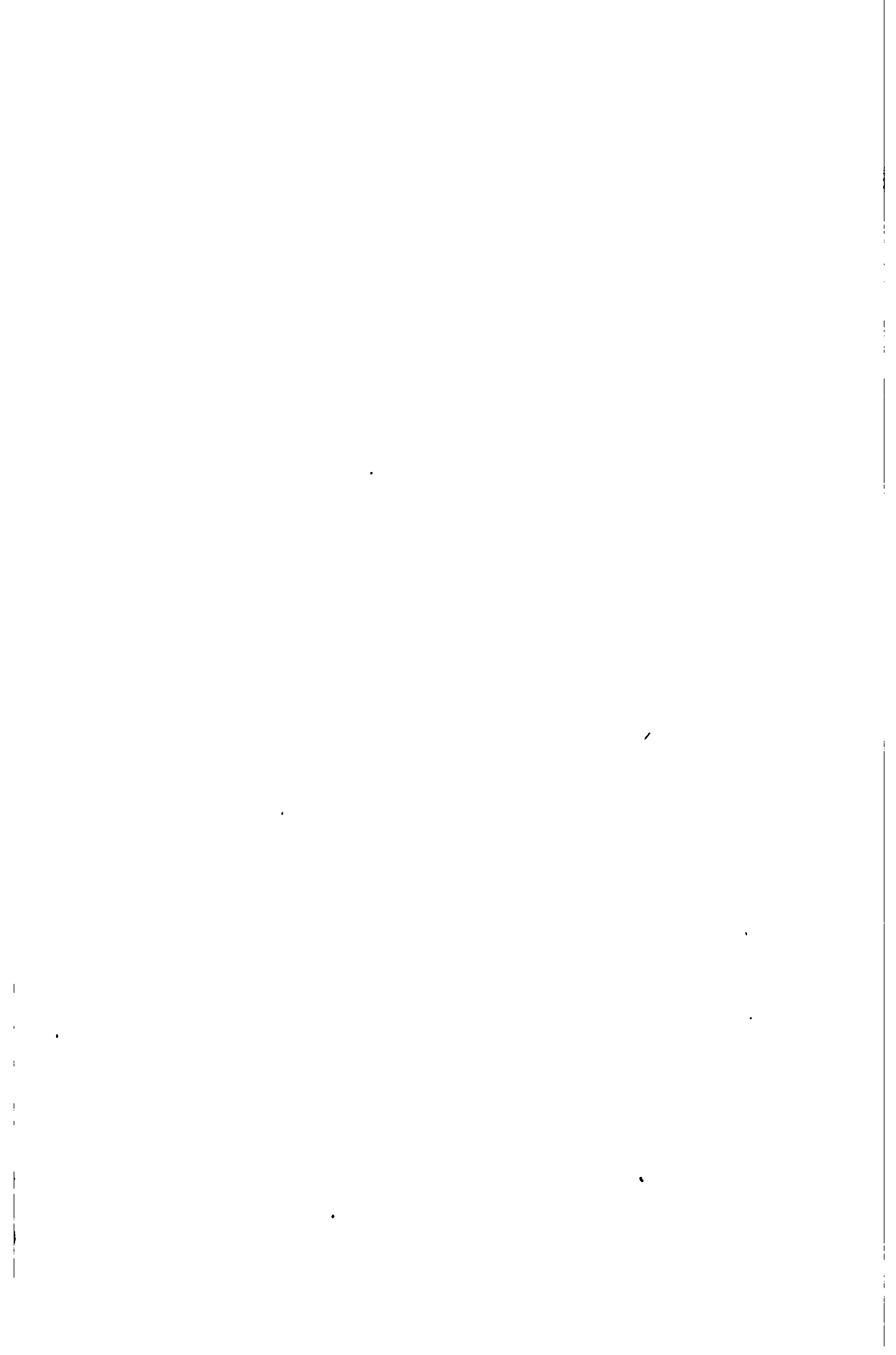
„Was sagen Sie dazu?“ rief Frau Hohlbrand. „Alles in Wohlgefallen! Man möchte mit Beranger singen: Qu'en dites-vous, ma voisine? Qu'en dites-vous, mon voisin?“

„Ich antworte Ihnen mit einem größern Dichter, Heinfus glaub ich:

Des Lebens Unverstand mit Behmuth zu genießen,
Ist Tugend und Begriff.

So sprach Baron Flor, welcher aus Gründen der Nützlichkeit noch immer nicht mit der Sippenschaft gebrochen hatte.

„Und Norbert ist wieder in Schleswig?“ fragte Constance, die grade am Flügel saß. Philipp näherte sich ihr mit einer boshaften Antwort, sie aber schlug heftig den Grundaccord zur Melodie der letzten Rose an und ging dann, alle Züge in Bewegung setzend, in das rauschende Tongemälde einer Schlacht über, so gewaltig, daß selbst die Spaziergänger auf der Straße staunend nach den offenen Fenstern blickten, aus welchen dieser tumultuarische Strom hervorbrach.



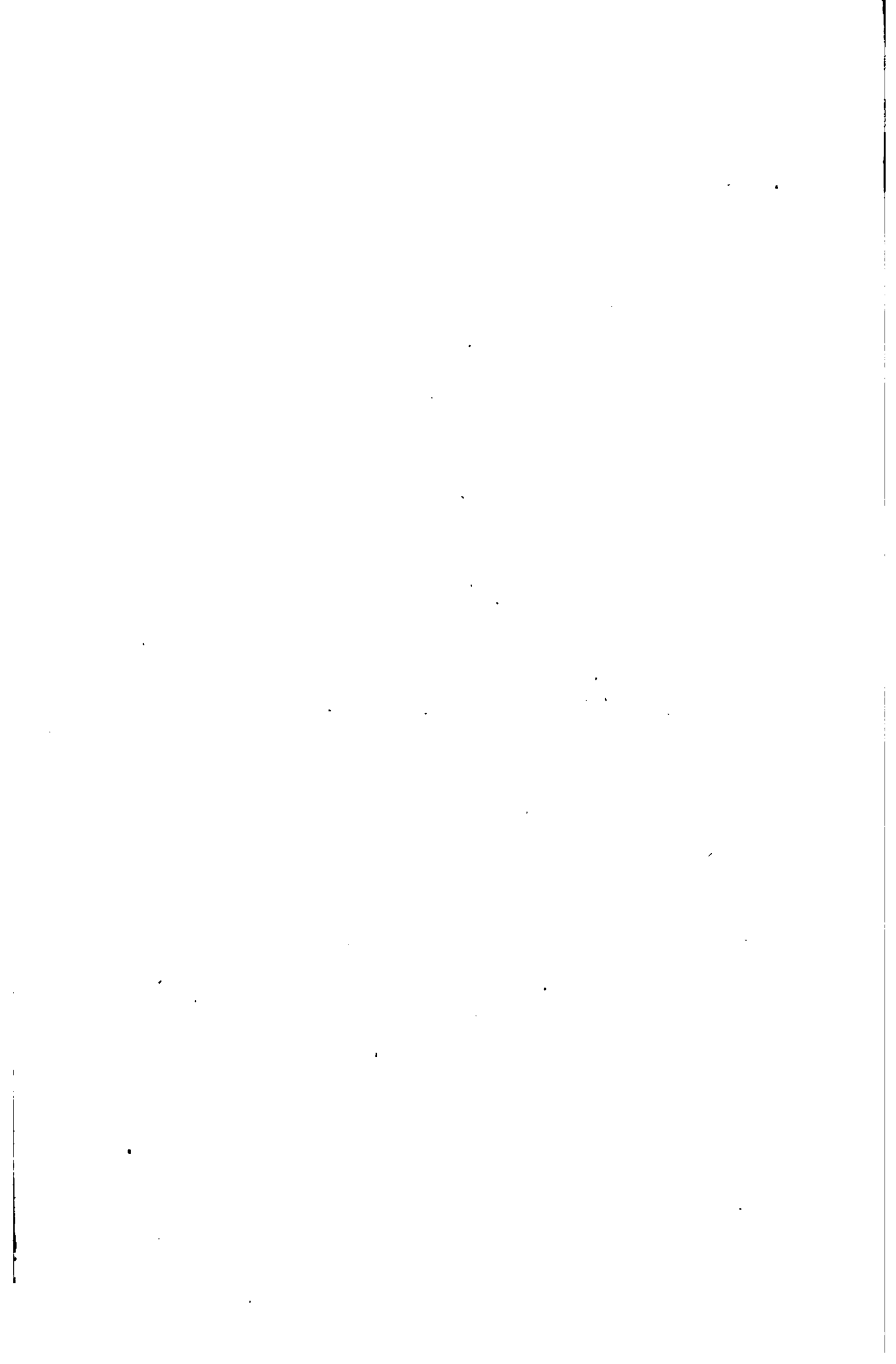
Der Philhellene.

Eine Erzählung

von

Heinrich Pröhle.

(Bruchstück aus einem im nächsten Jahre erscheinenden Romane.)



In der zum Dom hinaufführenden „Burgstraße“ der alten Stadt *** steht eine Reihe alter, grauer Häuser, die halb wie Pfarrhäuser halb wie gewöhnliche Bürgerhäuser aussehen. Große Höfe und Gärten dehnen sich hinter ihnen aus bis an die verfallenden, mit Kastanien bepflanzten grünen Wälle der Stadt. Sie heißen Curien, sind an stille Miether verpachtet und nur in einem einzigen wohnt noch jetzt ein alter Domherr, dessen Collegen auf dem Lande bei adligen Familien auf ihren Gütern zerstreut leben.

Gerade in dieser Curie ist es um die Zeit, mit der wir unsere Erzählung beginnen, sehr lebhaft. Freilich nur in der Gefindestube; aber dort sitzt Hochwürden, der zugleich der Patron der Domschule ist, nicht allein mit seinem ganzen Hausstande, welcher sich um die Gegend des Ofens zusammengelauert hat, sondern auch umgeben von mehreren wohlbestallten Primanern, mit denen er Karten spielt. Ein Napf mit einigen Überresten von Kartoffeln und eine kleinere Schüssel mit Gräten und Heringsklöpfen deuten auf die gemeinfame Mahlzeit, die Hochwürden mit seinen jungen Freunden und Gästen eingenommen hat. Hinter dem Ofen dagegen wird noch zu Abend gespeist von der alten schwerhörigen Magd und

dem ebenfalls alten und schwerhörigen Diener, der in bessern Zeiten auf dem Gute des Domherrn einen flinken Leibjäger vorgestellt hat, jetzt aber hier nur noch das Gnadenbrod ißt, das er zuweilen in größter Einmüthigkeit mit seinem Herrn aus einer und derselben Schüssel verzehrt. Eine volle, robuste Bierzigerin mit bloßen Armen, mächtigem Busen und rundem Gesicht, so recht was man in der Gegend eine „Person“ nennt, ißt mit den beiden zu Abend. Sie ist eine Bäuerin, die sich mit den Jahren nur wenig nach den Bürgerfrauen in der Stadt gebildet hat und wenn sie den Mund öffnet, so klingt ihre Sprache rauh und polternd.

Diese „Person“ ist die Freundin des bejahrten kleinen, magern Domherrn, in dessen runzligem Gesichte feine aristokratische Züge durchaus nicht zu verkennen sind und den sie trotz einer langjährigen vertrauten Freundschaft noch immer niemals anders als „Hochwerden“ nennt. Er wohnte früher, obgleich schon damals gerade mit der ihm zugefallenen geistlichen Pfründe das Patronat und die Beaufsichtigung des Domgymnasiums verbunden war, gleich den übrigen Domherren meilenweit von der Stadt entfernt auf seinem Gute und war mit einer Dame verheirathet, die gleich ihm ihr Geschlecht vom ältesten Adel ableitete. Nachdem sie ihm zwei Söhne geboren, verliebte er sich in eine frische Bauerndirne, die ihn so zu fesseln verstand, daß er mit ihr in der Mühle ihres Betters oft ganze Nachmittage lang sich versteckt hielt, während er seiner Gemahlin sagte, daß er den Edelleuten der Umgegend auf ihren Mitternächten Besuche abstatte, von deren Frauen er ihr auch stets die höflichsten und gemessensten Grüße heimbrachte. Eines Tages, als er wiederum verreist war, kam eine überaus

wichtige Nachricht von dem Domcapitel an, und seine Gemahlin versäumte nicht, ihn sogleich auf dem benachbarten Edelsitze suchen zu lassen, von dem er ihr am fleißigsten Grüße brachte. Allein sie erhielt die Nachricht zurück, daß er sich bereits seit Jahr und Tag hier nicht mehr habe blicken lassen. Inzwischen hatten die Boten des Capitels bereits seine Spur aufgefunden und zogen den Domherrn über und über bestäubt aus der klappernden Mühle hervor, die etwas abseits vom Dorfe lag und in deren länglichem kühlen Hausflur, durch den der Mühlbach hindurchfloß, der Jäger auf den Brettern ganz vergnügt auf und abging und sein Pfeifchen schmauchte, während das Kopf seines Herrn aus der Krippe des Müllers seinen Hafer fraß. Die Ehe des Domherrn und seiner stolzen Gemahlin war von nun an im Wesentlichen schon gelöst; doch verließ sie ihn erst als ihre Tochter sich mit einem Gardeofficier in Berlin verheirathete, wohin sie diese, obgleich die Ehe auch jetzt nicht gerichtlich gelöst wurde, begleitete.

Mary, *) die Bauerndirne zog nun zu dem Domherrn auf das Schloß und versuchte, ihm die Wirthschaft zu führen. Sie hatte ein Paar starke Arme um selbst zu arbeiten, was sie in Küche und Milchammer auch redlich that; wenn es aber an's Commandiren ging, so wollte auf ihre bald wie ein Gewitter über den Hof hinbrausenden, bald wie der Laut einer Pöckelflöte darüber hinpfeifenden Stimme Niemand hören, denn Knecht und Magd erinnerten sich noch sehr gut, wie sie mit ihr zur Schule gegangen waren. Sie beklagte sich nun zwar schroff gegen „Hochwerden“ darüber; allein dieser konnte oder

*) Sprich: Mary (Marie).

wollte hier auch nicht durchgreifen. So ging die Wirthschaft mehr und mehr zurück, ein Bürgerlicher kaufte endlich das Gut und Hochwürden fand eine Zufluchtsstätte in der alten Curie, welche gastlich in der Stadt bereit stand, um ihn und seine Bäuerin mit ihren verben Jungen aufzunehmen, wenigstens der Baumeister des Hauses einst schwerlich an solche Bewohner desselben gedacht hatte. Die Bäuerin hatte Hochwürden bereits nämlich ein paar Knaben geboren. Mary, die sich noch immer fast ganz bäuerlich trug, sah die kleinen Domherren, die ein paar muntre Buben waren, mit innigem Vergnügen heranwachsen, und unter dem Schutze von Hochwürdens phlegmatischem Wohlwollen, und der bei Mary wie bei allen nicht allein kräftigen, sondern sogar rohen Frauennaturen wahrhaft leidenschaftlichen, löwenhaften Mutterliebe, machten sie sich alle die Privilegien in reichem Maße zu Nutze, die sich an die leeren Curien knüpften und die in der That mit frischen Kräften weit besser genossen werden konnten als von alten abgelebten Domherren, wenn diese auch sämmtlich zugegen gewesen wären. Sobald sie, Nachmittags aus der Schule heimkehrend, ihre Bücher zu Hause niedergelegt hatten, sah man sie auch schon mit Büchse und Jagdtasche auf die reiche dem Domstifte gehörende Jagd besonders in ein dicht vor der Stadt dem Anfange einer reizenden Gegend, der Aue, gelegenes Fasänenwäldchen hinausziehen. Während nun so die Söhne der Bäuerin auf ihre Art sehr wohl gedeihen konnten und der Jüngste derselben wegen seiner körperlichen Gewandtheit schon früh im Scherz von seinen Mitschülern den Namen des Tausendkünstlers erhielt, verkümmerten allmählig zwei rechtmäßige Söhne des Domherrn. Einer von ihnen

hatte sich der Landwirthschaft gewidmet und nahm das alte Stammgut seiner Familie von dem jetzigen bürgerlichen Besitzer desselben in Pacht; der andre begann die Rechte zu studiren, gerieth aber bald auf mannichfache Abwege und war, da er trotz seiner Jugend bereits daran verzweifelte in seinem Vaterlande noch zu einer geordneten Existenz zu gelangen, nach Griechenland gezogen, um den Freiheitskrieg mitzumachen. Von dort in den traurigsten Verhältnissen zurückgekehrt, lebte er verkommen und verachtet gleichsam in der Verbannung in einem benachbarten thüringischen Städtchen von einem äußerst geringen Jahresgehalte, das seine Mutter ihm dort auszahlen ließ. Unter dem Namen des Philhelleneu, den er auch im Hause des Domherrn führte — wo Mary niemals ohne die heftigsten Wuthausbrüche von ihm reden konnte, denn sie behauptete, er habe ihren Söhnen den Tod geschworen — war er dort und in der ganzen Umgegend bekannt.

Der Tausendkünstler war jetzt bereits ein „lust'ger Mediciner“, der eben die Universitätsferien in der alten Curie verlebte. Er kehrte von der Jagd im Hasanenwäldchen und der Aue dahin zurück, als der Domherr noch mit den Schülern Karten spielte. Mit der Mühe auf dem Kopfe trat er in's Zimmer, schlug die Thüre hinter sich zu, grüßte weder seine Eltern noch sonst Jemand anders als durch ein kurzes, flüchtiges Kissen mit dem Kopfe, befahl aber seinem Jagdhunde sogleich mit lauter schreiender Stimme sich niederzulegen. Der Jäger vorstärkte diesen Befehl durch ein hereditäres Loch hinter dem Ofen hervor. Der Jagdhund aber zog es vor sich zwischen beiden Füßen des Domherrn hindurch unter den kleinen aus Lammholz gefertigten und mit gewöhnlichem Singhan-

zeug überzogenen Sopha zu schieben, auf dem Hochwürden saß und das diesen, wie er gern erzählte, einst als Studenten auf die Universität begleitet hatte. Dieser ließ es geduldig geschehen, daß der Tausendkünstler neben ihm mit den Füßen das Kanapé bestieg und die Büchse gerade hinter seinem Rücken aufhing. Mary nahm ihrem Lieblinge die gefüllte Jagdtasche von der Schulter und trug ihm auf einen kleinen Tisch ein Stück von einem gebratenen Fasanen auf, das sie für ihn zurückgestellt hatte und das gegen die frugale Mahlzeit, welche der Domherr mit seinen Gästen und Mary mit dem Gesinde eingenommen hatte, sehr abstach. Dazu stellte sie den Rest einer Flasche guten Weins, von welchem der Domherr, der sich Abends mit gewöhnlichem Hausbier begnügte, jeden Morgen trank. Nun stand sie selbst an seiner Seite, flüsterte ihm zuweilen etwas zu, worauf er laut und mit abgerissenen Sätzen, aber gerade nicht unfreundlich antwortete, schenkte ihm von dem Weine ein und gehoberte sich ganz wie eine echte Bäuerin, die auf der weiten Welt keine größere Freude hat als ihre Kinder, wenn sie anfangen — freilich auf Kosten der Eltern — die großen Herren zu spielen, daheim im Elternhause einmal so recht zu bewirthen.

Dies ganze Stilleben wurde aber unterbrochen, als der Domherr und seine jungen Freunde zu spielen aufhörten und das Gespräch sich auf Politik wandte. Hier waren die Meinungen sehr getheilt. Die Schüler waren sämtlich Freigeister, der Tausendkünstler stimmte ihnen bei und Mary stellte sich anfangs ebenfalls auf die Seite der „Kinder,“ — so nannte sie nämlich Alles was nicht seinen eignen Heerd hatte und was sie daher niemals ohne eine Anwendung zärtlicher Mutter-

liebe betrachten konnte. Auf der andern Seite stand nur der Dombherr mit dem Jäger, so jedoch, daß der Jäger nur mit offenem Munde da stand und in einzelnen Ausrufungen und Flüchen sein Erstaunen und seinen Zorn über die frevelhaften Ansichten der „Kinder“ zu erkennen gab, der Dombherr aber ihnen gegenüber durch seine Reden nicht ohne Gewandtheit Blondels altes Lied variierte:

O Richard Du mein König,
Die ganze Welt verläßt Dich.

Das Gespräch hatte sich noch immer in den Schranken der Mäßigung gehalten, bis der Tausendkünstler eine Aeußerung, die nach dem Gesetz in der That für hochverrätherisch hätte gelten müssen, dazwischenwarf. Sein ganzes Wesen hatte von früh auf eine andre Richtung genommen, als daß man ihn etwa hätte einen Freiheitschwärmer nennen können; allein seine Erziehung hatte ihm so wenig Achtung vor dem Dombherrn beigebracht, daß ihm seinem Vater gegenüber übermüthige und herausfordernde, wenn auch keineswegs persönlich lieblose und boshafte Reden schon ganz zur Gewohnheit geworden waren.

Der Dombherr verstand als ein ächter Royalist in gewissen Dingen durchaus keinen Scherz, er erbebte innerlich über die Aeußerung, die er so eben hatte hören müssen, es war ihm als wankte der Boden unter seinen Füßen und er rief dem Jäger zu:

„Fris, Fris — zieh deine Stiefeln an und lauf auf's Rathhaus — die Polizei soll kommen, und die Jungen insgesamt festnehmen — ich halt' es nun nicht länger mit ihnen aus — sie sind zu allem fähig — o, es entsteht ein

Unglück, ein furchtbares Unglück, wenn Die erst einmal ausstudirt haben!"

„Gleich, gleich, Hochwürden!“ rief der alte Jäger. Er setzte die Pantoffeln unter den Ofen und zog wirklich die Stiefeln über seine gichtischen Füße. Dann griff er nach dem Stocke — die Mütze hatte er auch in der Stube gewöhnlich auf dem Kopfe — und hinkte der Thüre zu. Über dem Gedreisch, das Mary erhoben, war der Hund des Tausendkünstlers unter dem Sopha hervorgesprungen, er stand mit einem andern Hunde, der im Begriff war den Jäger auf's Rathhaus zu begleiten, in der Mitte der Stube und beide bellten die verschiedenen politischen Parteien mit furchtbarem Geheul an.

Der Jäger hatte die Thürklinke bereits in der Hand, aber Mary vertrat ihm, der zu ihrer ländlichen Verwandtschaft gehörte nun den Weg und rief: „Besser, lieber Better, Ihr werdet doch die Kinder nicht in's Unglück stürzen wollen?“

Der Jäger blieb stehen und sah auf den Dombherrn. Mary benutzte diesen Augenblick, um einen gütlichen Vergleich herbeizuführen. Nicht allein ihren eignen Sohn mußte sie retten, nein, so manches der „Kinder“ war ihr als der wahren Patronin der Schule von ehrbaren Pfarrherren und sittsamen Schulmeisterfrauen auf die Seele gebunden worden und sie fühlte eine Höllepein bei dem Gedanken an die Gefahr, die über ihren Häuptern schwebte. Im bittenden Tone rief sie: „Ja, ja, Hochwürden, die Kinder gehn zu weit, — ach, viel zu weit, aber sie sind von ihren Lehrern verführt, — ja, ja, Hochwürden, da liegt's, da liegt's!“

Hochwürden schien nicht ganz abgeneigt, ihrer Bannthung seinen Beifall zu schenken und Mary, durch diesen gün-

stigen Erfolg aufzumuntern, magte es jetzt auf den eigentlichen Streitpunkt selbst einzugehen, um die Fehde zu schlichten. Sie stellte sich mit ihrer Aufsicht in das Centrum zwischen Hochwürden und die „Kinder“ und machte ziemlich deutlich den Vorschlag, daß die Welt statt bisher von Königen von nun an von Domherren regiert werden solle. Dieser Vorschlag stellte in der That den Frieden wieder her. Der Jäger nickte beifällig mit dem Kopfe und trat von der Thür zurück. Die „Kinder“ waren klug und schwiegen, und ihr Schweigen galt für Zustimmung. Hochwürden aber gab ihr lächelnd die Hand und sprach leise:

„Nun, Mary, wenn die Domherren Könige werden, so lasse ich mich noch förmlich scheiden und mache Dich zu meiner Domfrau.“

Mary erröthete wie eine junge Braut. Der Domherr zog ihr noch im Altern frisches und blühendes Gesicht zu sich nieder und küßte es. Sie erröthete nun erst recht; denn Mary war nicht gewohnt, sich vor den „Kindern“ oder überhaupt vor andern Leuten mit Hochwürden zu küssen, — das gehörte, seit sie in der alten Curie wohnten, nur in's kleine Cabinetchen mit den grünen Vorhängen und den Kupferstichen voller Liebesgötter, welche ihr mit ihren Pfeilen und ihren Flibbogen immer so sonderbar vorkamen. Sie setzte sich daher auch jetzt ganz verschämt weit weg von Hochwürden in eine entfernte Fensternische, wo die „Kinder“ ihr Gesicht nicht sehen konnten.

Der Domherr aber war nun einmal wieder guter Laune. „Was würdest Du thun, Mary“ — fragte er sie neugierig nach

einer Weile — „wenn sie Dir Deine Söhne als Demagogen in's Gefängniß setzten?“

Die Mutterliebe selbst hätte hierauf keine kräftigere und feurigere Antwort ertheilen können als unsre Bäuerin. Sie sprach zuerst:

„Ich würde sie herauslügen, Hochwerden.“

„Aber wenn das Lügen Dir nichts hülfte, Mary, wenn die Richter nicht darauf hörten?“

„Dann, Hochwerden, ja, dann reiste ich nach Berlin und thäte einen Fußfall vor der Königin, daß sie mit dem König spräche wegen meiner Kinder!!!“

„Aber wenn nun die Königin es nicht thäte, Mary...?“

„Ei geht doch, Hochwerden, sie würde schon mit dem König sprechen.“

„Nun gut, Mary, wenn nun aber der König auf ihre Fürsprache nicht einginge?“

„Er würde es thun, Hochwerden, er würde es thun, wenn sie es ihm sagt... sonst, ja sonst... ich ließe an den Wänden des Gefängnisses in die Höhe wie eine Raß' und machte sie selber los.“ Sie stieß die letzten Worte in sichtlicher Aufregung, welche in einer lebhaften aber nur selten in Thätigkeit gesetzten Einbildungskraft ihren Grund hatte, mit kreischender Stimme heraus.

„Es ist gut, Mary, es ist gut — Du bist ein braves Weib“ begütigte der Domherr.

Mary saß von nun an still in ihrer Nische und Hochwürden begann sich mit seinen jungen Freunden Schulgeschichten zu erzählen, die überhaupt in der alten Curie der gewöhnlichste Gegenstand der Unterhaltung waren.

„Weiß denn Niemand“ — fragte Hochwürden — „ob auf der Schule zuweilen noch der abgegangene Schüler Renz spukt, oder ob sein Geist sich seit dem Tode des kleinen buckligen Magisters auch zur Ruhe begeben hat?“

„Man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört,“ antworteten die Schüler.

„O, um den ist es schade!“ rief Hochwürden lachend und erzählte: „Der Schüler Renz war ein besonders wilder Bursche, der durch seine Schülerstreiche unserm grundgelehrten Magister das Leben sehr verleidete, so daß seine späteren Zöglinge den zuletzt ewig zerstreuten und gedankenschwachen Mann mit demselben ängstigten, wie mit einem Knecht Ruprecht bis an sein seliges Ende. Er gehörte zu den großen Geistern, die, gewöhnlich Söhne von Schenkwirthen und andern Leuten, in deren Hause es von Rechtswegen lustig her geht, ihre Jugend schon in Quinta und Quarta austoben, von da aus sogleich mit einem salto mortale in's Philisterleben hineinspringen und oft Weib und Kind haben, wenn ihre Mitschüler mit dem Ränzel auf dem Rücken der Universität zusteuern. Zur großen Freude seines schreckhaften Lehrers bewerkstelligte er endlich seinen Rückzug von der Domschule, nachdem er drei Jahr in der Classe des Magisters gefessen, und nichts gelernt hatte. Der abgegangene Schüler Renz wollte nun zwar nach Amerika gehen; sein Plan zerschlug sich indessen, er blieb im Lande und nährte sich redlich. Die Schüler aber machten nun allerlei Spuk, der fortwährend dem abgegangenen Schüler Renz zugeschrieben wurde. Gewöhnlich ging einer von ihnen hinaus, trat bald darauf aus Leibeskräften von außen gegen die Thüre und lief davon. Wer war's? wer war's? rief der Magister.

Der abgegangene Schüler Krenz! antwortete der Pflock *), indem er die Thüre öffnete und dem Davoneilenden nachsah. Wie sah er aus? forschte der Magister in großer Aufregung. — Er trug eine blaue Jacke und die Hosen reichen ihm nur bis an die Waden, antwortete der Pflock. — Der böse Bube, er ist's, er ist's! schrie der Magister und auf diesen Ruf stürzte Alles hinaus, um Jagd zu machen auf den abgegangenen Schüler Krenz. Der abgegangene Schüler Krenz! so lautete das jubelnde Feldgeschrei. Die wilde Jagd ging über den Domplatz, von da auf den Schloßhof und in den Schloßgarten. Nachdem der abgegangene Schüler Krenz hier in den schattigen Laubgängen lange hin und her gejagt war, soll er da gewöhnlich im Gebüsch verschwunden sein. Der Magister aber trippelte immer vorsichtig, mit dem Röhrchen in der Hand hinter seinen Jünglingen her, um ihn zu züchtigen sobald sie ihn fingen und ich selbst bin ihm beim Spaziareugehn einmal so dort in einem der Gänge begegnet, ohne daß er in seinem Eifer nur Zeit gehabt hätte, den Hut vor mir abzunehmen. Pfst, Pfst — flüsterte er mir zu, wie auf der Schnepfenjagd — der abgegangene Schüler Krenz! — Der war damals bereits verheirathet und hatte zwei Stunden weit von hier auf dem Lande vor Jahr und Tag von seinem Vater die Bewirthschaftung eines Gasthofes übernommen."

Mehrere der Schüler, besonders aber der Tausendkünstler, hatten an diesen originellen Heßjagden selbst in ihren Kinderjahren noch Theil genommen und wußten noch Näheres da-

*) Der letzte Schüler, der an der Thüre sitzt und den Thürhüter spielen muß.

von zu erzählen. Alsdaun wandte sich das Gespräch auf ein anderes, jüngeres Erlebnis, dessen Erinnerung den Schülern allen gemeinsam und in das selbst der Domherr und Mary verwickelt war. Wenn nämlich die Zeit herannahte, wo die Schüler, welche sich zum Abgange auf die Universität rüsteten, ihr Examen bestehen sollten, mußten Hochwürden zuvor die Aufgaben zur Billigung zugesandt werden, welche ihnen bei der Prüfung gestellt werden sollten. Sie lagen dann einige Tage in einem verschlossenen Wandschranke in der alten Curie. Nun war Mary, die Alles, was den Schülern von ihren Lehrern Unangenehmes widerfahren konnte, nur aus dem Gesichtspunkte der Mutterliebe betrachtete, eine erklärte Feindin aller Relegationen und Carcerstrafen, sie gerieth in Wuth bei dem bloßen Gedanken an den unglücklichen Ausgang eines Examens, und war der Ansicht, daß alle derartigen Dinge nur von schlechten und verderbten Menschen ausgedacht seien, um braven Müttern Kummer zu bereiten. Sie versäumte daher auch niemals, insgeheim nach Anleitung des Tausendkünstlers, wenn auch in sehr fehlerhafter Schreibart von diesen Aufgaben Abschrift zu nehmen und diese den „Kindern“ zuzustecken. Es war dies bald an allen Orten weit und breit in den Schulen bekannt geworden, und wo ein Schüler nichts Rechtes gelernt hatte, kam er gewiß, wenn die Zeit der Prüfung herannahte, um an Ort und Stelle Mary's Geheimmittel für Gelehrsamkeit zu erproben. Besonders strömte unter diesen Umständen aus der Ferne die Jugend des hohen Adels sehr zahlreich herbei, welche Mary mit Stolz zum Spiel bei Hochwürden kommen sah, wie es ihr denn überhaupt nicht wenig schmeichelte, die Kinder so vieler „guter Eltern“ in der

alten Curie aus und einzeln zu leben. Hoch und Niedrig fand sich an den langen Winterabenden in der Gefindestube ein, wo dann während des Schafskopf- und Dominospiels das Wohl der Schule eifrig berathen wurde.

Als endlich der Rector den viele Jahre lang ausgeübten Betrug und die Quelle des Zustromens so vieler fremder Schüler entdeckte, erschrad der redliche Mann nicht wenig über den Zustand seiner Schule. Er meinte sich nun plötzlich von einer Schaar jugendlicher Verbrecher umgeben, und ordnete an, daß jeder Schüler, vom größten bis zum kleinsten, am folgenden Tage einen reinen Bogen Papier mitbringen und darauf eine Beichte ablegen solle, über Alles was er von sich selbst, von seinen Mitschülern und sogar von seinen Lehrern, kurz von der ganzen Schule — nur der Domberr und Mary waren durch ein stillschweigendes Übereinkommen von der Generalbeichte ausgeschlossen — Schlimmes zu bekennen wisse.

Seit dieser Zeit war ein Jahr verfloßen, es waren längst Vorkehrungen getroffen, welche Mary's Geheimmittel gegen den Mangel an Gelehrsamkeit, ihr Recept auf die schnellste Weise von der Welt Student zu werden, das schon so manchem lebenslustigen jungen Manne die besten Dienste gethan, plötzlich unwirksam gemacht hatten. Hochwürden aber hatte erst jetzt allmählig wieder den nöthigen Humor gesammelt, um mit Ruhe über eine Angelegenheit zu reden, die ihn fast seine Pfürnde gekostet hätte, und es verlangte ihn heute von seinen jungen Freunden über die große Generalbeichte Näheres zu vernehmen.

„D“ — rief August, einer der Jünglinge, der vor wenigen Tagen ohne Mary's Geheimmittel die Prüfung bestanden, bisher in der Gesellschaft wenig gesprochen und vorhin dem

Kartenspiele nur zugeschaut hatte — „o, diese Beichte brachte Sünden an den Tag, von denen sich die Schulweisheit unseres ehrlichen Rectors nichts hatte träumen lassen. Denn wie wir nun Alle dasaßen, Groß und Klein, im Betsaale der Schule, jeder vor seinem weißen Bogen Papier und beichteten, da brachten grade die allerunschuldigsten und kleinsten Scholaren urplötzlich heraus, daß sie ganz erschreckliche Sünder seien, sie hatten ihren Müttern Äpfel, Birnen, Kirschen und allerlei Eingemachtes weggenascht! Kurz, sie hatten Beichten abzustatten wie Felix im Wilhelm Meister, und dabei liefen ihnen die hellen Zähren von den Backen herunter und ihr Bogen reichte nicht aus, um ihr Sündenbekenntniß aufzunehmen. Doch kamen auch recht lustige Geschichten von aufgeweckten Scholaren vor. Einzelne Bekenntnisse von Vergehen, die als besonders schwer erschienen, wurden vom Rector öffentlich vorgelesen und gerade eins von diesen diente dazu, die gedrückten Lebensgeister wieder anzufrischen. Ein Tertianer hatte sich auf einer kleinen Reise in der einsam im Felde liegenden Breuhahnschenke gütlich gethan und, da die Zeche den Betrag seiner Kasse überstieg, dem Wirth seine Uhr zum Pfande zurückgelassen, der sich aber später weigerte, sie gegen Zahlung der Schuld herauszugeben. Von seinem Vater bereits wiederholt nach der Uhr befragt, verabredet er sich mit zweien seiner Klassengenossen, so daß beide sich zu dem Wirth begeben, sich ihm als eine Gerichtsperson und deren Schreiber vorstellen und ihn in der That zur Herausgabe der Uhr bewegen, nachdem sie ihm zuvor durch die Aufnahme eines Protokolls den Muth gebrochen. Das Protokoll und die Uhr in der Tasche lehrten sie jubelnd heim, um an dem großen

Beichttage auch ein schwachmüthiges Bekenntniß abzulegen. Hin und wieder aber klang dasselbe unwillkürlich wie Ironie und selbst der Rector konnte sich während der Vorlesung zuletzt eines Lächelns nicht erwehren, denn es mochte ihm auch die Betrachtung einfallen, wie wenig Weisheit und noch weniger *corpus*, verbunden mit einem abgetragenen Confirmationsfrack, schon ausreichte, um die Göttin mit der Waage und den verbundenen Augen in diesem irdischen Jammerthale zu repräsentiren.“

„Wie Du doch so sarkastisch zu reden weißt, August!“ sprach der Domherr. „Gelt, Du bist der schlimmste Demagoge von allen, die hier im Hause versammelt sind? — stille Wasser sind tief. Aber sage mir, ist es wahr, daß Du dem Rector einen weißen Bogen Papier eingereicht und allein Dich geweigert hast, Beichte abzulegen?“

Der Angeredete erröthete leicht; lachend nahm einer der übrigen Schüler für ihn das Wort:

„Ja, ja, Hochwürden, ihm steckten die burschenschaftlichen Ideen schon im Kopfe. Er erklärte dem Rector, von seinen eigenen Sünden wolle ihm leider augenblicklich keine einfallen, und Andre zu denunciiren sei er nicht aufgelegt, weil er kein Polizeispion sei. Der Rector erschrak anfangs über diesen Troß und drohte ihm mit dem Carcer. Als er aber auf seiner Weigerung beharrte, betrachtete er ihn mit Erstaunen, sprach ihn feierlich von der Beichte los und erklärte: das sei doch noch ein Charakter. Seitdem, wenn er bei der Erklärung von Cicero's *Officien*, ein zweiter Jeremias, seine großartigen Klagegesänge anstimmte, welche der Menschheit, wenn sie sie gehört hätte, würden durch Mark und Bein ge-

gangen sein und zum Schluß mit einer nach so viel Ernst oft fast komischen Wendung die Schuld der Welt auf die blonden Häupter seiner Primaner wälzte; wenn er uns, vor Verdruß, weil wir den Idealen, die er aus der Weltgeschichte in sein Bewußtsein aufgenommen hatte, nicht entsprachen, mit dem Namen einer besonders unentwickelten Fischart, die ihm in seiner Jugend einmal aufgefallen sein mußte, „Kaulpatten“ schimpfte, dann nahm er August ausdrücklich aus; wenn er im Begriff war, sich die Haare auszuraufen, weil wir nicht lauter Helden des Blutarch waren, dann warf er doch auf ihn noch einen zufriednen Seitenblick.“

Jetzt öffnete sich die Thüre und ein Mädchen von schlichtem Aussehen und keineswegs auffallender Schönheit trat ins Zimmer. Es war ein Bürgermädchen aus der Vorstadt, das ein hübsches Vermögen besaß und schon vor Jahr und Tag, als der Tausendkünstler noch die Schule besuchte, mit diesem verlobt war, zur großen Freude des Domherrn und Mary's, welche dadurch ihrem Sohne gleichsam eine, wenn auch bescheidene und reinbürgerliche, doch feste und reguläre Stellung in der Gesellschaft gesichert sahen, deren Mangel namentlich der Domherr doch zuweilen fühlen mochte, wenn er gähnend auf dem kleinen Sopha in der Gefindestube saß und mit den Schülern Karten spielte.

Das Mädchen legte ihren Mantel ab und hing ihn sorgfältig an der Wand auf. Sie hatte den Tausendkünstler, den sie unaussprechlich liebte, von der Jagd heimkehren sehen, als er vor dem Hause ihres Vaters in der Vorstadt vorbeiging, und kam nun ihn zu besuchen, wie sie jeden Abend that, wenn er sich in seinem Elternhause befand. Mary nahm einen

Leuchter von einem Gestell, zündete ihn an und leuchtete mit mütterlichem Behagen zu einem Alleinsein den Beiden hinüber in eins der mit Teppichen belegten, fast unbenutzten Prachtzimmer, an denen die alte Curie so reich war, wie sie stets zu thun pflegte, wenn die Gesindestube überfüllt war. Sie strich einen feinen weißen Überwurf, der den Staub abzuhalten bestimmt war, von dem Sopha zurück, bevor die Beiden niedersaßen, stellte den Leuchter vor sie hin auf den Tisch, der mit einer bunten, großblumigen gewebten Decke bekleidet war und setzte sich selbst in dem selben Zimmer nieder in eine der Fensternischen. Von hier aus warf die Bäuerin zuweilen einen frohen Blick aus den schweren, bis auf den Boden herabfallenden Vorhängen hervor auf die Beiden, indem sie sich in der Stille ihre Zukunft mit so reinem Himmelblau ausmalte, wie nur die Mutterliebe der Phantasie es herleihen kann.

Der Tausendkünstler schien zuerst des Geflüsters und des Gelosens satt zu werden. Vielleicht war er als lustiger Mediciner in der Universitätsstadt gewöhnt an feurigere Umarmungen als die treuen und herzigen Küsse seines Bürgermädchens aus der Vorstadt. Bald nachdem den Dombherrn nicht ohne Geräusch seine jugendliche Gesellschaft verlassen hatte, stand er auf, um, von der Jagd ermüdet, das Lager zu suchen und Mary begleitete freundlich und zärtlich die Braut des Sohnes mit dem schweren Leuchter bis an die Hausthür, die sie hinter ihr verriegelte.

Es war etwa um Mittag am folgenden Tage, als die Personenwagen, welche sonst täglich in der Frühe des Morgens nach allen Himmelsgegenden aus den Thoren des Städtchens hinausfuhren, alle auf der Chaussee vor dem Sixtithore in einer Reihe hintereinander standen. An dem ersten dieser Wagen war ein Personenwagen abgebildet, der dem, welchen man in natura vor sich hatte, bis auf die Peitsche herab auf's Haar gleich, nur daß die Pferde auf dem Bilde besser genährt waren als in der Wirklichkeit (der Maler knickerte nämlich mit der Farbe weniger als der Fuhrherr mit dem Hafer, er ist dafür aber auch als armer Teufel gestorben, während der Fuhrherr bereits zwei Töchter mit guter Ausstattung an den Mann gebracht hat); darunter stand „Gelegenheit nach;“ eben so gemüthlich trug der zweite Personenwagen, der in der Regel mit drei Pferden bespannt war, sein dreispänniges Conterfei mit sich in der Welt herum, — darunter stand geschrieben „Gelegenheit nach;“ und eben so der dritte mit der Inschrift „Gelegenheit nach;“ aber die sechs Peitschen, nämlich die drei gemalten, welche eine entfernte Ähnlichkeit hatten mit drei Regenbogen, und die drei wirklichen in der Hand der Fuhrleute, wiesen heute sämmtlich nach dem gesegneten Thüringerlande mit seinen lieblichen Thälern und Waldgründen, seinen behaglichen Menschen und Städten zu.

Eine bedeutende Anzahl junger Leute, mit langen und kurzen Pfeifen ausgerüstet, verschwanden allmählig in den drei geräumigen Wagen. Es waren die Schüler, welche bei der diesmaligen Osterprüfung für die Universität reif erklärt waren und die nun heute mit den noch auf der Schule zurück-

bleibenden Primanern und einigen gerade anwesenden Studenten ein Freudenfest feiern wollten. Im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren meint man es noch mit der Freude ernsthaft, man macht noch Zurüstungen zu einer rechtschaffenen Lustbarkeit. Deshalb mußten heute für diese Jugend die drei Personenwagen angespannt werden, um sie nach einem drei Stunden entfernten Städtchen, wo man sich ungenirt fühlte, als unter den Augen des Rectors, zu einem Commerc hinaus zu fahren, der nach Schülersitte noch während die Mittagssonne am Himmel stand, die bereits recht feurig herniederbrannte, um zwei Uhr Nachmittags begonnen werden sollte.

Nachdem die Mitfahrenden eine Weile durcheinander gerufen und geschrien hatten und während sie eben noch drinnen beschäftigt waren, ihre Pseifen sämtlich in Brand zu setzen, zogen die Pferde an, die kleinen zottigen Hunde, von denen jeder Personenwagen ein Exemplar besaß und die auch auf den gemalten Personenwagen neben den Pferden herbellten, immer in schräger Richtung hart an den Vorderfüßen der trabenden Pferde nebenherspringend, unermüdlich die Klepper an und unter dieser Musik ging's die Straße hinab, wo einmal, während die offiziellen Meilenzeiger von Frankfurt predigen, ein Bruder Studio mit Kreide an einen Kirschbaum geschrieben hatte: „Weg nach Jena.“ Wer einmal desselben Weges zog, der weiß auch, was diese drei Worte sagen wollen, er vernimmt dabei fröhliche Wanderlieder und das Klappern der hölzernen Bierkrüge, wie man sie hier schon kennt; er sieht eine Reihe stolzer Burgen am Wege stehen und seine Seele hält wieder einmal ihre Einkehr in Dornburg beim „Speciellen“ und da sitzt sie so frei, wie Gott sie geschaffen hat, und

stemmt nach Burschensitte die Arme auf den Tisch, an den der schwere Wanderstab, der sie durch's irdische Leben begleitet, gelehnt ist

Das Ziel unsrer jungen Reisegesellschaft war übrigens schon mit dem nächsten Städtchen erreicht. Als die drei Personenwagen vor demselben über die lange steinerne Strombrücke rollten, sah man auf dem Verdeck des vordersten einen Studenten, von kleiner, aber kräftiger und untersehter Statur — es war Niemand anders als der Tausendkünstler — mit ausgestrecktem Arm stehend balanciren. Auch als der Wagen dann weiter den kurzen etwas abschüssigen Weg zur Stadt hinabflog, stand er fest auf seinem halsbrecherischen Posten.

In der Stadt war es schon ganz lebhaft, denn es war Sonnabend und man ließ gerade nach thüringischer Sitte ein Wasser in der ganzen ziemlich abschüssigen Stadt herum, das den Zweck hat, die Straßen zu reinigen und von durchreisenden Wikbolden die Stadtpost genannt wird. Daß nun aber auch noch die drei Personenwagen hintereinander in's Thor einführen, war ein ganz unerhörtes Ereigniß, da einer allein schon genügte, um die Bewohner des Städtchens an's Fenster zu locken, wie es denn mehrere alleinstehende Frauenspersonen gab, welche sich expreß am Marktplatz eingemietht hatten, um ihn, sammt der vorbeigehenden Fahrpost, täglich recht in Augenschein nehmen zu können. An den besonders vielen Blumentöpfen, hinter denen diese Damen hervorsahen, waren ihre Fenster kenntlich. Freilich fehlte es in keinem der niederen Fenster an blühenden Topfgewächsen, so wie überhaupt das Grün an den Häusern nicht vermißt wurde; denn an jedem Hause war eine Rebe gezogen, die unmittelbar aus

dem Steinpflaster hervorzuwachsen schien, deren Stamm zu ebner Erde durch ein kleines Stacket vor den auf die Weide vor's Thor hinausziehenden Schafen und Rindern geschützt wurde und sich vor dem ersten und einzigen Stockwerk der kleinen Häuser mit starken Zweigen ausbreitete, so daß von seinen frischen breiten Blättern auch nicht in dem entferntesten Kämmerlein der Busen einer sittsamen Magd unverhüllt blieb, wenn sie in der Frühe des Morgens sich von ihrem keuschen Lager erhob.

Überall sahen heute die Bewohner neugierig hinter ihren Blumentöpfen hervor; die ganze Stadt hatte bereits genug von thüringischer Gemüthlichkeit in sich, um sich herzlich mit den jungen Leuten über ihr glücklich bestandenes Examen zu freuen, was besonders bei den jungen Damen der Fall war. So ruhten Aller Augen mit Wohlgefallen auf dem Zuge, besonders auf dem Tausendkünstler, der auf seinem Personenwagen mit der Peise, die er in der ausgestreckten Hand hielt, vor jedem hübschen Gesichte salutirte und unerschütterlich feststand, während die drei Wagen dreimal, von den trabenden Rossen gezogen, um den kleinen Marktplatz herumflogen.

Als nun aber die dritte Umfahrt beendigt war und die drei Personenwagen so eben mit dem von mancherlei unter dem Wagen befestigten eisernen Ketten und andern Zurüstungen herrührenden ihnen eigenthümlichen Geflirre auf eine große Sonne lossteuerten, welche mit weit ausgebreiteten Strahlen über dem Thorwege eines Gasthofes hing, in dem bereits vor mehreren Tagen durch eine Deputation Quartier bestellt war, — da ereignete sich etwas, wodurch fast der ganze Festzug gestört worden wäre. Denn zu dem „Tausendkünstler“

herab, der eben wieder vor einer jungen Dame salutirte, rief aus dem Oberstock eines Häuschens eine Stimme im tiefsten Bierfaß:

„O Du Hansnarr! Du Schuft!“

Alles blickte hinauf. Aus einem der kleinen Fenster ragte der Oberkörper eines langen hagern Mannes weit hervor, der aus einer sehr langen Pfeife rauchte und eine kleine griechische Mütze auf dem Haupte trug.

„Der Philhellene! Der Philhellene!“ riefen zu gleicher Zeit mehrere Stimmen. Der Friedensstörer aber zog langsam den Kopf aus dem Fenster zurück, die Pfeife ihm nach und schloß das Fenster. Man sah seine ungeheuer lange, hagere Gestalt in dem niederen Zimmer stehen, die buchstäblich bis zur Decke emporragte.

„Er ist der Halbbruder des Tausendkünstlers!“ sagten Andere halblaut.

Der Tausendkünstler hatte seine Fassung nicht verloren; er stand unerschütterlich auf seinem Platze, bückte sich zu rechter Zeit als die Wagen unter der Sonne hindurch in den Thorweg des Gasthofes hineinflogen und sprang auf dem engen Hofe in demselben Augenblicke, wo die Pferde vor dem ersten Wagen stillstanden, mitten unter eine Schaar erschreckter Hühner vom Berdecke herab.

Alle zogen nun in den großen Saal des Gasthofes hinauf, wo in den Winkeln eine Anzahl von Theatercoullissen standen. Es befand sich nämlich eine reisende Schauspielertruppe am Orte, welche hier ihre Vorstellungen zu geben pflegte.

Die Studenten traten sogleich zusammen, um über die

dem Tausendkünstler angethane Beschimpfung zu berathen. Einer von ihnen übernahm es, dem Philhellenen in dessen Namen eine Herausforderung zu überbringen, als dieser selbst ganz unbefangen, die lange Pfeife im Munde, in den Saal trat. Wie es bei Schülercommercen der Fall zu sein pflegt, war auch hier ein Jeder von selbst geladen, der jemals mit der akademischen Matrikel in der Tasche auf dem Markte einer deutschen Universitätsstadt schlechten Caffee getrunken und leidlichen Tabak dazu gerancht hatte, und der Philhellene, der auch in diese Kategorie gehörte, ließ sich ein Gläschen Freibier, wo es zu haben war, nicht entgehen. Es gehörte das zu seinen Grundsätzen, was auch bei dem Director der Schauspieltruppe der Fall war. Dieser trat durch eine Seitenthüre, durch welche im Nebenzimmer seine zahlreiche Familie sichtbar wurde, in den Saal und brachte sogar auf seine zwei Semester, die er auf deutschen Hochschulen verlebt (am Ende des zweiten hatte er einen Professor, der ihm den Besuch eines von ihm nie gehörten Collogs nur mit dem Prädicat „Fleißig“ bezeugte, einen Ujel gescholten und war deswegen relegirt worden), mehrere „nicht studirte“ Herren von seiner Truppe mit, welche er wahrscheinlich heute hier auf Regimentsunkosten für den seit zwei Monaten rückständigen Sold schadlos zu halten gedachte.

Der Philhellene wurde bei seinem Eintritte von allen Seiten mit Vorwürfen bestürmt, einige Stimmen riefen sogar „hinaus!“ Wehmüthig verzog sich seine Miene bei diesem Rufe; etwas Kleinlaut machte er endlich selbst folgenden Vorschlag:

„Ihr Leute“ — sprach er mit der unter Studenten und

Schülern üblichen Unrede — „mein Halbbruder, der Tausendkünstler, wird, denke ich, für heute während Gurer Festlichkeit doch wohl mit mir sich zu vertragen geneigt sein, — laßt mich also hier. Dafür verspreche ich, da es hier an Waffen fehlt, so bald als möglich in die Universitätsstadt zu kommen und ihm dort Genugthuung zu geben. Das ist mehr als vom Geforderten verlangt werden kann. Ich breche dann um zwei Uhr Morgens hier auf, mache den Weg zu Fuß, bringe die Sache mit dem Tausendkünstler in Ordnung und gehe noch denselben Tag hierher zurück. So falle ich keinem Studenten zur Last, obgleich ich nicht zweifle, daß die Burschenschaft einem alten Philhellenen auf dem Sopha eines ihrer Füchse bereitwillig ein Nachtquartier anweisen würde, so wie ich auch nicht zweifle, daß der Mathematikus (hier wandte er sich an einen der anwesenden Studenten), auf dessen Brust ich das schwarzrothgoldne Band erblicke, ihm gern als Secundant zur Seite stehn wird.“

Da der Vorschlag von allen Seiten angenommen wurde, so ward des Vorfalles an diesem Tage nicht weiter öffentlich gedacht. Alles nahm an der langen Tafel Platz, die in dem Saale aufgestellt war und an der der Tausendkünstler den Vorsitz führte. Bald erscholl, von kräftigen Jugendstimmen, Gesang über den Markt des Städtchens hin.

Eine Stunde später, als in dem Saale bereits die Gesundheit der angehenden Musersöhne getrunken war, traten zwei Jünglinge aus der Thür des Gasthofes heraus. Der Leser kennt beide bereits, — es war August und der Mathematikus, den der Philhellene sich zu seinem Secundanten erwählt hatte. Sie hatten sich von der lärmenden Festlichkeit

hinweggeschlichen und schlugen zunächst den Weg ein, der durch ein enges Gäßchen zu dem wohlerhaltenen Schlosse hinaufführte, das noch im vorigen Jahrhunderte der letzte Herzog der Stadt an einer sehr romantischen Stelle erbaut hatte. Nachdem die Jünglinge sich der Aussicht vom Schlosse erfreut, stiegen sie an der entgegengesetzten Seite des Berges hinab, gingen eine Strecke weit am Ufer des Stromes hin in lebhafter Unterredung das Thal hinauf und kehrten dann auf dem nämlichen Wege zurück.

Schon als die Freunde in das Thal hinaufgegangen waren, hatten sie einen ältlichen Mann, welcher wie ein Kanzlist aussehend und damals flüchtig ihre Neugier erregte, mit einer Angelruthe am Ufer des Flusses stehen sehen. Er stand noch bei ihrer Rückkehr an derselben Stelle, aber seine Miene verkündete, daß er nichts gefangen hatte. Der Mathematikus blieb mit August stehen und fragte: warum er nicht erst für den Fischfang den Sommer abwarte?

„Ei“ — rief der Alte aus — „wer Fische fängt, weil er Hunger hat, kann nicht erst auf die Sommerwärme warten; und das ist leider bei mir und meinen Collegen der Fall. Ich bin, so zu sagen, der polternde Alte bei der Schauspieltruppe, die sich hier aufhält. Aber es gibt jetzt bei ihr nichts zu poltern: denn die Theilnahme des Publikums für unsere Vorstellungen war so gering, daß der Director nur in der thörichten Hoffnung, sie werde sich mit der Zeit schon finden, dieselben fortsetzte. Bald blieb die Löhnung aus, wir alle geriethen bei unsern Hauswirthen tief in Schulden, und nun hat die ganze Stadt Beschlag gelegt auf unsere Coullissen, Kleider, Hemden, Schuhe und Strümpfe. Nun soll uns der

Strom ernähren, da die Kunst es nicht kann; so stehen wir denn von früh bis Abends spät hier, um Fische zu fangen: dort am jenseitigen Ufer eine Strecke weit hinauf erblicken Sie den Soufleur mit der Angelruthe; er souflirt den Fischen die Stumme von Portici. Nicht sehr weit von ihm, dort im Weidengebüsch befindet sich der Regisseur; er studirt mit den Aalen die Reden Marinelli's ein, mit den Hechten den Tartuffe, mit den Forellen Egmont, mit den Karpfen Hamlets und Wallensteins Monologe, mit den eigentlichen Bachfischen Amalie und Karl Moor, mit den Schleien und dem übrigen Fischgesindel Birchpfeiffersche Stücke und französische Vaudevilles. Eine große Anzahl derselben hat der Regisseur schon für's Wasser bearbeitet. Beiläufig gesagt: Scribe's Glas Wasser ist in der Fischwelt besonders beliebt, es ist für sie eine Art Nationalstück, wie für den Preußen „Vor hundert Jahren.“ Der Regisseur hat aber auch eine höchst angemessene deutsche Bearbeitung davon für die Fische besorgt unter dem Titel: Der grundlose Brunnen.“

Über dies Geplauder lachten die beiden Jünglinge, geriethen aber zugleich sehr in Verlegenheit, weil sie nicht wußten, ob sie dem hülfbedürftigen Fischer eine Gabe anbieten sollten und durften oder nicht. Es entstand eine Pause im Gespräch, die August durch die gedankenlos hingeworfene Frage: „sind gute Schauspielerinnen bei dieser Truppe?“ beendete.

Jetzt war an dem Alten die Reihe verlegen zu werden.

„Nun, nun“ — antwortete er — „wer wird denn von den Weibern einer wandernden Schauspielertruppe viel Kunst erwarten? Unter den Männern, ich darf es wohl sagen (fuhr

er mit dem unverhohlenen Selbstgefühl, ein ganz leidlicher polternder Alter zu sein, fort), giebt es ältere Mimen, die, um nur ihrem eigenen Mannesstolze zu genügen, es bis zu einer seltenen Vollkommenheit des Spiels gebracht haben. Aber ein Weib wird ohne Aussichten auf eine lebenslängliche Versorgung gewiß keine Anstrengungen machen, ein hübsches Gesicht muß hier wie auf dem Liebhabertheater das Beste thun. Es genügt, wenn die Liebhaberin bei einer wandernden Truppe ein paar Jahre lang alle Stadtschreiber, Postsecretaire, Feldmesser und was sonst an unbeweibten Herren auf den Rathskellern kleiner Städte von der Kelle des Wirthes zu Mittag gespeist wird, in sich verliebt macht. Glücklich, wenn dann endlich einer von diesen für ihr hübsches Gesicht sie in eine schlichte bürgerliche Existenz einführt, wo sie mit der Haube auf dem Kopfe ihm Strümpfe stricken und Suppen kochen kann!"

Eine junge Dame, deren Kleidung, obgleich sie modisch war, doch Dürftigkeit verrieth, hatte sich mit einem kleinen grünseidenen Sonnenschirm, den sie über sich ausgespannt hielt, während dieses Gesprächs der Gruppe genähert, ohne von irgend Jemand bemerkt zu sein. Sie fiel dem polternden Alten um den Hals und rief: „Väterchen! die jungen Leute, welche der Sonnenwirth auf heute erwartete, haben gedroht ihm Tische und Stühle zu zertrümmern, wenn er den Director und die Truppe noch länger hier zurückhält. Ich war bei der Frau Directorin, half ihr die Kinder warten und habe Alles durch die Thürspalte mit angehört. Wir brechen nun noch heute auf nach Norden zu in die nächste Universitätsstadt. Ein Student, den sie den Tausendkünstler nennen, verspricht

uns dort die herrlichste Einnahme, von der wir auch dem Sonnenwirth seine Schuld bald würden bezahlen können.“

„Die braven Jungen!“ rief der polternde Alte und machte einen Freuden sprung in die Luft. „Einchen, ich irre mich nicht, diese Herren gehören auch zu ihnen — auf der Stelle wirfst Du beiden einen Kuß geben.“

Die beiden Jünglinge errötheten tief und auch Einchen, zwar schon aus ihren Rollen auf der Bühne, aber nicht im Leben selbst an das Küssen gewöhnt, stand in ihrer Überraschung einen Augenblick unschlüssig da. Dann aber hüpfte sie zuerst auf August zu, in dessen äußerer Erscheinung noch etwas Knabenhaftes lag, das seiner Seele bereits fremd geworden war, und küßte ihn auf die blühenden Wangen. Vor dem Mathematikus stand sie verlegener da; sie zupfte einmal an ihrer kleinen „Theeschürze“, er aber faßte plötzlich Muth, legte den Arm um ihre Schulter und ihre Lippen begegneten sich in einem langen Kusse. Sie vermochten nun ihren Begleitern nicht mehr in's Gesicht zu sehen, sondern gingen schweigend mit niedergeschlagenen Augen nebeneinander her der Stadt zu, während der polternde Alte erst eine Strecke weit zurückging, um dem Souffleur und dem Regisseur, welche noch immer ihre Angelruthe in's Wasser hielten, die Botschaft zu verkündigen, wobei August ihn begleitete.

Bald darauf saß August wieder an der Tafel in dem großen Saale, in dem das Gelage seiner Freunde stattfand, während der Mathematikus dem polternden Alten und seiner Tochter ihre wenigen Sackeligkeiten einpacken half.

Man hielt so eben, als August eintrat, einen sogenannten Wiedercomment, bei dem Jeder der Reihe nach ein Lied

singen mußte. Es waren, wie es bei Schülergelagen zu geschehen pflegt, eben nicht die frischesten und poesievollsten Lieder, die hier zum Vorschein kamen, oft mit sinnlosen Refrains, in denen weder Humor noch ein gewisses Kraftgefühl lag. Selbst an ganzen sinnlosen Sätzen fehlte es nicht und der Schauspieldirector flüsterte dem neben ihm sitzenden Schauspieler, der bei der Aufführung des „Don Juan“ die Titelrolle gab und an die geistreichen Ideen der Operndichter gewöhnt, an solchen sinnlosen, erzprosaischen Stellen in diesen Liedern Anstoß nahm, zu:

„Sinnlose Reden, lieber Freund, haben schon manchen Becher sauren Raumburger Weines gewürzt. Das ist die Genügsamkeit der Jugend, die süße Romantik der Flegeljahre — o, daß sie ewig grünen bliebe!“

Als die Reihe sein Lied zu singen an den Philhellenen kam, neben welchem August seinen Platz genommen hatte, sang er das Lied: Noch ist Polen nicht verloren, mit dem Refrain:

Strzynecki führet uns.
 Schon entbrennt des Kampfes Hitze;
 Polen macht sich frei,
 Bricht die Tyrannei.

Der melancholische Vortrag dieses Liedes drückte jenes ganze Übermaß von politischem, gesellschaftlichem und rein persönlichem Unbehagen aus, das man Welterschmerz nennt und das damals selbst in die Caffeehäuser und Schenken der kleinsten Städte seinen Weg gefunden hatte.

Zuletzt wurde der eigentliche Rundgesang angestimmt. Man sang das Lied: „Rundgesang und Nebenast,“ das mit

der zudringlichen Frage schließt: „Bruder, deine Schöne heißt —?“ und das der Reihe nach bei jedem einzelnen Zechgenossen wiederholt wurde. Hierbei wurden von den Jünglingen förmlich alle Mädchennamen aus ihrer Nachbarschaft zu Hause geplündert. „Sollte man nicht glauben“ — flüsterte der Director — „wenn man unsre jungen Wirthhe so heldenmüthig diese Namen ausrufen hört, sie wären schon in choro mit diesen Mathilden, Ottilien, Amalien und Theresen zum Pfarrer gezogen, um das Aufgebot zu bestellen? Und dennoch bin ich überzeugt, daß es kaum bei dem einen oder dem andern zu einem verstohlenen Händedrucke gekommen ist.“

Gar mancher aber nannte auch den Namen seiner Schwester und schaute dabei recht keck und verwegen drein, als wär' es die Königin von Saba oder eine zweite Cleopatra. Der Philhellene, der einer Schauspielerin, welche besonders als Sängerin und zumal als Donna Anna großen Beifall zu finden pflegte, vergeblich den Hof gemacht hatte, ließ seufzend und resignirend die alte Frau Helena leben. Andere hatten Germania, Patria und ähnliche Namen genannt, welche sich unter den Amalien, Marien und Antonien seltsam ausnahmen. August wollte Libertas nennen, aber da dieser Name bereits früher genannt war, so sprach er *S u s a n n e*.

„Die alte Jungfer?“ fragte der Tausendkünstler, der das Amt eines Präses verwaltete.

„Die alte Jungfer Frisch = froh = frei = fromm,“ antwortete August.

„Er nennt die Burschenschaft Susanne,“ bemerkte hier der Philhellene gegen den Schauspieldirector.

Dieser, der bei keiner Gelegenheit versäumte, seine Betrachtungen laut werden zu lassen, sprach:

„Die Worte: frisch, frei, froh, fromm, oder vielmehr der Begriff dieser vier Worte, ist nicht von Jahn und den Turnern erfunden. Es ist ihnen ihre Epoche in der Entwicklung jedes männlichen Individuums angewiesen. Die alttestamentliche Jungfer Susanne reitet auf einem Esel durch alle Jahrhunderte und labt die Jugend aller Zeiten aus Schläuchen köstlichen alten Weines, den sie bei sich führt. Das ist der Wein der Keuschheit, der Leib und Seele gleichmäßig erfrischt. Mancher hat schon, wie die Turner, aus ihrem Schlauche die köstlichste Labe getrunken. Nur in der Fülle geistiger und leiblicher Gesundheit, welche aus ihm geschöpft wird und die noch keine Beziehung hat zu einem fremden Geschlecht, kann der Mensch sich selbst vollkommen genießen. Die edle Turnerei ist der Idealismus der von Haus aus im Grunde sehr prosaischen Flegeljahre. Die Worte: frisch, frei, froh, fromm drücken nur Beziehungen des Individuums zu sich selbst aus. Frisch, froh, frei, fromm kann auch der Einsiedler sein, der von der Welt abgeschlossen im Walde wohnt; frisch, frei, froh, fromm ist sogar das Reh, das mit seinen großen schönen Augen in einem stillen Buchenrunde geht. Erst die Liebe aber entfaltet die ganze Fülle des Menschenthumes.“

Bei den letzten Worten seufzte der Philhellene, an den der Director diese neue Expectoration gerichtet hatte, abermals tief, — vielleicht dachte er wieder an Donna Anna.

Das Gelage war beendigt. Die Becher standen und gingen im Saale umher, in Gruppen von Zweien und Dreien,

von denen der Eine den Arm um den Nacken des Andern geschlungen hatte. Man sah es wohl, das Wort des Lebens hieß hier noch: Freundschaft, und der blüthenreiche Kranz der Emilien, Theresen und Louisen war rasch vergessen. Ottiens Liebhaber drückte einen Kuß auf die rothen Lippen von Gustichens Verehrer, der in Prima neben ihm gesessen hatte, und in einem Winkel des Saales tanzten sogar ein paar Faselhänse um einander herum, fangen das Lied: „Bruder, ich und du“ (ein Seitenstück zu: Eduard und Kunigunde, das auch in weiteren Kreisen Anerkennung verdiente) und machten sich dabei, die zehn Finger ausstreckend, einander lange Nasen zu.

August stand neben dem Philhellenen, welcher sehr stark getrunken hatte und nun aus unaussprechlicher Sentimentalität seine bittersten Thränen weinte, — zuerst über die Welt im Allgemeinen, sodann über Polen insbesondere und endlich über sich selbst und sein eignes verfehltes Dasein.

Als draußen die Pferde vor den Personenwagen gespannt wurden, stimmte einer der Jünglinge das Lied an:

„Das walte Gott,
 Daß wir nach tausend Jahren
 So froh wie heut'
 Einander wieder sähen,“

das in dürren prosaischen Worten eine so volle Befriedigung ausspricht, wie man kaum glauben sollte daß die Wirklichkeit des Daseins sie jemals gewähren könne. Dennoch konnten seine Gefährten sämtlich mit gutem Gewissen in das Lied einstimmen und kräftige Jugendstimmen trugen dieses nur

in etwas übermüthige Worte eingekleidete Lob- und Danklied zum Throne des Höchsten empor. Dieser aber sah nachdenklich und sinnend auf seine schöne Erde herab und fand von Neuem, daß Alles gut war.

In der Abenddämmerung setzten sich die drei Personewagen, auf dem vielkantigen Steinpflaster klirrend und brummend wie schwerfällige Kreisel, unter dem Gebell der Hunde wieder in Gang. Dicht hinter ihnen her und gleichsam unter ihrem Schutze zogen zwei Wagen, welche die Schauspieler mit ihren Habseligkeiten und den Kindern des Directors führten, aus der Stadt. Vergnügt hatte jedes Mitglied der Truppe zu der Zeit, welche die Schüler zur Abreise bestimmt hatten, mit seinem Bündel unter'm Arm auf dem Markte, wo jetzt die lange Reihe sämtlicher Wagen aufgestellt war, sich eingefunden. Nur der erste Liebhaber, der noch ganz zuletzt kam und als Proviant eine Anzahl gebratener Tauben in eine Zeitung eingewickelt bei sich führte, zeigte ein verdrießliches Gesicht, denn er hatte die Bekanntschaft einer ältlichen, aber reichen und vornehmen Dame aus der Residenz gemacht, die sich einer Erbschaftsangelegenheit wegen hier aufhielt, und gehofft, bis zu ihrer Rückreise sein Schürzenstipendium bei ihr genießen zu können. Dagegen war die Donna Anna auch zur Zeit der Abfahrt noch nicht zugegen. Der Philhellene hatte bemerkt, daß sie, bevor die Verschwörung gegen den Wirth zum Ausbruche gekommen, mit einem Weinreisenden auf's Land hinausgefahren sei. Die Frau des Directors bestätigte dies mit der Bemerkung, daß beide wohl erst spät heimkehren möchten.

Obgleich nun keine Donna Anna zugegen war, so hörte

man doch aus dem hintersten Wagen her, als die Gesellschaft zum Stadthore hinausfuhr, die Arie erschallen:

Reich mir die Hand mein Leben,
Komm auf mein Schloß mit mir!

Es war der gefeierte Don Juan der Truppe, der, sich in vergnüglichen Opernphantasien wiegend, sich eben behaglich auf seinem Eckplatze zurechtsetzte, und mit dem blanken Stahl auf einen Feuerstein loshämmerte, um seine Pfeife in Brand zu setzen.

Der Schauspieldirector hatte seinen Platz unter den Schülern und Studenten genommen. Der Mathematiker aber saß Linchen gerade gegenüber unter den Schauspielern. Ihr zur Seite der polternde Alte, der, wie er behauptete, einen vollen Monat lang vor Sorgen nicht geschlafen hatte und nun während der ganzen Reise unaufhörlich schnarchte, um bei dem ersten Sonnenblicke, der heute auf sein geängstetes Herz gefallen war, das Versäumte schleunigst nachzuholen.

Auch der Philhellene befand sich unter der Reisegesellschaft. Er hatte gewünscht, sich auf den ersten der Wagen zu dem Kutscher auf den Boß setzen zu dürfen. Durch Augusts Vermittelung erhielt er diese Erlaubniß und versank alsbald, von Wein benebelt, auf seinem hohen Sitze in einen tiefen Schlaf, wobei er, in bedenklicher Weise mit dem Oberkörper hin und her schwankend, seine Griechenmütze verlor. Nachdem er dann mehrere Tage lang die Gastfreundschaft seiner jungen Freunde in Anspruch genommen (denn im Hause des Domherrn durfte er sich, zumal nach dem Vorfalle mit dem Tausendkünstler nicht blicken lassen), legten diese Geld zusammen, um ihm

eine neue Mühe zu laufen, bezahlten ihm einen Platz auf dem Personenwagen und schickten so den trauernden Philhellenen mit guter Manier nach seinem Patmos zurück.

Die Schauspieler übernachteten in einem Wirthshause vor dem Thore der Stadt, wo ihnen ihre jungen Freunde, nicht ohne eine zarte Hindeutung auf die zerbrechlichen Fensterscheiben einen neuen Credit eröffnet hatten. In der Frühe des folgenden Morgens setzten sie ihren Weg fort und als eben die Glocken der alten Universitätsstadt zum Osterfeste in die Kirche läuteten, zog diese leichtsinnige Gesellschaft zu den Thoren derselben herein.

Es war an einem heitern Frühlingstage, die Bäume blühten wieder in den Gärten von der alten Universitätsstadt, in die ein neues Geschlecht von Musensohnen vor wenigen Wochen eingezogen war. Die wackern Pfarrer und Pächter in der Provinz hatten dafür gesorgt, daß auch diesmal der nöthige akademische Nachwuchs pünktlich beim Beginn des neuen Semesters, wie es am schwarzen Brette angekündigt war, bei den edlen Professoren anklopfen konnte. Rothe Backen, einen Beutel voll Mutterpfennige und den gehörigen Leichtsinns hatten sie nicht zu Hause auf ihren Dörfern gelassen, denn man gebraucht sie nothwendig zum deutschen Studentenleben. Besonders den Leichtsinns. Denn um auf deutschen Universitäten mitleben zu können, wie hier seit Jahrhunderten gelebt ist, muß der junge Student vor allen Dingen die Ermahnungen in den Wind schlagen, die er von Eltern und

Lehrern auf den Weg bekommen hat und das, wenn er dafür hätte Fracht zahlen müssen, ihn hundertmal mehr gekostet hätte als seine Kleider, Bücher, Pfeifen und die von dem jüngsten Brüdchen auf ein akademisches Triennium im Voraus fabricirten Fidibus zusammengenommen, sodaß er wie eine Kirchenmaus am Orte seiner Bestimmung angelangt wäre. Will er das dem Vater gegebene Versprechen erfüllen, sich vor den Weibern zu hüten, so muß er unter die Burschenschaft gehen; will er der Mutter folgen und sich vor den Demagogen in Acht nehmen, so tritt er in eine Landsmannschaft ein, und lebt wie Gott in Frankreich. Beides ist gegen die daheim getroffene Abrede. Sich um keinen Preis auf deutschen Hochschulen zu duelliren, hat er sogar seiner Cousine zuschwören müssen, ehe sie ihm in der Laube den Abschiedstuß bewilligte. Denn obgleich sie sich selbst sagen muß, daß eine Narbe ihm gar nicht übel stehn müßte, so wünscht sie doch nichts sehnlicher als ihn nur erst wieder mit heiler Haut von der Universität herunter zu haben, falls bis dahin noch nicht über ihre Hand verfügt sein sollte. Und zum Überfluß, obgleich die helläugige Nixe, die Loreley des deutschen Studentenlebens schon, freilich dem Auge des Philisters unsichtbar, auf den Bahnhöfen steht und die ankommenden „Füchse“ einfängt, um sie den akademischen Verbrüderungen zuzuführen, so läßt sich doch bei ihrer Bestallung als Studiosen der Prorector alle jene zahllosen Versprechungen noch einmal durch einen Handschlag an Eides Statt bekräftigen. Demnach begreift Du wohl, mein Leser, daß der liebe Gott in seiner Weisheit in deutschen Universitätsstädten alle Hände voll zu thun hat, um nur Sonnenschein genug zu machen für die Herzen der deutschen Studen-

ten und mit diesem die furchtbaren Gewissensbisse zu zerstreuen, die so leicht in ihrer Brust erwachen könnten, und Du begreifst ferner, daß es ihm oft an Zeit fehlen muß, auch unsere armen Philisterseelen immer pünktlich mit Sonnenschein zu versorgen. Daher auf seiner schönen Erde die vielen Staatschamorrhoïdarien, hypochondrischen Schriftsteller und die vielen andern Menschen in allen Ständen und Verhältnissen, deren Seele oft bis zu Tode betrübt ist . . . sie aber singen und jubeln von Geschlecht zu Geschlecht:

Wir sitzen hoch zu Pferde
 Und reiten durch die Welt,
 Wie der allerschönste Siegesheld.

Wenige Wochen waren erst wieder seit dem Beginne des neuen Halbjahrs verflossen, da schlenderten die „Füchse“ schon so gravitatisch-nachlässig durch die krummen Gassen der alten Universitätsstadt, als hätten sie hier die Häuser von ihren Urgroßvätern geerbt, und da war kein Wirthshaus in der Stadt, in dem nicht die erst kürzlich aus der Heimath wieder angelangte Jugend bereits die Röcke an den Nagel gehängt, die Hemdsärmel aufgekämpelt und die Arme auf den Tisch gestützt hätte.

Auch August gehörte zu dem glücklichen akademischen Nachwuchs und er hatte bereits den Weg in die Burschenschaft gefunden. Der Mathematikus und der Tausendkünstler waren auf die Universität zurückgekehrt und jener hatte sich eng an August angeschlossen, während Dieser seine eignen Wege ging und wenig mit ihnen verkehrte.

An einem Nachmittage forderte der Mathematikus August zu einem Spaziergange auf und beide suchten die mit Kirsch-

bäumen bepflanzte Allee auf, welche nach Thüringen zu führt. Sie waren bereits eine Strecke weit gegangen, als sie auf der Landstraße in einiger Entfernung einen sehr großen Herrn und eine Dame nebeneinander hergehen sahen. Der Herr trug einen schwarzen Frack, ein weißes Halstuch und sah überhaupt in seiner festlichen Kleidung und mit der langen Peise in der Hand ganz wie ein Candidat der Theologie aus. So kam es, daß die beiden Spaziergänger erst als das Pärchen ihnen ganz nahe gekommen war, den Fremden erkannten. „Der Philhellene! der Philhellene!“ riefen sie gleichzeitig aus und waren nicht wenig verwundert über die Veränderung, welche in seiner äußern Erscheinung vorgegangen war.

Der Philhellene reichte der jungen Dame, um die Freunde vergnügt zu umarmen, das aus einer reinen Serviette künstlich geschürzte Bündel, das er bisher unter dem linken Arme trug. Die Dame schien die Verwunderung der Spaziergänger über die Umgestaltung ihres Begleiters zu bemerken; sie lächelte zufrieden und stand etwas abseits auf der Chaussee. In der einen Hand hielt sie das Serviettenbündel, das ihr der Philhellene übergeben, und ihren Strickbeutel, in den sie den Torso eines Strumpfes, an dem sie im Gehen strickte, bei der Annäherung der Studenten hineingeschoben hatte. In der andern den Knicker, den sie rasch über sich ausgespannt hatte.

Gleich anfangs hatten die beiden Spaziergänger unwillkürlich einen fragenden Blick auf die junge Dame geworfen. Der Philhellene stellte ihr jetzt zunächst in ritterlichster Weise seine Freunde vor und nannte alsdann diesen auch den Namen seiner Dame. Es war Niemand anders als die „Donna Anna“, welche mit dem Weinreisenden auf's Land hinaus-

gefahren war, als die Schauspielergesellschaft von den Schülern aus Pharas's Händen befreit wurde.

Spät Abends erstehrte an jenem Tage die Donna Anna mit dem Weinhändler zurück und beide nahmen am andern Morgen, nachdem sie noch zuvor ein Champagnerfrühstück genossen hatten, unter zärtlichen Küffen von einander Abschied. Der Wirth zeigte nun, wo die drohende Gefahr in den Personen der Schüler verschwunden war, sich nicht geneigt die Donna, ohne Zahlung von ihr erhalten zu haben, ihrer Truppe nachziehen zu lassen. Zum Unglück aber war es auch gegen die Grundsätze des Weinreisenden gewesen, für unverheirathete Frauenzimmer Bürgschaft zu leisten und so mußte Donna Anna nothgedrungen im Gasthose zur Sonne zurückbleiben.

Jetzt suchte sich der Philhellene, selbst völlig vereinsamt, der Verlassenen wieder zu nähern. Da ihr unfreiwilliger Aufenthalt in dem Städtchen sich sehr in die Länge zu ziehen drohte (die Einnahmen des Directors in der Universitätsstadt waren doch nicht so glänzend, daß er die Donna Anna hätte auslöfen oder nur seine eigue Schuld dem Sonnenwirth überfenden können) und da eine Schauspielerin nichts mehr haßt, als Langeweile und gänzliche Vereinsamung, so fand er jetzt bei ihr ein geneigtes Gehör. Sie beschloß, wie sie sagte, aus dem Philhelleneu einen ganz neuen Menschen zu machen, nahm die geringe Summe, welche er erhielt, löchte auf dem alten Feuerherde, der neben der Kammer des Philhelleneu unbe- nutzt stand, flachte seine zerrissenen Kleidungsstücke, reinigte seine Wäsche und stopfte ihm Strümpfe. Eines Tages nahm sie sogar ihre Schürze ab, band sie ihm über die Schulter unter dem Arme zusammen, sah ihm seine langen verworre-

nen Locken vom Haupte herunter und machte ihm dann sorgfältig einen Scheitel. Den Sonnabend darauf las man im Wochenblättchen der Stadt:

„Der Philhellene
Und die Donna Anna
Empfehlen sich als Verlobte.“

Man behauptete nicht ohne Grund, der Philhellene habe diese komische Anzeige selbst einrücken lassen. Er stellte dies beharrlich in Abrede und Donna Anna lachte. Darüber verwunderten sich die Leute in dem Städtchen nicht wenig, denn sie hatten erwartet, daß die Sängerin über diese Anzeige entrüstet sein werde. Allein Diese hatte sich bereits mit der Mutter des Philhellenen heimlich in Correspondenz gesetzt, ihr über die guten und schlechten Seiten ihres Sohnes, über seine gegenwärtige Lage und die Mittel zu seiner Rettung so verständige und einsichtsvolle Briefe geschrieben, daß die vornehme stolze Frau, welcher in dieser Zeit über ihren Sohn plötzlich von anderer Seite ungleich günstigere Nachrichten zugehen als vor seinem Verkehr mit Donna Anna, Dieser, wie sie gewünscht hatte, vertrauensvoll eine nicht unbedeutende Summe Geldes zu ihrer Verheirathung mit ihm und ihrem Erstgeborenen den heissesten mütterlichen Segen zu seiner Verbindung mit der Theaterprinzessin übersandte.

Die Donna Anna bezahlte von der erhaltenen Summe zunächst ihre Schuld an den Sonnenwirth. Den Philhellenen, dessen Kleidung völlig abgetragen war, versorgte sie mit einer vollständigen neuen Garderobe, war indessen so vorsichtig bei Bestellung derselben auf die bevorstehende Trübsung besondere Rücksicht zu nehmen, so daß ihr Verlobter im Frack und

weißem Halstuche die Reise in die Universitätsstadt, wo sie das Theater wieder zu betreten und er selbst zunächst seinen Ehrenhandel mit dem Tausendkünstler auszufechten gedachte, antreten mußte.

So hatten also beide begonnen, und zogen in Staub und Sonnenhize die Chaussee hinan, welche sie zu dieser Stadt führte. Auf einem nur noch eine kurze Strecke von derselben entfernten Dorfe hatten sie Halt gemacht, um hier ein Mittagsmahl einzunehmen. Es bestand in Caffee und mitgebrachten Zwiebäcken, welche Donna Anna aus dem Strickbeutel hervorholte, — bekanntlich das billigste Mittagsmahl, welches sparsame Menschen auf Reisen in Wirthshäusern einnehmen können. Es hat schon manche Familie, die über Land zog, in den Schenken und Gasthöfen gesättigt und ich zweifle nicht, daß ein liebendes Paar dabei auch recht vergnügt in die Zukunft blicken kann. So plauderte auch unser Paar sehr heiter von den künftigen Tagen und der Anblick der behaglichen Wirthin, welche, das Haupt mit dem thüringischen Kopfstuche umwunden, ihnen die Kanne mit ihrer braunen Mahlzeit hereinbrachte, während ihre blühenden Kinder sich zu beiden Seiten an ihr Kleid gehängt hatten, hatte noch viel dazu beigetragen auch sie in eine überaus behagliche Stimmung zu versetzen. Nachdem sie die Kanne auf den Tisch gesetzt, schüttelte sie sich die Kinder scheltend, aber mit lächelnder Miene vom Leibe ab, und ihr Auge ruhte mit Mutterliebe auf den rothbäckigen Kleinen; die aber auch von ihren Gästen mit Wohlgefallen betrachtet wurden. Der Philhellene rückte flüsternd und verlangend seinen Stuhl dicht an den der Donna Anna heran und diese haschte mit der Hand nach dem jüngsten

Buben der Wirthin, der aber wieder an ihr vorbeiging, um seiner Mutter aus der Stube zu folgen. Er sah die Schauspielerin groß an, und legte sein Köpfchen schmeichelnd an ihre Kniee.

Diese hübsche Gruppe wurde indessen gestört, als sich bald darauf von Neuem die Thür öffnete und ein magerer, blaß und kränklich aussehender Mann in Hemdsärmeln hereintrat; an dessen Auftreten im Zimmer man alsbald erkannte, daß er der Wirth sei. Der Knabe sprang scheu zu der Mutter hinaus. Der Wirth aber trällerte bei seinem Eintritte das Lied: „Brasilien ist nicht weit von hier“ und machte dabei eine Bewegung mit der rechten Hand, als schlänge er mit dem Stabe einen Triangel, vermuthlich weil der von Thür zu Thür ziehende Sänger, von dem er das Lied gelernt hatte, dazu den Triangel schlug. Er trat mit unheimlicher Hast auf den Philhellenen zu und redete ihn mit den seltsamen Worten an:

„Wollt Ihr auch nach dem Lande Amerikakaka, Herr, wie die vielen Auswanderer, die jetzt hier vorbeikommen?“

Der Angeredete entgegnete, daß er in der Universitätsstadt seinen Wohnsitz zu nehmen gedenke, wobei er freilich nicht umhin konnte, im Stillen auch an das ihm dort zunächst bevorstehende Duell und dessen mögliche Folgen zu denken.

Der Wirth richtete noch mehrere seltsame Fragen an den Philhellenen und schneller als es ohne die Dazwischenkunft desselben wohl geschehen sein würde, verließ dieser mit seiner Schönen die Dorfschenke, in der es ihnen Anfangs so wohlgefallen. Als er dann seinen Freunden, die ein glücklicher Zufall ihm unweit des Dorfes und der Schenke entgegenführte, über die kleine Reise, welche er mit seiner Braut zurückgelegt,

Bericht erstattete, und dabei auch des Wirthshauses und seiner Bewohner gedachte, indem er über die Erscheinung des Wirthes sein Befremden aussprach, rief der Mathematikus aus:

„Du hast ihn also nicht wieder erkannt, Deinen Zeitgenossen von der Schule her, den abgegangenen Schüler Krenz, wie er später genannt wurde? Er hat Jahre lang sehr glücklich gelebt mit seinem jungen Weibe, da ist plötzlich seine alte Natur wieder zum Vorschein gekommen, die einst dem Magister so viel Sorgen bereitete. Er will nun durchaus Hab' und Gut verkaufen, um mit Weib und Kind nach Amerika auszuwandern . . . mit Einem Worte: der abgegangene Schüler Krenz hat übergeschnappt.“ Das Gesicht des Philhellenen verfinsterte sich bei dieser Kunde auf einen Augenblick, — es war als wäre ihm dies Zusammentreffen mit einem seiner ältesten Jugendbekannten als eine üble Vorbedeutung erschienen.

Doch erheiterte er sich bald wieder und unter mancherlei Gesprächen gelangte nun die ganze kleine Gesellschaft in die Universitätsstadt, wo die Donna Anna einstweilen bei der Schönen des Mathematikus, in der Wohnung des „alten Polterers“ ein Unterkommen fand und der Philhellene als Gast der Burschenschaft bewirthet wurde. Von allen Seiten wurden Vermittlungsversuche gemacht, um zwischen ihm und dem Taufendkünstler eine Versöhnung herbeizuführen. Sie scheiterte an der beharrlichen Weigerung des Philhellenen, seinem Halbbruder eine förmliche Ehrenerklärung zu geben, es schien, daß er in diesem Zweikampfe die ganze seiner Mutter, der er sich jetzt auf's Tiefste verpflichtet fühlte, angethane Schmach rächen wolle. Selbst die Thränen der Donna Anna blieben erfolglos. So mußte, nachdem ein voller Monat in frucht-

losen Unterhandlungen vergangen war, endlich Zeit und Ort für das Duell bestimmt werden.

Am späten Abende des Tages, der für das Duell festgesetzt war, saß in der Wohnstube des alten Stammschlosses der Familie des Domberrn eine trübselige Gesellschaft. Außer dem Ökonomen und seiner Wirthschafterin bestand sie aus dem Philhellenen, der den Tausendkünstler erschossen und seine nächste Zuflucht zu seinem Bruder, dem Pächter genommen; so wie aus dem Mathematikus, welchen der Philhellene, und dem „alten Sünder,“ einem Studenten, welchen der Tausendkünstler sich zu seinem Sekundanten erwählt hatte. Auch August und einige Freunde sowohl des Philhellenen als seines Gegners, die bei dem Zweitampfe anwesend gewesen, waren zugegen. Niemand aber wollte heute der Grog munden, den die Wirthschafterin des Pächters gebraut hatte.

Das Gespräch war sehr eintönig und drehte sich fast nur um den Verlauf des Zweitampfes, dessen Ausgang Niemand im Voraus zu bestimmen gewagt hätte, da der Tausendkünstler bei seiner großen körperlichen Gewandtheit auch im Pistolschießen für eben so gewandt galt, als der allerdings hierin besonders geübte Philhellene.

Ein Knecht öffnete die Thüre des Zimmers, steckte den Kopf von außen herein und meldete, indem er sich schlaftrunken die Augen rieb, daß der alte schwere Kutschwagen, das Einzige, was der Ökonom mit einigen alten Möbeln noch auf dem von ihm erpachteten Stammgute seiner Väter sein

eigen nennen konnte, im Dunkeln aus dem Schuppen auf den Hof geschoben war und daß die Pferde, seinem Befehle gemäß, gefüttert und mit Zaum und Selenzeug angethan im Stalle ständen.

„Es ist gut, Meyer“ antwortete der Ökonom. Die Wirthschafterin sagte nach einer längeren Pause das Gespräch wieder aufnehmend: „Wenn die Donna Anna ihr neues Engagement bei dem Theater nicht verlassen will, um mit dem Philhellenen in die weite Welt zu gehen: schicke sie ihm dann nur wenigstens das für die bevorstehende Verheirathung ihr anvertraute Geld!“

Von Neuem entstand eine lange, herzbeengende Pause. Auf den Entschluß der Schauspielerin, die durch einen Boten vom Ausgange des Duells in Kenntniß gesetzt war, waren Alle ängstlich gespannt.

Da plötzlich schlugen die Hofhunde an, welche man heute vorsichtig an der Kette gelassen hatte, so wie auch die Pforte nicht verriegelt war. Fast in demselben Augenblicke sprangen die Jagdhunde des Ökonomen, welche zwischen den Füßen der Mitglieder dieser einsylbigen Gesellschaft umherlagen und schliefen, mit wenigen Säßen nach der Thür. Ein leises Klopfen an dieselbe wurde von dem Geheul übertönt. Erst nachdem die Hunde auf das Commando des Ökonomen, sich niederzulegen, langsam unter den Ofen, der trotz der Jahreszeit glühend heiß war, um die Nachtkälte zu vertreiben, getrocknen waren, öffnete er behutsam die Thüre.

Vor der Thüre aber stand die Donna Anna im weißen Nachthäubchen, das Kleid mit einer Nadel bis an's Knie aufgesteckt, um mit dem Boten Schritt halten zu können.

Raum war sie in's Zimmer getreten und hatte die Gesellschaft begrüßt, als sie auch schon zum Aufbruche mahnte. Der Ökonom rief mit lauter Stimme den Befehl anzuspannen aus der Stubenthüre heraus und bald verkündete das Wiehern der Kofse auf dem Hofe, daß sein Rufen von dem schlaftrunkenen Knechte vernommen war.

Alle nahmen jetzt herzlichen Abschied von einander, der Philhellene weinte und Donna Anna mußte ihn, als er eben seinen Gefühlen Worte zu geben suchte und dabei August, dessen Hand er in der seinigen hielt, auf den Mond hinwies, durch einen leichten Schlag auf die Schulter zum raschen Einsteigen treiben.

Bald saßen die Beiden im Wagen und der Ökonom selbst warf den Rutschenschlag hinter ihnen zu. Die Gesellschaft trat jetzt hinaus vor den Hof und verfolgte die Richtung mit den Augen, welche der Wagen, der die Flüchtlinge eine Tagereise weit führen sollte, genommen hatte. Aber dieser war augenblicklich in der Nacht verschwunden und nur das Peitschenklatschen des Fuhrmanns, der seine Kofse zur Eile antrieb, schallte noch zu ihnen herüber.

Am Morgen kehrte August mit den übrigen Studenten in die Stadt zurück.

Am Abende des nächstfolgenden Tages sollte der Tausendkünstler bei Fackelschein begraben werden. Die jüngsten Studenten fanden sich, auf Anordnung des akademischen Begräbniscomité's mit Säbeln an der Seite, in kurze Jacken, Koller

und Kanonen als sogenannte „Renommirfische“ gekleidet, schon vor Mittag auf dem Markte zusammen, und so schlenderte denn der leichtsinnige Studententod, in Gestalt junger Bursche wie Milch und Blut, die ungeheuern Schleppefäbel auf dem Straßenpflaster hinter sich herziehend bis zur Stunde des Begräbnisses müßig und verlegen in den Gassen umher. Auch August war unter dieser Schaar bunter Wiedehopfe, von welcher sich auszuschließen als unverzeihlicher Hochmuth gegolten haben würde. Er zog mit ihr aus dem Wirthshause Einer Verbindung in's andre, in deren jedem die bunten Vögel von ältern Studenten, welche hier ruhig in Hemdsärmeln ihren Caffee tranken, mit Wein und Bier bewirthet wurden, hörte ihr Geschnatter, das sich auf Alles in der Welt, nur nicht auf die Gedanken und Trostgründe, die man in Todesanzeigen und Leichenpredigten findet, bezog, seine eignen Gedanken aber schweiften über diesen engen Kreis hinaus und holten bald, wie treue Hunde, den flüchtig gewordenen Freund auf der Wanderung nach dem Meere zu ein, bald hörten sie in der Curie des Domherrn treue Mutterliebe senfzen und stöhnen und es war ihnen, als träte diese in Mary's Gestalt an die Leiche des Tausendkünstlers heran und rührte sie an mit ihren vollen, bis über den Ellbogen hinauf unbekleideten Armen und rief, im blinden Vertrauen auf ihre Kraft: Lazarus steh auf. . . .

So kam der Abend heran und der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Das „Ideal“ (so lautete der Spitzname eines Studenten,) trug unbedeckten Hauptes ein Ruheliffen vor dem Todten her, zwölf andre Studenten trugen den Sarg, neben diesen her schritten Ehrenwachen in festlicher mittelalterlicher Tracht mit gezogenen Degen und die jungen Studenten zogen

Wirrend mit ihren Schleppefäbeln auf und ab. Zwischen dem Sarge und der großen Schaar der Fackelträger, welche ihm in schwarzen Sammetröcken folgte, schritt der Domherr einher im schwarzen Frack, das Ordenskreuz auf der Brust. Mary, die Bäuerin, lag krank und mit verweinten Augen daheim in der alten Curie. Neben ihm her aber ging mit einfach bürgerlichem Anstand die Braut des Tausendkünstlers und trocknete unablässig mit einem weißen Tuche sich die Thränen von Augen und Wangen. . . .

Nachdem dies Paar mit den Studenten den Tausendkünstler begraben hatte, trennte es sich auf dem Friedhose von ihnen, und bestieg weinend und wehllagend (denn auch der Domherr hatte zuletzt seine Fassung gänzlich verloren,) einen Wagen, in dem der Jäger, dessen der Leser sich wohl noch erinnert, sie um Mitternacht in die alte Curie zurückbrachte. Die Studenten aber begaben sich im Trauermarsch nach dem Markte zurück, um hier die Fackeln zu verbrennen. Sie warfen alle in die Mitte des Marktes zusammen und sangen, während das Feuer zu einer mächtigen Lohzunge angeschürt wurde, einen Vers aus dem Liede „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,“ der in melancholisch- und doch behaglich-reflectirender Weise auf den Tod eines „Bruders“ Bezug nimmt. Das Lied schmeckt etwas nach der gemüthlich-verständigen maurerischen Küche, und die Verbindungen der maurerischen Küche mochten zu der Zeit, da es entstand, in der That bis zum Olymp hinauf reichen, von wo ihnen die Götter zu jedem ihrer Ordensfeste einige ihrer besten Freuden in den Topf lieferten. Diese Zeit aber war die, wo der deutsche Geist „mit Beilchen bekränzt“ auf dem Rasen saß und überall aus Thränen hervorlächelte. Es war

August, als sähe er ihn auf dem Grabe des todtten Studenten sitzen und weinen . . . gehörte nicht auch Dieser seinem Wesen nach einer Zeit an, die längst dahin war mit ihrer überseligen Gemüthlichkeit, welche in einer Überfülle von Kraft und Nothheit verborgen war?

Sprach dieses Lied aber eine Stimmung aus, die für August bereits etwas sehr Fremdartiges hatte, so konnte er dagegen das zweite Lied, dessen Gesang der Burschenbrauch hier verlangte, aus desto vollerer Brust mitsingen. Es war ein Lied von gutem Klang, das lateinische „Gaudeamus igitur,“ bei dem jeder Student sich in einen Meßpfaffen vor dem Hochaltar der Jugendlust zu verwandeln scheint und von dem jeder Bers wie eine Kanne trefflichen Weins Dich anlacht. Mit dem unvergleichlichen Wohlwollen dessen, der das Leben zu genießen versteht und es daher auch andern gern gönnt, ist jede Zeile gesättigt und getränkt; alle Jungfrauen sollen leben, ruft das unvergleichliche Lied, aber auch die Frauen, die guten und arbeitsamen sollen leben, — die Professoren und alle Glieder der Universität sollen immer in floribus sein . . . August sang das Alles so recht aus voller Brust und es freute ihn als er bemerkte, wie das umstehende Volk sich immer mehr und mehr in den von den Studenten gebildeten Kreis hineindrängte, gleichsam um von dem freigebig wie Weihwasser ausgetheilten Studentensegen auch sein Theil zu empfangen.

So hatte dies einem alten Herkommen gemäß hier gesungene Lied selbst schon bezeichnet, daß Leid und Trauer bei dieser Jugend niemals einen festen Boden gewinnen kann. So zog dann auch, einem zweiten akademischen Herkommen gemäß, die ganze Schaar der Studenten, nachdem sie so dem

totden Bruder die letzte Ehre erwiesen, in's Wirthshaus. Man hatte diesmal zum Versammlungsorte den Gasthof der Eisenbahn ausersehen, der, vor dem Thore der Stadt gelegen, in seinem geräumigen Saale fast die ganze Universität aufnehmen konnte. In feierlich-ernster Weise zwar wurde hier das Gelage, als bereits Mitternacht nahe war, begonnen, hatte indessen nach mehreren Stunden doch bereits eine ziemlich wilde Haltung angenommen.

Der Morgen graute schon, als eine Schaar von Trunkenen, welche auch den Ausgang des Saales besetzt hielt, den „Fürst von Thorn“ aufzuführen begann. August, der gleich Andern nicht in der Stimmung war hieran Theil zu nehmen, suchte sich Dem zu entziehen; er öffnete ein Fenster des Saales, das in's Freie hinausging und aus dem sogleich die frische scharfe Morgenluft in den dumpfen Saal hereindrang und sprang zuerst hinaus fast mitten in ein Kornfeld hinein. Gar mancher folgte ihm nach, denn der Vorschlag nach einem kaum zehn Minuten entfernten im freien Felde gelegenen Dorfe hinauszuziehen und dort zu frühstücken, fand großen Anklang.

Bist Du selbst, lieber Leser, schon einmal nach einer im Bechertreise durchwachten Nacht in aller Frühe durch ein thaufeuchtes Kornfeld gegangen? Du wirst dann Dir eine Vorstellung von dem machen können, was jetzt in Augusts Brust vorging. Eine Lerche, aufgeschreckt durch die frühen Wanderer, fuhr plötzlich aus ihrem Neste mitten in den Saaten singend in die Luft empor. In einiger Entfernung schnitt ein

Knecht aus dem Dorfe mit einer Sense, die wie eine Maulkrommel durch's Feld klang, in einem blühenden, mit vielen rothen Aklatschrosen durchwachsenen Akeefelde Alee für den Bedarf des Tages auf einem Bauernhose, und eine Magd lud den frischgeschwittenen behutsam auf ein Wäglein, vor dem ein braunes Pferd stand, welchem man einen Arm voll des feuchten blühenden Alee vorgeworfen hatte, den es mit großem Behagen zum Frühstück verzehrte. Knecht und Magd hielten in ihrer Arbeit ein und betrachteten verwundert den Zug der Jünglinge, der sich in der Tracht vom vorigen Abende jezt, wo eben die Sonne des neuen Tages zum Vorschein kam, recht feltjam ausnahm. Guten Morgen, meine Herren! rief der Knecht mit lauter Stimme ihnen zu; einige der Jünglinge scherzten im Vorübergehen mit der Dirne, August aber schlug vor beiden die Augen nieder und im feinem Innern rief eine Stimme: O, nur kein verlornes, verfehltes Dasein auf dieser Welt, — ich könnt' es nicht ertragen!

Man fand den Hof des Bauernwirthshauses im Dorfe bereits geöffnet; es war derselbe große Bauernhof, aus dem Knecht und Magd so früh zum Futterholen auf's Feld gezogen waren. Da indessen das Haus selbst verschlossen war, so begaben sich die Jünglinge in den großen Baum- und Rasengarten nebenan, wo einige auf den in der Mitte des Gartens aufgeschlagenen hölzernen Bänken sich ausstreckten, während man andere bald im hohen Grase schnarchen hörte. Als bald lehrten Knecht und Magd vom Felde zurück, und während der Knecht von einem Stalle zum andern ging, um dem Vieh sein Futter zuzutheilen, bereitete die Magd an einem starken Feuer auf dem großen Heerde des Hauses den Morgentrunf,

den sie dann in mächtigen Kannen, deren sie mehrere zu gleicher Zeit im Arme trug, in den Baumgarten brachte und in der Mitte desselben auf der hölzernen Tafel niederlegte. Die kleinen runden blauen Tassen, an denen Kübe mit Mellerinnen abgebildet waren, brachte sie alsdann in einem Korbe und den braunen „Zuckerland“ in einer Schüssel, aus der sich jeder sein Stück herausnehmen mußte.

Die Sonne stand jetzt bereits in voller Pracht am Himmel, als die Jünglinge meist einzeln oder in kleinern Gruppen, um nicht in ihrer seltsamen Tracht am hellen Morgen Aufsehen zu erregen in die Stadt heimlichlichen.

August war auch hier einer der ersten, welche sich entfernten. Er schlich sich in die Stadt und legte in seiner Wohnung die mittelalterliche Rüstung ab. Ein Gefühl innern Mißbehagens verließ ihn den ganzen Tag über nicht. Denn es giebt einen gefunden „Kajenjammer“ der menschlichen Seele, dessen Reaction bei Naturen, die durch das Leben nicht abgestumpft sind, nach einer durchschwärmten Nacht niemals ausbleibt und der August angeweht hatte wie frische Seeluft aus den wogenden Saaten der grünen Felder, als er aus dem geöffneten Fenster in's Freie hinausgesprungen war, kurz bevor auch die ersten Strahlen der Morgensonne auf sein phantastisches Costume fielen.

Solch frischer Seeluft brachte auch ein Brief aus Bremen noch ein gutes Theil mit, den August in seiner Wohnung vorfand. Der Philhellene meldete darin, daß er in Gesellschaft der Donna Anna glücklich in dieser Stadt angelangt sei und sich noch an demselben Tage mit ihr nach Bremerhaven begeben werde.

Hier saß er bereits, als die Studenten den Tausendkünstler begruben, günstigen Wind erwartend, mit seinem Hochzeitsfrack angethan im Hasen und erfreute sich an einem Glase Grog, das die Donna Anna von ihren gemeinschaftlichen Reise- und Ausstattungsgeldern für ihn bezahlt hatte. Da trat ein Mann an Bord in Hemdsärmeln, von verwildertem Aussehen, der rief aus, als er mitten auf dem Bersteck stand:

„Suche! ich hab' mein Jugendideal, Amerika ist's genannt; aber erst hielten mich Vater und Mutter und dann Weib und Kind hier zurück (denn sie strebten nicht nach vorwärts wie ich), daß ich nicht konnte zu mein'm Jugendideal kommen. Jetzt aber, jetzt sind sie alle todt, Vater und Mutter, Weib und Kind, ja todt, mausetodt, und mein Jugendideal lebt noch, wenn auch mein Haar schon ergraut. Und mein Haus und Hof daheim hab ich verkauft, um zu mein'm Jugendideal über das große Wasser zu fahren — Fisat Amerika-kaka!“ Und dabei fuhr er mit der Hand in der Luft hin und her, als schlüge er dazu den Triangel.

Der Philhellene hatte, gleich dem Leser, in der langaufgeschossenen Figur des seltsamen Schiffsgastes sogleich den „abgegangenen Schüler Krenz“ wieder erkannt. Auch dieser erkannte seinen Gast aus der Schenke jetzt wieder und trat zu ihm, um ihm mit dem Lächeln des Wahnsinns auf den Lippen ausführlicher zu erzählen, daß bald, nachdem er mit der Donna Anna bei ihm sein einfaches Mittagsmahl gehalten, ihm selbst Weib und Kind gestorben seien und wie er dann schnell das Seinige verkauft habe, um sich mit Geld für die Auswanderung nach Amerika zu versehen.

Der Philhellene schauderte. Amerika, das Land der Frei-

heit, war auch das Land seiner Ideale gewesen; er seufzte tief und dachte, wie er erst, nachdem er seinen Halbbruder im Zweikampfe erschlagen und dadurch in Europa für die Gesellschaft abgestorben war, dahin gelangen sollte, gleich jenem Bauern, dem erst Weib und Kind absterben mußte, bevor er zu seinem „Jugendideal“ gelangen konnte. . . .

In diesem Augenblicke betrat bewaffnete Mannschaft das Schiff und fast gleichzeitig riefen mehrere Passagiere, welche die Ursache zuerst erfahren hatten, entsetzt aus: „Ein Mörder, ein Mörder befindet sich am Bord!“

Der Philhellene schrak zusammen; die Donna Anna, die in einiger Entfernung von ihm stand und dem bunten Gewühl der Auswanderer zuschaute, stieß einen durchdringenden Schrei aus, denn sie glaubte den Philhellenen alsbald gefesselt vor sich sehen zu müssen. Der Polizeibeamte wurde von dem Schiffscapitain nach der Stelle zu geführt, wo der lange Wirth neben dem Philhellenen stand, und befahl seinen Leuten, den abgegangenen Schüler Renz zu binden. Bald nach seiner Abreise hatte sich gegen ihn der dringende Verdacht ergeben, daß er Weib und Kind durch Gift aus dem Wege geschafft habe, um seinem „Jugendideal“ Amerika nachjagen zu können. Da er zu Fuß dem Meere zureiste und seinen Nachbarn zuvor den Weg bezeichnet hatte, den er nehmen werde, so war er durch den ihm nachgesandten Steckbrief noch am Bord des Schiffes erreicht worden.

Der Wirth trat jetzt vor seinen ehemaligen Mitschüler hin und flüsterte ihm zu: Ich komme bald nach — sie wollen mich in's Gefängniß werfen — aber ich breche mich durch und komm' zu mein'm Jugendideal — grüßt mir das Land Ame-

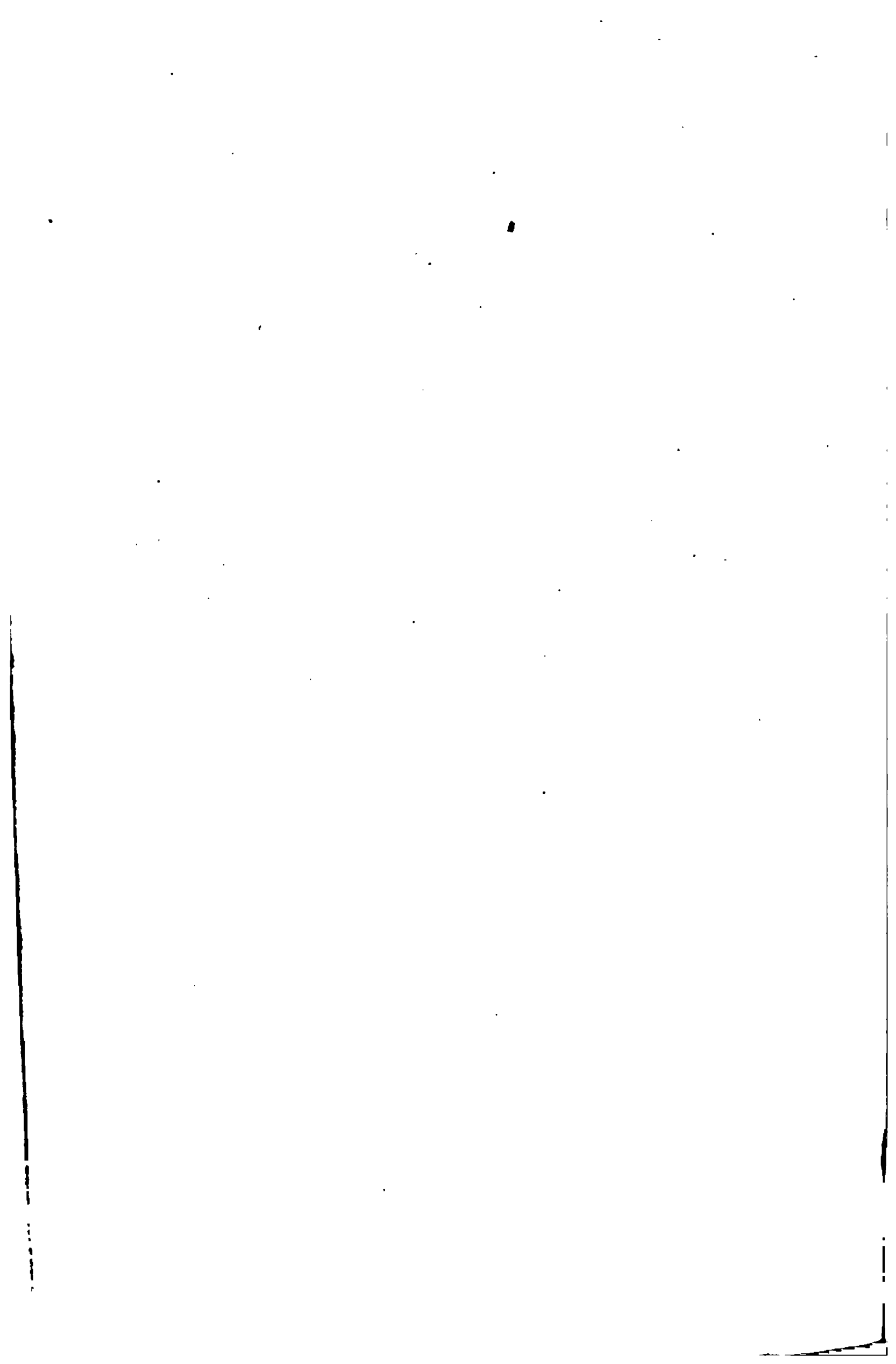
ritafata!" Und damit suchte er die gebundene Hand zu bewegen als schlüge er den Triangel.

Tieferschütterert harrte der Philhellene mit Donna Anna noch eine Nacht am Bord des Schiffes, bevor die Anker gelichtet wurden. Am nächsten Morgen aber blies ein günstiger Wind in die Segel und dieselbe frische Morgenluft, von der ein Hauch August entgegenwehte, als er nach der durchwachten Nacht das Fenster öffnete und in das Kornfeld hinaussprang, trieb das Schiff, das den Philhellenen mit seiner Braut trug, in die hohe See.

Es ist seitdem keine Kunde mehr von ihnen nach Deutschland gekommen. Vor einigen Jahren stellte die Mutter des Philhellenen, deren stolzer aristokratischer Natur die Nachricht von dem Zweikampfe der beiden Söhne des Domherrn und dem Ausgange desselben sogleich eine stille innere Genugthuung gewährte, durch amerikanische Zeitungen die eifrigsten Nachforschungen nach ihnen an, wahrscheinlich um ihnen auch über den Ocean noch eine Summe Geldes nachzusenden, aber vergeblich. Vielleicht bleichen ihre Gebeine in der See: man weiß, daß bald nach ihrer Abreise ein Schiff im Sturme verunglückte, doch weiß man nicht, ob sie sich gerade auf diesem Schiffe befanden. Vielleicht aber auch stehen Beide in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, tief im Innern Amerikas irgendwo nebeneinander an die Umzäunung ihrer Farm gelehnt und schauen in die sinkende Sonne Er drückt die Hand seines braven Weibes, das ihm den Schweiß von der Stirne trocknete, als er die Bäume des Urwalds fällte und das sich jetzt ein Recht erworben hat auf die Verzeihung der Landpartie der Schauspielerin mit dem Weinreisenden, über

die er sich einst so leichtfertig hinwegsetzte Mit der alten Welt haben Beide so völlig gebrochen, wie mit ihrer eignen Vergangenheit Selbst wenn sie aus den Zeitungen wüßten, wie emsig die treue Mutter nach ihnen umhersucht, sie würden sich bedenken, ehe sie auch ihr nur ihren sichern Schlupfwinkel in der neuen Welt verriethen

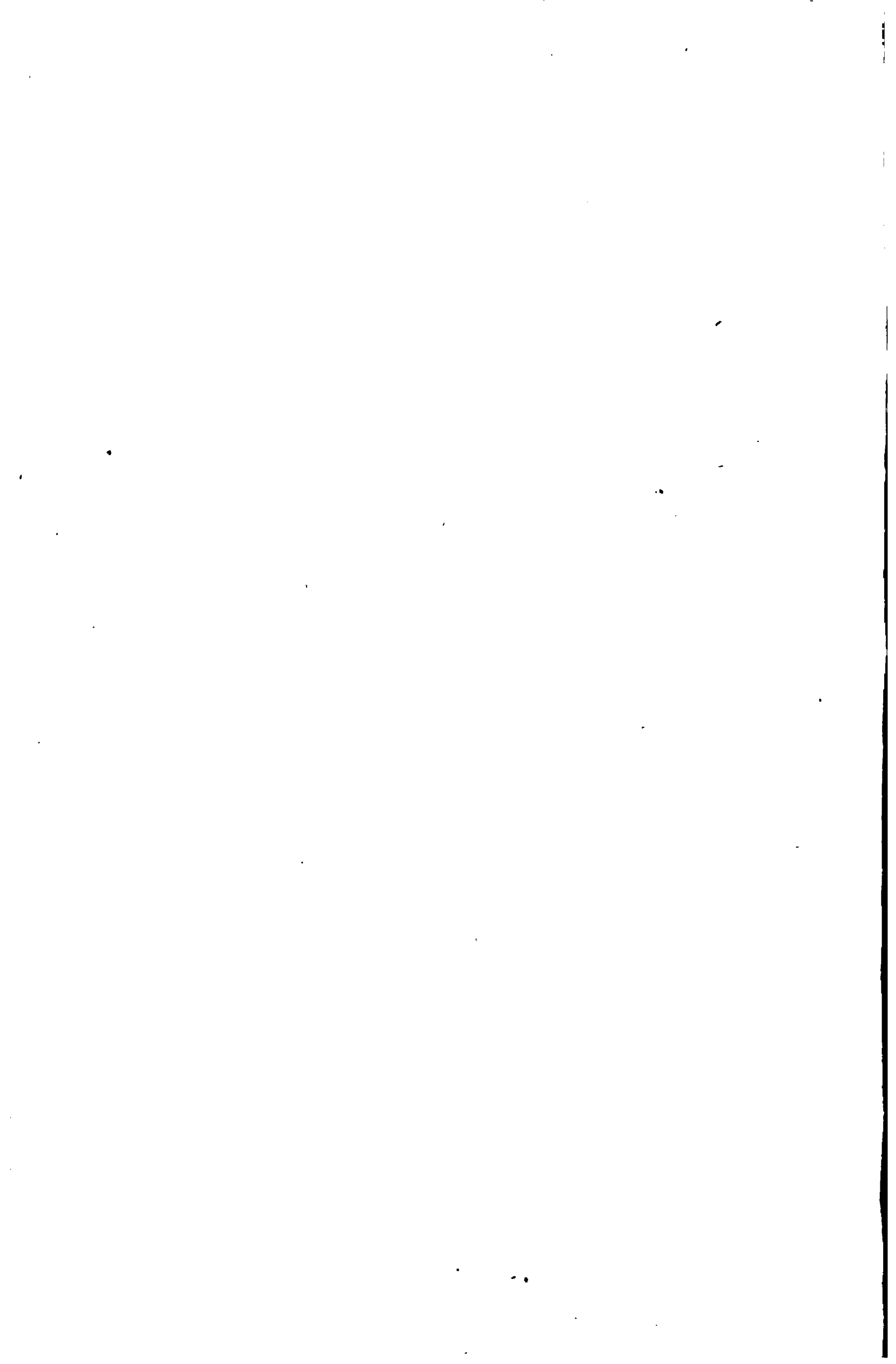
Der „abgegangene Schüler Aenz“ hat die Eisengitter noch nicht durchfeilen können, um zu seinem Jugendideal zu gelangen. Er sitzt im Irrenhause seiner Provinz und singt dort „Brasilien ist nicht weit von hier“ und dazu macht er noch immer die Bewegung mit der Hand als schlüge er den Triangel. Zuweilen aber hat er lichte Augenblicke, dann nimmt er eine sehr weise Miene an und spricht: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, und dabei nimmt er aus der Schüssel der Irren seinem Freunde, dem Kaiser von Marocco, das beste Stück Fleisch vor der Nase weg und schneidet sich dazu ein großes Stück Brod ab vom Roggenbrode der Irren.



Eine frühe Schuld.

Von

Alfred Meißner.



Unter den Menschen, die mir im Leben begegnet sind, haben wenige auf mich einen so tiefen und eigenthümlichen Eindruck gemacht, wie ein junger Mann, den ich hier, wo ich seinen wahren Namen nicht nennen darf, als Eduard Falkland einführen will. Von der Natur mit allen Fähigkeiten ausgestattet, die einen großen Wirkungskreis öffnen und ihrem Besitzer einen glänzenden Platz unter seinen Zeitgenossen sichern, war er doch, wie durch einen Schicksalspruch in sich selbst gebannt und dazu bestimmt nur in sich zu leben, und, von den Menschen wenig oder falsch verstanden, alle Kräfte seines Innern nur sich selbst zu entfalten. Theilnahmslos für die Bewegung der Zeit, fremd ihrer Politik, ihrer Literatur feindlich, war sein Leben Einsamkeit und geheimnißvolles Schaffen zu eigener Beruhigung, nicht zu fremdem Nutzen und Frommen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß Naturen, welche einmal den Weg von der Gesellschaft hinweg in die Einsamkeit hinein gefunden, ihn wie von einer unheimlichen Kraft angezogen immer weiter verfolgen, bis sie ganz verloren gehn; Falkland war auf diesem Wege trotz seiner Jugend schon ein gutes Stück gegangen und so kam's,

daß ihn die Welt aus den Augen verloren hatte, wie er seinerseits mit gediegenem Stolze auf sie verzichtete.

Durch Zufall kam ich ihm nahe und gewann, glücklicher als mancher andere, sein Vertrauen. Er öffnete mir seine verschlossene Natur, und gewann es sogar über sich, mich, nachdem ich manche Prüfung vortheilhaft bestanden, in die Werkstätte seines einsamen Schaffens einzuführen. Falkland war Poet und zwar einer der eigenthümlichsten, die mir noch vorgekommen. Man denke sich eine nordische Landschaft. Dort unter einem klaren Nachthimmel dehnt sich ein unermessliches Land aus, an dessen scharfingezeichneten Felsklippen ein Meer in ewiger Unruhe brandet. Weiße Schneegebirge leuchten aus der Ferne herüber, den Vordergrund unterbricht nur hier und da eine lebensergende Hütte, ein grüner Baum. Der eintönige Pulsschlag des Meeres mißt den Zeitraum eines großartigen Schweigens ab. Da flammt auf goldenen Säulen das erste Nordlicht empor, es beleuchtet die starre Gegend, das brandende Meer, die Klippen, die fernen Schneegipfel — und unsäglich erfüllt das Gemüth des Beschauers.

Nur durch dies Bild kann ich den Eindruck wiedergeben, den Falklands Dichtungen auf mich machten. Ein latter und strenger, ein verzweifelnsvoller Ernst bedingten ihren Charakter mit seiner Größe und seinen Gebrechen. Alles an diesen Schöpfungen war hart, dürr, trocken wie alter Basaltboden, aber alles war auch groß und bedeutungsvoll. Sie hatten neben ihm, der mit großartigem Bewußtsein vom Werthe seiner Arbeiten sprach, bald keinen irrigeren Bewunderer als mich.

Vor allen andern Dichtungen Falklands zog mich ein dramatisches Gedicht an, das die Erscheinung der ersten Schuld im Menschengeschlechte behandelte und jenen großartigen Charakter vorführte, der gewissermaßen als Erfinder des Mordes und der gewaltsamen Vernichtung durch den Haß für alle Zeiten in schauerlicher Größe dasteht: ich meine Cain. So merkwürdig das Gedicht in sich selbst schon war, so unbegreiflich ward es mir, als der Verfasser mir erzählte, daß er es zu einer Zeit geschrieben habe, wo das Gemüth gewöhnlich nur für die heitersten Erscheinungen des Lebens Sinn hat: am Ausgang des reifen Knabenalters, im siebzehnten Jahre! Der Proceß, wie ein so junges Gemüth zu solchem Thema und solcher Darstellungsmacht gekommen, war mir ein Räthsel. Falkland erwiderte, daß eine erschütternde Katastrophe, die ihn damals betroffen, sein bis dahin heiteres Leben erstarren gemacht. Er habe nur fortgeschrieben in der Stimmung, die ein großes Schicksal ihm bereitet habe und seitdem sei er Poet. Dies Gedicht sei eine Klage um ein verlorenes Eden und um eine fatalistische Verschuldung. Das Wort „Dämonie“ kehrte dann mehrmals auf seine Lippen wieder, es schien als glaube er an eine persönliche Schicksalsmacht, die, indem sie ihn ganz besonders hervorgesucht, ihn mit unheimlichem Zauber zu dem gemacht, was er nun sei. Mit einem Worte, diese Dichtung sollte das Produkt einer inneren Revolution sein, die ihm fortan für alle Zukunft einen einsamen und eigenthümlichen Weg vorgezeichnet habe.

Ich hatte mehrere Monate mit Falkland verlebt, ehe er sich trotz eines gegebenen Versprechens entschließen konnte, mir die düstre Katastrophe seiner Jugend zu erzählen, die ihn

so seltsam verwandelt. „Der Weg in meine Vergangenheit zurück,“ sagte er, „hat sich im Laufe der Jahre mit dichtem Walde bedeckt; und ich fürchte die Wölfe darinnen. Ich brauche Muth und Überwindung, vor allem aber eine gute Stunde um Ihnen das alles zu erzählen.“ — Die gute Stunde kam. Jeder Mensch hat retrospektive Augenblicke, in welchen ihn der Panzer des Tages drückt, wo ihn die Wunde schmerzt, die ihm hier oder dort das Leben schlug, und wo er den zum Arzt nimmt, der ihm eben nahe ist. Ein solcher Augenblick war für uns beide gekommen und Falkland begann wie da folgt.

„Ich, den Sie als einen ernsten und kalten Menschen kennen gelernt haben, bin einst einer der heitersten Knaben gewesen, die jemals unter Gottes Sonne auf dieser Erde herumgesprungen. Nachdem mein Vater so frühe gestorben war, daß ich kaum noch ein Bild von ihm in der Erinnerung behalten, wuchs ich unter der sanften Aufsicht einer Mutter auf, die den Eigenwillen ihres Kindes nur durch Liebe zu leiten, nie durch Strenge zu brechen suchte. Nichts fehlte mir von dem, was ein Leben geordnet und pünktlich machen kann; ich besaß gute Lehrer, liebe Gespielen, ein schönes Haus und einen schönen Garten vor der Stadt, den ich frühe schon mit kindlichem Stolze als mein künftiges Eigenthum zu betrachten gewohnt war. Ich selbst war, was man so nennt, ein vielversprechender Knabe. Schon frühe erwachte in mir ein ausgeprägter Sinn für Kunst und alles Schöne. Die Malerei sprach zu meiner Seele, Musik konnte mich zu Thränen bewegen, das Theater regte all mein innerstes Leben auf. Doch hinderte mich eine leidenschaftliche Unruhe, die mich planlos

heute dies, morgen jenes treiben ließ, stets daran, auf irgend einem Gebiete der Kunst selbstständige Fortschritte zu machen.

Als meine Ungeduld wuchs, nebst der Stadt, aus der ich bisher noch nicht herausgelommen, noch ein weiteres Stück der Welt zu sehen, erlaubte mir meine Mutter eine Tante zu besuchen, die eben damals ihre podagrischen Füße im warmen Wasser von Tepliz badete. Ich war eben vierzehn Jahre alt geworden und dünkte mich nicht weniger als einen erwachsenen Mann. Meine Tante, eine alte Coquette, bemerkte mit Vergnügen meine hochgewachsene Gestalt, mein freies Benehmen, die Sicherheit des Tons in meiner Rede; an ihrer Seite herwandernd, ihren Schwal über den Arm gelegt, glaubte sie mich leicht für einen jugendlichen Verehrer ausgeben zu können.

Ich weiß nicht ob Sie Graupen kennen, ein Städtchen, das noch reizender ist als das reizende Tepliz? Wunderbar pittoresk in seiner Armuth und Verkommenheit zieht es sich einen Bergabhang hinauf, der mit einer prächtigen Vegetation: uralten Kastanien und noch älteren Eichen bewachsen ist. Ein frisches Bergwasser, so recht für Forellen geschaffen, durchschneidet den kleinen Ort und stürzt von Fels zu Felsen ins Thal hinab. Ihm zu beiden Seiten stehn, in ihren Gärtchen versunken, die kleinen Häuser, als ob sie in einer langsamen Wallfahrt zur Höhe hinan eben ausruhten. Dies alles überragen auf zwei nachbarlichen Berggipfeln die Trümmer zweier schwesterlichen Burgen. Sie übersehen alles, Kastanienwald und Städtchen, Gebirgsbach und Ebene.

Dieser Ort war es, an den wir eines schönen Sommer-

nachmittags in vier Wagen herangebraust kamen, eine zahlreiche Gesellschaft. Am Fuße des Berges angekommen, stiegen wir aus; jeder Herr wählte eine Dame und im allgemeinen Gespräch, langsam und bedächtig, ging es zur Burg hinan, in der ein freundlicherer Schlosswart, als ihn das Mittelalter gekannt haben mag, die herbeiziehenden Gäste mit Kaffee zu bewirthen pflegt. Es war ein heißer Augusttag; wir freuten uns als wir aus dem Bereich der Häuser hinausgekommen, die breiten Laubdächer der Eichen über uns hatten. So näherten wir uns dem letzten Regel der Wilhelmshöhe. Da schlägt plötzlich das laute Gebell meines Hundes an mein Ohr, die klagende Stimme eines Kindes mischt sich darein und mein Herz sagt mir, daß ein Unglück geschehe.

Es war doch nicht so groß, als ich mir's gedacht! Als wir um die Wendung des Pfades herumkamen, den der Hund vorangewellt war, konnten wir's mit einem Blick übersehn. Neptun, der die ganze Zeit hindurch, von der Hitze gepeiniget, in den Hecken herumgejagt hatte, stand keuchend und mit blutendem Maule da. Eine Ziege, durch den Hals gebissen, lag verröchelnd am Boden, und ein kleines Ziegenweidendes Mädchen, mit einem dürrn Stöckchen in der Hand, stand neben dem Thäter und seinem Opfer, zwischen dem Empfindungen getheilt den Mord zu rächen und ihn zu betrauern.

Noch sehe ich den Platz vor mir! Ein Raum, von einem sanften Rasenabhang eingeschränkt, war von Buchen und Eichen auf's lieblichste beschattet. Ein Ziehbrunnen von grauen moosbewachsenen Quadern eingefast, von Farnkraut und Kresse üppig umwuchert, stand in der Mitte. Ein alter

Näbel lag, umgestürzt am Brunneneingang. Die That war geschehn, als die kleine Hirtin eben ihre Thiere hatte tränken wollen.

Und wie lieblich erschien mir dieses Kind! Es konnte nicht mehr als dreizehn Jahre zählen. Die großen schwarzen Augen standen ihm voll Thränen, zwei schwarze Zöpfe, beinahe — so schien es — zu schwer und groß für das kleine Köpfchen und den schlanken Hals, faßten das bleiche Gesicht wie in einen dunklen Rahmen. Das Mädchen war ärmlich aber reinlich gekleidet. Ein grobes aber schneeweißes Hemd deckte den Oberleib und war noch um den Hals zusammengezogen; darunter schlug die erwachende Brust. Ein kurzes schwarzes und roth gestreiftes Röcklein fiel bis an die nackten Knöchel herab. So kniete die Kleine vor dem Thiere nieder und da sie es unwiederbringlich todt sah, strömten ihre Thränen noch heftiger.

So eigenthümlich war die Erscheinung und der Schmerz des Kindes über seinen Verlust, daß die ganze Gesellschaft gerührt stehn blieb. Ich, von des Mädchens Anblick auf's Tiefste bewegt, vergaß sogar den Mörder zu bestrafen. Wedelnd und auf dem Bauche kriechend kam er an mich heran, indes ich Augen nur für das Kind hatte. „Ist das Ihr Hund?“ sagte sie, ruhig aus ihren Thränen herausblickend. „Den müssen Sie besser erziehen!“

Ein Herr aus unserer Schaar zog einen Thaler hervor. „Hier Du nettes Kind,“ sagte er, „damit ist Dein Verlust vergütet. Was mag,“ fügte er hinzu, „auch so eine Ziege werth sein?“

Mir zerriß es das Herz das Mädchen leiden zu sehn und die Art, wie man sie trösten wollte, schien mir nicht minder grausam. „Es war mein Hund, der es gethan,“ rief ich, „lassen Sie mich den Schaden ersetzen.“ Dabei zog ich ein Beutelchen hervor, das mir meine Mutter bei der Abreise geschenkt und das mehrere Goldstücke enthielt. Aber das Mädchen erhob sich. „Den Thaler nehme ich an,“ sagte sie, „ich werde ihn meiner Mutter bringen. Aber mehr nehme ich nicht an, denn uns gebührt nicht mehr. Wir werden ja noch etwas an der Ziege lösen.“ Dabei sah sie sich nach den andern Thieren um, die gefühllos beim Tode ihrer Gefährtin nach Futter in den Büschen umherschweiften, knixte und verschwand mit ihrem Stöckchen hinter den Sträuchern. Die Gesellschaft entfernte sich und auch ich. Doch hatte ich zuvor unbemerkt von allen, wie auch von dem Kinde, mein seidenes Beutelchen neben der todten Ziege niedergelegt. Keine Gabe schien mir zu groß für solch ein liebes Geschöpf.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, schlief ich unruhig, am folgenden Morgen trieb mich die Unruhe zwecklos herum. Neptun, meinen treuen Begleiter, meinen verzogenen Scholaren, konnte ich nicht mehr ohne Ingrimms ansehen. Ich zog ihn bei den Ohren, denn oft war mir's als höre ich noch hinter mir die sanfte Stimme: Ist das Ihr Hund? den müssen Sie besser erziehen! Ich rief mir die Erscheinung der Hirtin zurück, ich verglich sie mit allen übrigen Mädchen, die mir bis dahin sonderlich aufgefallen und kam zur Gewißheit, daß sie trotz ihres ärmlichen Anzugs schöner sei, als alle. Ich dachte daran, daß mir neulich ein erwachsenes Mädchen einen Kuß habe geben wollen, dem ich ausgewichen war.

Was gäb' ich, dacht' ich, um einen Kuß von ihr! Dabei ergriff mich ein Beben, wie ich's noch nicht gekannt. —

Endlich erfuhr ich, was ich zu thun habe. Ich mußte nach Graupen zurück, und die Arme wieder aufzufinden trachten. Wenn ich sie getröstet gefunden, wenn ich von ihr selbst erfahren, daß sie mir verziehn, dann, so glaubte ich, würde ich wieder ruhig werden.

Dies war ein Entschluß der Nacht; der Morgen traf mich schon auf dem Wege. Es war noch früh am Tage, ein zarter Duft lag auf dem fernen Gebirge, die Büsche und Wiesen waren voll Thau's, die Lerche sang über den Stoppelfeldern, von fernher tönten die Glocken zur Frühmesse. Alles athmete Glück, athmete Frieden und Ruhe. Ich schritt mit leichtem Herzen dahin, meine Wangen glühten, mein Herz pochte laut. Mein treuer Hund schien meine Stimmung zu theilen; er lief voraus, lehrte um, sprang bellend an mich heran, auch ihm schien alles daran zu liegen, ein vergangenes Vergehen wieder gut zu machen.

Es schlug neun Uhr von dem kleinen Kirchturm, als ich in Graupen ankam. Ich schritt rasch den Bergesabhang hinan, suchte einen kürzern Weg an den Hecken vorbei und befand mich bald am bekannten Platz. Ja, da war der Erdwall, die breite schattige Eiche, der Ziehbrunnen: es fehlte nur eines: das Hirtentkind. Vergebens spähte ich umher, durchstrich die Gehege, blickte in alle Hütten, die sich im nächsten Umkreis sehen ließen, ich fand nirgends was ich suchte. Trauernd lehrte ich zum Brunnen zurück und setzte mich auf seinen Rand nieder. Wer bürgte mir dafür, daß das Mädchen nicht aus einem fernen Dorfe sei? Mit welchem Namen sollte

ich nach ihr fragen? die sorgsamsten Nachforschungen könnten ohne Erfolg bleiben! Verzagt, beinahe mit Thränen in den Augen, blieb ich sitzen und sann nach was ich zu thun habe.

Das Geklingel einer blechernen Glocke und das Klauschen in einer Hecke weckten mich endlich aus meinem Brüten. Ich blickte auf — sie stand vor mir! Wie damals als ich sie das erste Mal sah, hielt sie eine Ziege an einem Stricke fest, unter deren schwellendem Euter zwei Zicklein sich krümmten, aber ihr Gesicht sprach von ganz andern Empfindungen. Freudig lächelnd sprach sie mich an, da ich sie noch verwirrt anstarrte. „So sind Sie doch gekommen,“ rief sie, „ich habe immer gesagt, Sie würden kommen. Der kleine Säckel mit den Dukaten, den Sie verloren haben, ist gefunden und liegt gut aufgehoben bei der Mutter. Sie können ihn gleich haben. Die Mutter meinte, ich solle nach Tepliz gehn. und nach der Herrschaft fragen, ich habe aber immer gemeint, daß Sie kommen würden, um nach dem Säckel zu forschen.“

Ich ergriff ihre Hände. „D lassen Sie das,“ rief ich, „ich bin zu glücklich, wenn Sie das Beutelchen für sich behalten wollen. Nicht nach ihm, nach Ihnen zu forschen, bin ich wieder hergekommen. Sind Sie mir nicht mehr böse, daß ich Ihnen Schreck und Schmerz bereitet, können Sie mir verzeihn?“

Was soll ich das Weitere erzählen, was in meiner Erinnerung wie von einem zarten Schleier bedeckt in weichen Umrissen erscheint, und unerfaßbar beim Griffe darnach verschwindet? Wer weiß noch, wie er seine Liebe gestanden im vierzehnten Jahre? Das Herz ist so voll, von so zarter Hülle umkleidet, die Knospe springt mit einem Schlage! Wo nahm

ich, der ich bisher den Mädchen gegenüber scheu und furchtsam war, den Muth her, meiner kleinen Freundin zu sagen, wie schön ich sie finde, wie es mich gedrängt habe sie wieder zu sehn und wie unendlich ich sie liebe? Doch sagte ich es, von einer Glut hingerissen, die ich als ein völlig Fremdes und Neues empfand. Und als sie mir sagte, daß auch sie mir gut sei und mich herbeigewünscht habe und mich liebe, da füllten sich meine Augen mit Thränen und freudig weinend fiel ich ihr um den Hals.

O Marie war schön! Noch heute denke ich an ihre Schönheit mit zitternder Bewegung! Nicht eben groß für ihr Alter, war sie so schlank und zart gebaut, wie ich mir seitdem Mignon zu denken angewöhnte. Ihr Gesicht war nicht voll, doch von so sanften Linien wie das herrlichste Köpfchen einer Antike. Ihre Wangen von zarter, durchsichtiger Blässe rötheten sich nur in Momenten des Affektes. Ihre Augen vom schönsten Braun hatten, wenn sie von Liebe oder Sehnsucht sprachen, einen Glanz in sich, der mit unbefreiblicher Gewalt in's tiefste Gemüth drang. Oft noch in späten Jahren habe ich dieses wunderbaren Glanzes gedacht, mich gefragt, was er sei, und aus welchen Tiefen der Seele er stamme? Und doch leuchtete aus diesen Augen in ruhiger Stimmung nichts als der klarste ruhigste Verstand, vereint mit dem freundlichsten Wohlwollen.

Dies klare, ruhige Erfassen der Wirklichkeit war der Grundzug ihres Charakters, und obwohl um ein Jahr jünger als ich, war Marie mir voran an Reife und Erfahrung. Immer aufs neue wieder mußte es sich mir aufdringen, was aus dieser reichbegabten Natur hätte werden können, wenn ihr das

Schicksal eine andere Stellung und eine andere Erziehung gewährt hätte! So wie sie jetzt gestellt war, konnte sich ihr heller Verstand, ihre eigenthümliche Auffassungsgabe nur auf den engen Kreis ihrer dörflichen Anschauungen beschränken, den bisher kein außenliegender Zufall durchbrochen hatte. Doch hatte auch innerhalb dieses fest gezogenen Kreises manches eigenthümliche Unglück ihre Erfahrung gereift. Ihr Vater war frühe gestorben, ihr Bruder, der sie über alles liebte, hatte sich, da er als Rekrut abgeführt werden sollte, durch einen Schuß in den linken Arm verstümmelt und war am vernachlässigten Wundfieber verschieden. Dieser Unglücksfall hatte die Mutter in eine schwere Krankheit geworfen, aus der sie für's Leben eine tiefe Zerrüttung des Geistes mitgebracht. Es war eine sanfte ruhige Frau, die in jedem Soldaten ihren zurückkehrenden Sohn erkennen und bewirthen wollte, und im ganzen Städtchen als ein „armer Narr“ gekannt und bedauert wurde. Marie führte für sie den kleinen Haushalt, scheuerte die beiden kleinen Zimmer, richtete alles. Kaum begreife ich, wie Mutter und Tochter lebten; die Hütte und ein mäßig-großer Gemüsegarten schienen ihr ganzes Besizthum. Was sie durch Spinnen und Marie im Winter durch Spizenklöppeln verdiente, konnte nur höchst dürftig sein. Doch wollte Marie nie eingestehn, daß sie Noth litten und besaß oder erkünstelte einen heitern Sinn über alles, was die Sorgen des Lebens betraf.

Es ist begreiflich, daß ich fortan beinahe täglich nach Graupen kam. Ich hatte früher schon die Gewohnheit gehabt, die Nachmittage zu mineralogischen Streifzügen zu benutzen, und so kam es, daß meine Abwesenheit vom Hause weniger auf-

fiel, als sonst der Fall gewesen wäre. Doch sah ich mich gezwungen, täglich nach neuen Ausflüchten zu greifen, um ein Bedürfnis des Herzens zu erfüllen, das ich um den Preis meines Lebens Niemandem vertraut hätte. Doch zog ich es vor, statt zu lügen, meinen Verwandten nur in unbestimmten Ausdrücken Rede zu stehn. Was sich meine Tante dabei gedacht, weiß ich nicht; ich glaube, man nahm es als ausgemacht an, daß ich irgendwo im phantastischen Aberglauben nach Schätzen grabe.

Hatte ich mich nun zu ihr gerettet, die von nun an der ganze Inhalt meines Denkens war, so überkam mich ein Glück, das um so inniger und voller war, als die Abwesenheit peinlich und das Erreichen schwer gewesen. Erst Nachmittags stand es meiner Marie frei, mit ihren Ziegen hinauszugehn um sie auf die buschigten Abhänge des Berges zu treiben; und diese Zeit pflegte dann auch ich in Graupen einzutreffen, um sie auf ihren Wanderungen zu begleiten. Schönste, reinste, glücklichste Zeit meines Lebens! An den Mauern der Burgruine gelagert, die abwechselnd mit Epheu und mit wilder Waldrebe wie mit grünen und purpurnen Teppichen bekleidet waren; dann wieder die inneren Räume der Burg und die stillen Thäler durchschweifend, fühlte ich einen Frieden und eine stille, gesättigte Freude mir ins Herz sinken, die ich bisher nie gekannt. Jeder Baum, jede Mauer hatte seine Legende, jedes Haus seine kleine Geschichte, die mir Marie zu erzählen wußte. Ich lernte Kräuter und Steine kennen, die ich nie beachtet, ich gewann Einsicht in die Welt des Armen, die mir bisher verschlossen war. Dies, und die erwachende, sich stets neu

entfaltende Welt des Gemüths: welcher neuer Inhalt, welches neues Leben!

So kam die Zeit heran, da wir scheiden mußten. Wir gingen im letzten Abendchein das letzte Mal den Bergabhang hinab, wo wir so viele schöne Stunden verlebt. Ein rother Schimmer lag auf den Hütten und auf dem alten, zerbrochenen Stadthor. Marie legte ihr Köpfchen auf meine Schulter, streckte die rechte Hand vor sich hin und sagte: „Du ziehst, und ich muß hier bleiben!“ Jedes Wort in diesem einfachen Ausdruck schien mir eine Welt von Schmerz in sich zu fassen. Laut schluchzend riß ich mich los.

Als der nächste Morgen dämmerte, saß ich im Wagen und fuhr meiner Vaterstadt entgegen. Zum ersten Mal empfand ich wie die Gestalt der Mutter vor der der Geliebten zurücktritt; mein Scheiden schien mir ein langsames vollständig schauriges Verbluten. Damals hätte ich's am liebsten gesehen, wenn mich die Pferde nach Sibirien, ans erstarrende Ende der Welt gebracht hätten.

Zu Hause angekommen, fing ich erst an meine Lage zu bedenken. Einerseits erschien mir die Liebe, die Nähe, der Besitz meiner Marie so unerläßlich, wie der Athem zum Leben; anderseits begriff ich erst jetzt die Entfernung, die mich von ihr trennte. Ich zog tausend Pläne in Erwägung, wie es wohl möglich werden könnte, sie aus ihrer Armuth emporzuziehen, ihr eine Erziehung zu geben, kurz sie mir näher zu bringen. Der Hohn des Schicksals, der ein schönes, anbetungswürdiges Wesen unter aller Ungunst der Verhältnisse, in Dürftigkeit und Verschollenheit aufwachsen ließ, trieb mich zur Verzweiflung. Der Widerhaken, der in meinem Herzen saß,

die dämonische Lust, die mich antrieb, die schwärende Wunde immer auf's neue wieder aufzureißen, indem ich mir alle Goldseligkeit der Verlorenen immer mächtiger vor die Seele zauberte, das ewige Brüten und Sinnen nach einem Ausweg aus solchen Konflikten zerrütteten allmählig mein sonst so heiteres Wesen bis in seine tiefsten Wurzeln hinab. Die Welt, die mich umgab, hatte bald für mich ihre besten Farben verloren. Ich ward reizbar und stieß durch meine starre Eigenthümlichkeit die Freunde ab, die bisher an mich gehalten. Nichts genügte mir mehr; die Musik schien mir nicht mehr der genügende Ausdruck meiner glühenden Empfindungen, die Schauspieler auf der Bühne, die mich bisher lebhaft interessirt, machten auf mich den Eindruck von Papiergestalten, die sich nur von einer Seite produziren könnten. Was ich dichterisch versuchte, befriedigte mich eben so wenig. Bald überfiel mich eine Leere, die verzehrender war als der schrecklichste Schmerz. Auf dem Lyceum, das ich inzwischen besuchte, trieb ich meine Studien nur zur Noth, so daß meine Mutter trotz aller Sorge und Liebe an meinen Talenten wie an meinem guten Willen zu zweifeln anfang.

So waren zehn Monate, die einen etwas besser, die anderen um so peiniger vergangen, und die Zeit war wieder da, in welcher ich im vorigen Jahre meine Reise nach Tepliz angetreten. Eine Veranlassung zu längerem Aufenthalte wieder hinzugehn, fehlte, da ich keine Bekannten mehr dort hatte, doch erhielt ich von meiner Mutter die Erlaubniß, eine Fußreise von ein oder zwei Wochen durch die böhmischen Bäder machen zu dürfen. Raum war mir dies bewilligt worden, als ein phantastischer Plan in meinem Kopfe reifte. Ich wollte

zubörderst nach Graupen gehn, Marie dort auffuchen und sie bewegen mich auf dieser Tour zu begleiten. Ein rascher Wagen würde uns von Tepliz nach Karlsbad, von dort nach Eger und wieder zurückführen, ich würde meiner Geliebten ein Stück jener Welt zeigen, nach der sie stets so sehr begehrt. Um diesen Zweck besser zu erreichen, müsse sich Marie für diese Zeit aus einem armen Bauernkinde in ein schmuckes Fräulein verwandeln. Wie jener Prinz aus dem Märchen wollte ich mein Aschenbrödel in allen Staat einer Stadtdame kleiden, um sie wenigstens für eine Zeit lang in die Welt der Glücklichen hinaufzuheben, und sie eine ganze Vergangenheit der Entbehrung vergessen zu lassen. Welches Glück, wenn sie so mit allem Schönen und Kleidsamen geschmückt vor mir stände, rufen zu können: Welt, hast du je etwas Schöneres gesehn?

Gedacht, gethan! Jetzt ging's an Einkäufen bei Schneidern und Modistinnen. Zwei Kleider, ein Mantel, ein Strohhut und ein Swahl wurden angeschafft; eine ganze Ausstattung kam zusammen, selbst Strümpfe, Schuhe, Halskrausen und Manschetten und ein Bracelet für ihren Arm wurden nicht vergessen. Ein geräumiger Koffer verberg all diesen Puz und ging im Geheimen nach Tepliz ab. Besorgter hat kein Schiffherr seine Ladung abgehn gesehn.

Verzeihen Sie, wenn ich in meiner Erzählung eile. Mein Herz schlägt rascher, meine Erinnerung geht mit ihrem Reiter durch. In wenig Tagen sah ich Marie wieder; als ich sie nach so langer Trennung vor ihrer Hütte, bei der ich ihr das letzte Lebewohl gesagt, unverändert wiedersand, da glaubte ich die Besinnung zu verlieren! Mir und ihr ward schwindlig, und

als wir uns in den Armen lagen — ich glaube, wir hielten uns nur dadurch aufrecht, daß wir uns so fest umschlossen hielten.

Ich erzählte ihr von meinem qualvollen Leben, meiner Sehnsucht und wie ich keine Stunde gesäumt habe sie wiederzusehn. Hast Du auch indessen mein gedacht? fragte ich.

„Haben wir,“ erwiderte sie ernsthaft, „nicht geschworen uns ewig zu lieben?“ Und lachend sah sie mich an. „Du bist größer geworden,“ meinte sie, „auch Dein Haar lockt mehr und Du hast beinahe einen Bart bekommen. Es ist zu verwundern, daß ich Dich sogleich erkannt habe. Wie lange bleibst Du?“

Ich erzählte ihr, welche kurze Frist mir zugemessen sei und sagte ihr, als Trost dafür, sogleich von meinem Plan sie für einige Tage zu entführen.

„Das ist ein wunderlicher Einfall,“ sagte sie nach einer langen Pause, „und er erinnert mich daran, daß ich oft geträumt habe, daß wir mit einander entflohn und in die Welt hinausgezogen sind.“

Sie zu bestimmen, fuhr ich in meinen Auseinandersetzungen fort. „Ich glaube,“ entgegnete Marie endlich, „ich glaube, es wird sich thun lassen. Meiner Mutter brauche ich nur zu sagen, daß ich die Tante in Raaden besuchen gehe, sie hat mir längst die Erlaubniß dazu gegeben. Einmal auf der Reise können wir leicht den Seitensprung zu ihr machen. Aber in einer Woche muß ich wieder hier sein. Eine längere Abwesenheit würde bei uns alles in Unordnung bringen.“

So trennten wir uns noch am selben Nachmittage. Ich ging nach Tepliz zurück um die letzten Reisevorbereitungen zu treffen und überließ es meiner Marie ganz allein die Mutter

zu bereden. Wenn es ihr gelungen sein würde, wollte sie mich morgen mit dem frühesten im Gasthose auffuchen und von da an sich mir anvertraun. — — Wie schildre ich das Glück, das ich empfand, als ich sie am folgenden Morgen, ein kleines Bündel in der Hand, in mein Zimmer eintreten sah! Noch ehe es dämmerte, mußte sie sich aufgemacht haben, nun, beim hellen Glanze des Tages, der auf mein Fenster fiel, stand sie da außer Athem mit hochgerötheten Wangen, bald ängstlich lauschend, bald wieder vertrauensvoll sich an mich schmiegend und drängte, daß wir uns doch gleich auf den Weg machen sollten, als ob ringsum geschäftige Spione und Aufspäher lauerten uns bei einem großen Verbrechen zu ertappen. Ich aber öffnete den Koffer, führte sie bei der Hand herbei, zog vorsichtig Stück um Stück hervor und paßte es ihr an. Mit Häubchen und Hut, den Mantel um die Schultern geworfen, führte ich das erstaunte Kind vor den Spiegel. Zuerst wußte sie nicht, was dies alles zu bedeuten habe; plötzlich begriff sie es und fiel mir mit lachenden Küßen um den Hals.

Denken Sie sich einen hübschen halbgedeckten Wagen, der auf der Chaussée dahinrollt und eine Staubwolke nach sich zieht. Ringsum liegt ein reiches, schönes, fruchtbares Land, der Morgen sprengt seine Lichter über die Wiesen und Felder, die Obstgärten sind mit Früchten beladen, die freundlichen Häuser fliegen vorbei; alles grüßt, der Kirchturm, die Brücke, der Kirchhof daneben. Im rollenden Wagen sitzen zwei junge Kinder, Herzen sich, halten sich umschlungen und blicken mit freudeglänzenden Augen in den sonnigen Tag hinein. Wie zwei frei gelassene Vögel, die zum ersten Male wieder ihre Flügel brauchen, sind sie glücklich, und denken nicht, daß die

düstere Wolke über ihnen den Geist birgt, der auf sie niederstossen wird! Sind sie nicht frei? ist nicht alles Leid der Vergangenheit vergessen? ist nicht alles ringsumher Licht und Leben?

Ich konnte nicht fertig werden, die Pläne darzulegen, die ich erfunden, um Marie aus ihrer jetzigen Stellung herauszureißen und in die Stadt zu bringen. Sollte es nicht möglich sein, daß man sie vor der Hand als Stubenmädchen in einem guten Hause, als Ladenmädchen in einem anständigen Geschäfte unterbrächte? Freilich wäre dies nur ein halbes Herausreißen aus Armuth und Entbehrung und dazu eine neue Dienstbarkeit, aber wäre damit nicht wenigstens ein Schritt gethan? Oft schon hatte ich daran gedacht, wie es das Beste wäre, mich ohne Weiteres meiner Mutter zu Füßen zu werfen, ihr meine Leidenschaft für Marie zu gestehn und sie zu bitten, diese als ihre Ziehtochter in's Haus zu nehmen — aber bei dem bloßen Gedanken daran stieg mir das Blut zu Kopfe, als ob mir das Geständniß nie gelingen sollte. Wäre es nun nicht gerathen, Marie erst langsam heranzuziehen, damit der Schritt minder gewagt erschiene?

Marie hörte gerne zu, aber sie schüttelte den Kopf und meinte: es werde nicht gehn! Ihre Mutter sei alt, krank und hilflos; sie dürfe sie nicht verlassen. Ihr sei es nun einmal aufgetragen, auszuhalten und zu verzichten. Sie sei ein armes Geschöpf. Sie danke mir schon genug schöner Stunden, für die sie den Himmel nie genug werde preisen können. Dies sei alles, sei schon zu viel: Sie verdiene nicht mehr. Sie sei glücklich.

Während sie sprach, sah ich sie an. Nie war sie mir schöner erschienen. So unwiderstehlich erschien mir ihre Anmuth, daß mein Herz mir sagte, meine Mutter würde sie lieben lernen, wie ich selbst sie liebe. „Laß das, laß das,“ rief ich, „es wird alles besser werden als Du denkst. Mir sagt's ein Gott!“

So verging der erste Ruhetag. Wir übernachteten in Saaz. Marie hatte, als wir abstiegen, ein abgesondertes Zimmer verlangt; nun, da es spät ward, erlaubte sie nicht, daß wir länger zusammen blieben. Noch erinnere ich mich, wie sie auf einmal auffuhr, indeß ihr helle Thränen ins Auge traten. „Küsse mich nicht so,“ rief sie, „es ist gewiß nicht recht. Ich bitte Dich,“ wiederholte sie, „laß mich gehen und fass' mich nicht so an. Es giebt böse Gedanken.“

Und mit seltsamem Ungestüm drängte sie mich zum Abschied.

Den zweiten Tag kamen wir nach Karlsbad. Mit glattem Lächeln begrüßte uns im Hôtel zum Schilde das Gauner-gezicht eines Kellners und wies uns die verlangten Zimmer an. Man sah es ihm an, daß er nicht wußte was er sich von dem jungen Paar denken sollte. Bald kam er wieder, brachte ein großes Buch, in das wir uns gelegentlich einschreiben sollten und empfahl sich. Ich hatte mich, als er fort war, vor den Tisch gesetzt und spitzte die Feder. „Als was soll ich Dich einschreiben, Marie?“ fragte ich etwas zögernd. „Als meine Schwester oder als meine Frau?“

Marie warf sich um meinen Hals und drückte einen er-

stichenden Kuß auf meine Lippen." Leise sagte sie mir in's Ohr: „schreib: Deine Frau.“

Der Kellner war längst schon wiedergekommen mit den Lichtern, um sein Buch abzuholen, hatte die Rouleaux herabgelassen und war mit einem: „ich wünsche wohl zu ruhn“ geschieden. Wir saßen noch auf dem Kanape neben einander, hielten uns fest umschlossen und konnten der glühendsten Küsse nicht satt werden. Mit einem Male entzündete sich Alles, was bisher in uns geschlummert und sich nur Raum gemacht hatte in abgebrochenen Worten, aufflackernden Gedanken und niederkämpften Wünschen. Etwas, das unsre Seelen bisher streng umhüllte, zerriß wie ein morscher Schleier. Unsere Küsse nahmen einen andern Charakter an; sie wurden verzehrendes frevlerisches Feuer.

An diesem Abend ging ich nicht, wie es vorausbestimmt war, in mein Zimmer hinüber

Monate waren vergangen. Ich saß wieder in Prag bei meiner Mutter, bei meinen Büchern, aber ich war innerlichst zerrissen und konnte nicht genesen. Ein schwärender Splitter war in mein Herz gedrungen und keiner seiner Pulschläge war mehr ein regelmäßiger. Ich hatte gelebt, ich hatte geliebt, hatte eine Woche in einem Rausch der Aufregung zugebracht, wie ihn wohl nur wenige Menschen gekannt haben, nun war ich von allem abgetrennt und alles Leben ringsum erschien mir todt. Ich erwartete Briefe, sie kamen nicht. Ich dachte an den grünen Platz zurück, wo ich meine Marie zuerst gesehen, an die alte Burg mit dem Wildrebenteppich, an deren Fuß wir so oft gesessen und ein Krampf schnürte mir die Brust

zusammen, daß ich zu erstickten glaubte. Wieder sah ich sie im Wagen an meiner Seite unter ihrem Stohhut so fröhlich in die Welt hinausblickend, sah sie in meinen Armen an jenem unvergeßlichen Abend, wo uns in der Einsamkeit jene neuen Schauer durchrieselten, die abzuwehren wir zu schwach und zu unerfahren gewesen. Oft meinte ich zu vergehn

Meine Mutter war eine echte Frau. Nichts war ihr fremd, sie war gut, nachsichtig und durchdringenden Geistes; sie sah daß ich litt und wußte gewiß was mir sei; aber sie wollte nicht in mich dringen; aus freien Stücken, so wollte sie, sollte ich ihr mein Geheimniß entdecken. Ich indessen war verschlossen und hart geworden, ich glaubte alles allein tragen zu müssen. Wohl wußte ich, daß ich im Geständniß Trost und Erleichterung finden, wußte, daß mir verziehen werden würde, und doch blieben meine Lippen gebunden. „Was ist Dir?“ wendete sie sich oft an mich mit sanfter Stimme. „O Mutter“ — — rief ich, doch alles weitere erstickte in mir.

Zu Weihnachten kam ich endlich zu einem Entschlusse. Ich sagte, daß ich nach Tepliz fahren müsse, und meine Mutter, trotzdem sie mein Vorhaben nicht begriff, legte mir kein Hinderniß in den Weg. Ich reiste ab.

Es war ein harter, strenger Winter. Schnee war in großer Menge gefallen und bedeckte alle Wege. Die Bäume standen wie todt in der Erde, die Hütten, an denen ich vorüberfuhr, waren wie in die Erde eingesunken, die Dächer wie zum Einstürzen belastet.

Ich fühlte nichts vom Frost, meine Wangen brannten.

In der Nacht, die ich schlaflos verbrachte, hielt mich ein Gedanke warm. Ich sah Marie in der wohlverwahrten Stube sitzen, Spitzen klöppelnd, indeß ihre Mutter die Spindel schnurren ließ. Der brennende Kienspan beleuchtete ihr geliebtes Gesicht, sie hatte ihr Köpfchen gesenkt und dachte an mich. Warum war sie so bleich? Zittert nicht eine Thräne in ihren Wimpern?

Sie ist schlafen gegangen! Alles ist still, nur die hölzerne Wanduhr kann nicht rasten. Wie sie daliegt so schön, den Arm über den Kopf geschlagen! So war es auch damals. — Warum pocht ihr Herz so unruhig, warum hebt sich ihre Brust unter dem weißen Hemde so stürmisch, warum fährt sie aus ihrem Traume empor?

Ach wer doch da wäre! Kalte Nacht wie dauerst du lang, wie hart ist der Sitz, wie endlos die Reise! Doch da rollten wir über Pflaster dahin, dunkle Häuser engten uns ein, wir waren in Tepliz. Dort heißt es einige Zeit im Hôtel rasten bis es Tag ist und man einen Wagen nach Graupen finden kann. Ich werfe mich wie zerschlagen auf's Bette. Ach, wer doch schon bei ihr wäre!

Der Morgen kam doch und ich saß wieder im Wagen. Je mehr ich mich dem Orte näherte, nach dem ich so unaussprechliche Sehnsucht getragen, um so heftiger schlug mein Herz, zitterten meine Glieder. „So werde ich Dich denn wiedersehn, Kind meines Herzens, Gegenstand so vielen Kummers und so vieler Schmerzen! O mein Gott!“ rief ich, „laß mein Herz nicht brechen, laß mich leben, bis ich wieder bei ihr bin!“

So kam ich an's wohlbekannte Haus. Ich stieg ab, öffnete die Gartenthüre, ging durch die schneebedeckten Gemüsebeete hin, die durch einige Fußtritte durchschnitten wurden und pochte an die Hausthüre. Eine fremde Frau that mir auf.

„Treten Sie nur ein, junger Herr,“ sagte sie, „treten Sie nur ein, ich kann mich wohl erinnern, Sie vor zwei Jahren gesehen zu haben. Ich bin eine Nachbarin, die jetzt zur Frau Moni — (so nannte sich Mariens Mutter) hieher gezogen, weil die alte Frau durch einen Unglücksfall ganz herabgekommen ist. Sehen Sie, dort liegt sie im Bette. Sie hat der Schlag getroffen, daß sie weder Arm noch Bein heben kann. Man muß sie füttern wie ein Kind und ich habe meine liebe Noth mit ihr.“

„Wo ist Marie?“ fragte ich.

„Ja, junger Herr,“ erwiderte die Alte, „das ist eben, was die Mutter so heruntergebracht hat. Die Marie ist verschwunden, verschollen, abhanden gekommen, daß Niemand in der Welt sagen kann, was aus ihr geworden ist.“

Die Alte bemerkte den furchtbaren Zustand nicht, in dem ich mich befand, sie fuhr fort:

„Im Juni ist die Marie ihre Tante besuchen gegangen, die in Raaden wohnt. Es ist seitdem herausgekommen, daß sie bei dieser nicht gewesen. Aber als sie zurückgekehrt ist, hat sie schöner und heiterer ausgesehn als jemals, daß wir unsre Freude an ihr gehabt haben. Allmählig hat sich die Mutter beklagt, daß die Marie den Appetit und den Schlaf verliert, daß sie weint, und ihr nicht gestehn will, was ihr

fehlt. Wir haben sie selbst oft ausgefragt, ohne etwas erfahren zu können. Da ist eines Morgens die Marie zu mir gekommen und hat mir auseinandergesetzt, wie ich als einzelne Frau, die es bei ihrem Schwiegersohne immer schlecht gehabt, leicht zu ihnen hinziehen könne. Die Mutter werde immer hinfälliger, und ich, die aus der Verwandtschaft, thäte ein gutes Werk, mich ihrer anzunehmen. Dabei ist sie in Thränen ausgebrochen und hat gesagt, daß sie über alle Maßen unglücklich ist, ich habe ihr vorgestellt, daß es mit der Mutter noch nicht so arg sei, aber sie hat sich nicht beruhigen lassen, bis ich ihr das Versprechen gegeben. Tags darauf ist sie aus dem Haus verschwunden. Mit einem Bündel in der Hand hat man sie noch die kurze Gasse vorübergehn sehn — seitdem ist jede Spur von ihr verschwunden.

Natürlich, fuhr die Alte fort, ist bei den Gerichten die Anzeige gemacht worden; sie haben nach ihr geforscht; alles umsonst! Seit drei Monaten schon ist die Marie verschollen und ohne Spur verloren.“

Ich blieb erstarrt.

Falkland hielt inne; sein Gesicht nahm eine furchtbare Leichenblässe an, die ich noch nie an ihm gesehn.

Ich brach das Schweigen: Erzählen Sie weiter, rief ich, was seitdem? Man muß doch erfahren haben, ob die Unglückliche sich um's Leben gebracht, ob sie durch die Folgen jener Nacht bewogen in ein Haus?

„Nichts haben wir erfahren,“ erwiederte Falkland. Alle Nachforschungen, die ich in früheren Jahren gemacht, sind erfolglos geblieben. Marie ist verschwunden, als ob sie in die Erde versunken wäre. Sprechen wir nicht mehr davon. Auch wie

ich den Rückweg nach Hause gefunden und mit der Verzweiflung Rains im Herzen in meinem namenlosen Elend zu dichten begonnen, habe ich nicht den Muth zu erzählen.

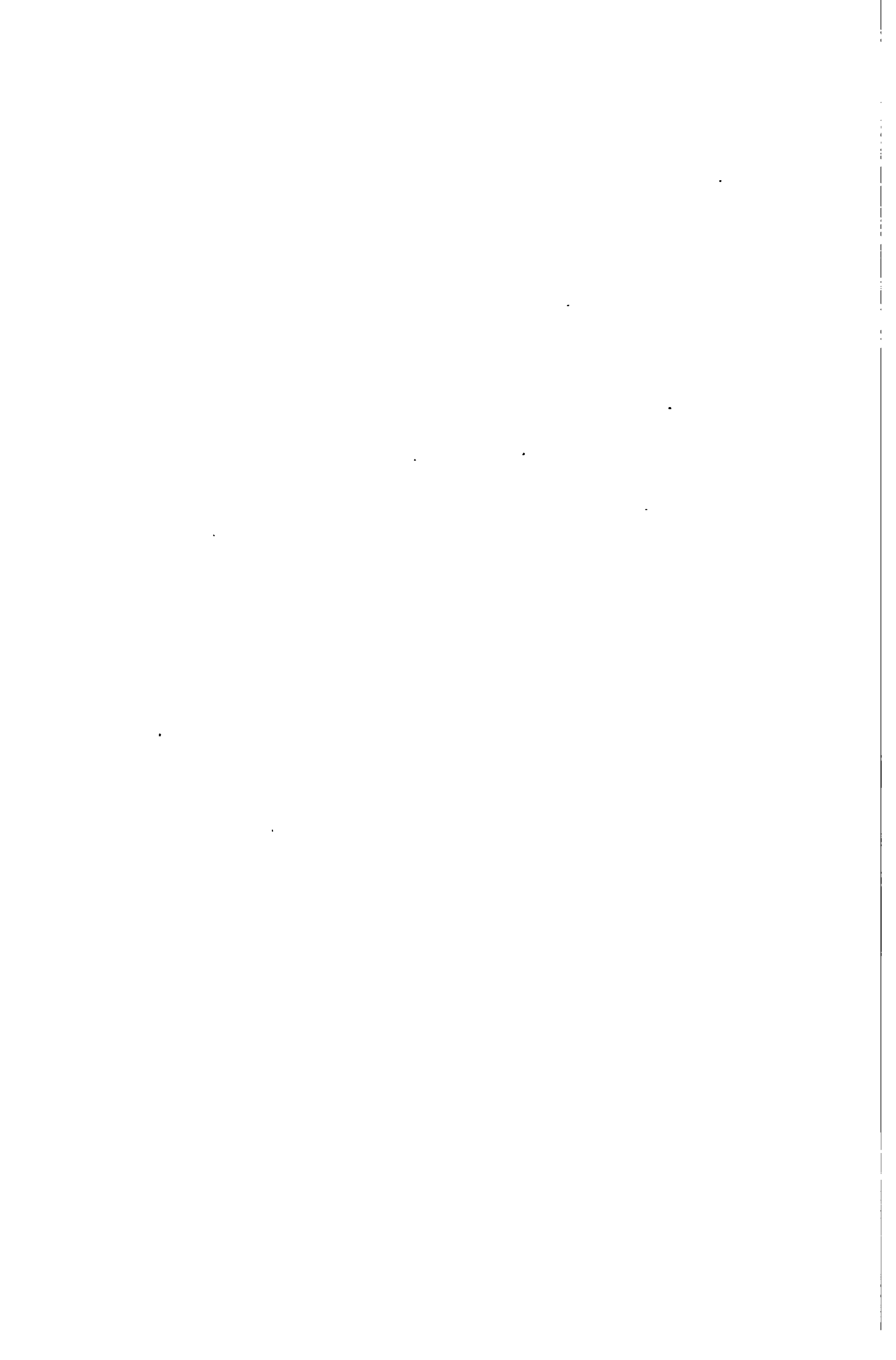
Also keine Spur? fragte ich nochmals.

Keine! wiederholte er tonlos und schwieg. Wir haben seitdem nie mehr von der Sache gesprochen.

Eine Sternschnappe.

Von

Max Waldau.



Reisende, die in Kleinasien gewest, erzählen von den Stümpfen alter Thürme und Kastele, in deren Bann sie geraftet. Zumeist liegen diese Trümmer an der Küste des schwarzen Meeres hin, wo sie von den Scheiteln kleiner „Nasen,“ wie die Türken sinniger Weise die Vorgebirge nennen, in Luft und Wasser hinauslugen. Landwärts ist ihr Horizont entweder durch Höhenrücken begrenzt, deren Abhänge mit krüppelhaften Eichen und verkümmerten Fichten bewaldet sind, oder er ist grenzenlos und läßt die Linie nicht erkennen, durch welche die unermesslichen ocherfarbigen Ebenen mit dem Himmel in eins geschweift sind. Die Vegetation ihrer Umgebung ist krank und ärmlich. Dort und da steigt aus Dorngestripp und Arbutus eine verrenkte Platane auf, und wilde Feigen, strauchartig kriechend und sparsam beblättert, werfen ihre Schlangenäste einzeln auf Felsstücke, an denen sie im Winde flattern. Wachholder schießt seine Wurzeln an den breiten Kalksteinwänden nach bettelhafter Nahrung aus oder klemmt sie in verwitterte Schichten von Thonschiefer. Sie bröckeln das Fossil nach und nach los und wühlen so zwar keine Schätze, aber doch dann und wann

den kitzenden Silberstrich einer Selenitader an's Licht. Zäh belaufter Erben an den Mauern und scharfes, sadiges Gras am Boden, — mehr finden die Ziegenheerden, von denen diese Plätze gewöhnlich heimgesucht werden, nicht vor. Und diese Heerden mit ihren gelben, in blendend weiße Kleider gehüllten Hirten, ein Paar in der Luft turkelnde, eintönig kreischende Aibize, ein Schwarm Holztauben oder ein Volk Bagrakala's bilden wieder die ganze Staffage der trübseligen Landschaft.

Sie hat abgeblüht und welkt seit Jahrhunderten, das Land ist an vielen Stellen kaum noch kulturfähig; dieser Erdstrich hat vorläufig seine Rolle ausgespielt wie die Völker, die ihn einst bewohnt und bebaut haben, die ihrige. Kleinasien gehört der Vergangenheit, wie Amerika der Zukunft. Das eine ist dürr und öde, es klagt wo Menschen hungern; das andere ist frisch, kräftig und verschwenderisch, selbst dort, wo kein Menschenfuß seine Erde betritt. Kleinasien ist die Wittwe großer Zeiten, sein Gewand ein aschebestäubtes Trauerkleid, sein Fuß zerbrochne Mauerspangen und zerbrochne Akropolisdiademe, aus denen die Juwelen ausgesprengt sind: es ging zu Grunde an dem Schmerze das Grab all seiner Kinder sein zu müssen. Kleinasien ist mehr als Byron = Harold's Rom und Freiligrath's Grün = Erin die „Niobe der Nationen.“

Orba resedit

Exanimis inter natos natusque virumque.

Amerika dagegen ist immer noch eine Braut, der die letzten Schätze ihrer Liebe nicht geraubt sind, eine Braut, die Sehnsucht und Hoffnung in der Brust trägt: daher sein jungfräulicher Reiz, seine Berge voll ungehobner Reichtümer, seine

mächtigen Pulsadern, seine Urwälder voll blumigen Lebens und lebendiger Blumen. — Jahrhunderte gehen darüber hin, Jahrtausende vielleicht, bis es den Höhepunkt seiner Blüte erreicht, und dann — — dann welkt es über dem Untergange seiner Bevölkerung wie Kleinasien.

Unwahrscheinlich wenigstens ist dieser Ausgang nicht! Die Entdeckungen und archäologischen Untersuchungen im Inneren von Amerika zeigen mehr und mehr, daß das Land schon einmal dicht bewohnt war und mindestens eine Blüthenkatastrophe erlebt hat. Ja, das Vergleichen der in Central-Amerika aufgefundenen Baudenkmale urältester Vergangenheit mit anderen in Ägypten und Ostindien regt immer wieder den Gedanken an, daß die sogenannte neue Welt schon einmal die alte gewesen sei. Die Ähnlichkeit der Gesichtsbildung an Statuen von dort und da, der Geschmack der Verzierungen in Arbeiten der Skulptur, die Gestalt der Hieroglyphen und nebst vielem Anderen auch der eigentümliche Umstand, daß Mizraim, der indigene Name von Ägypten, eine Dualform ist, also ein zweites Land dieses Namens bedeuten kann, wie etwa jetzt europäische Ortsnamen nach Amerika übertragen werden, — All dies setzt jene Behauptung wenigstens über den Vorwurf müßiger Hypothesenschmiederei hinweg. Sozial-politische und physische Verhältnisse forderten Auswanderungen damals wie heute, und wir wüßten mehr davon, wenn der bekehrungswütige Fanatismus und die Habsucht der ersten Wiederentdecker transoceanischer Länder nicht so viele historische Denkmäler unter dem Vorwande der Zerstörung heidnischen Cultusapparates vernichtet hätten. Wir wüßten mehr davon, wenn nicht Jahrhunderte gläubiger

Dumpfsheit einen kaum übersteigbaren Wall zwischen das Wissen unsrer und jener Tage aufgeschüttet hätten. Die Sprachen sind untergegangen und die Hieroglyphen bleiben Räthsel für immer.

So fern als jene versunkene Welt in Chiapas und Yucatan liegt uns Kleinasien nicht. Wohl sind die Städte und Dörfer, die Kastele und Thürme zerfallen, verschwunden sogar und vergessen, vergessen selbst die Namen der Orte, aber die Schutthaufen noch, die namenlosen Trümmer sind ein lesbares Blatt aus dem großen Buche der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, ein stummberebtes Blatt, ein historisches Aperçü, das die Zeit in ihrem Lapidarstile in usum Delphini, zu Ruß und Frommen der Söhne und Enkel niedergeschrieben hat. Mit ihnen liegt vor uns eine Übersicht der Landesgeschichte, worin jeder Stein, jeder Block und Ziegel des Mauergefüges ein Volk, ein Reich, einen Herrscher bedeutet.

Sie ruhen nun harmlos und verträglich durch einander, antike Marmorquadern aus der Zeit homerischer Kultur; Backsteine mit der Chiffre römischer Legionen; Ziegeln, die jene jämmerlichen Epigonen zweier großer Nationen, die Byzantiner, geformt; fränkische Lastblöcke, roh behauen, mit Falznieten venetianischer Bogengürte und sarazenische Spitzen und Zierraten. Jede Ruine ist ein Album, in das die Völkerströmung ferner Tage eine Bignette gezeichnet und ein charakteristisches Motto gedichtet: — aber die Farben der Zeichnung verwischen Regen und Wind, die Lieder klingen in begrabener Sprache. Für das Ganze geben Strabo und die Peutingersche Tafel den Wegweiser ab, im einzelnen Falle

aber kann man auch hier in der Regel nur „vermuten“, was einst war. Der Wirwar ist zu trümmerhaft, um sich festen Schrittes darin zurecht zu finden. Die Lösung jedes Rätsels ergibt ein neues und man weiß zuletzt nur das Eine bestimmt: daß hier in grauer Zeit hochgebildete Völker lebten, daß hier römische Legionen standen und daß fränkische Ritter mit sechshundert Pferden — Billehardouin erzählt's — Reiche eroberten, als Alexis vor Heinrich Dandolo, Balduin und Montferrat geflohen war, und der alte geblendete Isak Langus fast gleichzeitig mit dem Sturze seines Sohnes, des kaiserlichen Bettlers, in die Grube fuhr. Man weiß, daß später die Kreuzfahnen und abendländischen Ritterwappen auf den Thürmen dem Gonfalon von Venedig Platz machten; man weiß, daß Perser und Tartaren das Land überschwemmten, bis endlich die Türken nach harten Kämpfen bleibend davon Besitz nahmen. Kein Land trank so viel Blut, kein Land sah solch rettungsloses Untergehen und solch wütenden Siegerübermut, — und Alles was davon blieb sind Trümmer, halbverwitterte, moosgefüllte Inschriften in zerschlagenen Marmorplatten und spärliche Münzen. Oft ist es unmöglich zu bestimmen, ob das, was man sieht, einst Tempel oder Landhaus, Kastell oder Warte gewesen, es ist unmöglich zu sagen, in welcher Periode es diesem oder jenem Zwecke gedient. — —

Und es war in der Zeit da diese Thürme noch standen. Einer von ihnen ragte hart an der Küste empor und war ein festes Steinwerk, das sich mit geringer Besatzung gegen eine

zehnfach überlegene Zahl von Angreifern halten konnte. Nach dem Meere zu fiel der Fels schroff ab; die Brandung hatte ein breites Stück von seiner Flanke losgedonnert, das nun unten lag und die Wogen an seiner Stirn zu Staub spritzen ließ. Einzelne Zacken sahen noch über die Wassermasse hervor, scharf, schmal, zahnig, gespalten, unterspült und verrottet, als hätte die Flut nur vergessen sie längst umzureißen. Ihre Umgebung glich einem beweglichen, zitternden Schneefeld, das langgeschwungene Wogen von ihrem Nacken abgewälzt und über den Steinwall mitten in einen zischenden Kessel geschleudert. Hier war nie Ruhe, nie Schweigen, und doch immer Monotonie, ja selbst in der Leidenschaft noch jenes stiere, grasse, melancholische Einerlei, das so athemlos müde macht. Das Meer kältete mit seinem Schneeschäume den Felsen, dieser das Kastell, und die Mauern endlich die Bewohner an. — Zugänglich war das Nest von dieser Seite nicht und die Brustwehr mit den Wachterkern oben überflüssig genug. Wo hätte man denn die Sturmleitern anlegen sollen, da die Brandung schon auf eine weite Strecke jedes Fahrzeug packen und an den Strand schmettern mußte? Aber Verrat von innen konnte seitwärts Anklimmenden Laue zuwerfen eine offene Stelle hätte die Flucht Gefangener begünstigt Man war in jenen Tagen auf Alles vorbereitet, auf Alles gefaßt!

Auf der Landseite war ein tiefer Graben in den Felsen gearbeitet, auf dessen Grunde geschärfte Haken, eiserne Spitzen und Scherben aller Art lagen, so daß Jeder, der heimlicher Weise durchzuklettern versuchte, sich entweder verwunden oder durch das Geräusch seiner Tritte Aufmerksamkeit erregen

mußte, ein Umstand, der ihm sofort von irgend einer Warte aus den Bolz einer Armbrust zugezogen hätte. — Über den Graben konnte eine Zugbrücke niedergelassen werden, die nicht breiter war als nötig ist einen Reiter oder zwei Fußgänger passieren zu lassen. Am Fallpunkte außerhalb der kleinen Beste, diesseits des Grabens, hatte vormals noch eine Art von Brückenkopf die Wehrmittel verstärkt, jetzt lag er zur Hälfte in Trümmern. Das Thor jenseits war an sich stark genug und außerdem durch Vorsprünge der krenelirten Hauptmauer gedeckt.

So eingehegt lag der eigentliche Thurm, ein massiver, gedrungener Bau, der mit seiner Zinnenkrone hoch hinauf ragte und von schmalen Fenstern, die wie Schießscharten aussahen und vorkommenden Falls auch dazu dienten, durchschnitten war.

Der Ort sah nicht gastfreundlich aus und war sicher auch in jenen Zeiten des Wanderns und der Abenteuer selten von Anderen als Denen besucht, die freiwillig oder gezwungen das Kastell ihre Heimat nannten. Der Hauptweg, der sich dürr, rissig und voll Geröll gleich dem Bette eines vertrockneten Baches die Höhe hinab wand und in die Ebene, nach irgend einer längst vergessenen Stadt führte, zeigte wenigstens keine Spuren vielen Verkehrs. Es gab Moos und Flechten an den Steinen, hier wie auf dem Fußpfade, der sich seitab an den Strand nach einer kleinen Bucht zog, in der eine Ruderbarke und mehrere Rähne lagen. —

Über diesen Thurm kam eine schwere Nacht. Die Natur zog ihren Athem tief und bang ein und stieß ihn stöhnend und schnaufend wieder hervor. Noch war's kein Sturm, kein

Wetter, aber die Wolken ballten sich schon in Anauel zusammen und sprühten Funken; die Wogen gipfelten sich allenthalben grau und rauschten und stürzten in wilder Hast durcheinander. Dies krampfzige Zucken ist fürchterlicher als der heiße, unverföhnliche Kampf mit seiner Todeswut und seinen Leichen! Kein Stern, kein Stral, und doch wieder nicht Finsterniß genug um blind zu sein, weil der Mond seine fahle Scheibe dort und da durch Wolkenrisse und Nebeldunst schimmern ließ und Ränder um die Massen in der Luft und Glanzflecke auf das Wasser zeichnete. Dann kam der Sturm heran und heulte Flammen aus den Wolkenrachen, Blitzpfeile zischten in die Schlünde herab, aus denen sich die Wogen gleich gespenstigen Kämpfern emporbäumten und mit ihren zottigen Pragen die Dunstgebilde zu zerfleischen und niederzuzerren strebten. Die Schleuderer des Luftheeres jagten ihren Hagelschauer dazwischen, und nun wurde es dicke Nacht, nur die Blitze loderten mit gebrochenen farbigen Lichtern dazwischen, alles Andere war Rauschen, Rasseln, Brausen, Zischen, Krachen, Rollen, Schlag auf Schlag — und drüber dehnte sich die Nacht immer schwüler, schwerer und eifiger zugleich. Es war als ob die Natur selbst die Fenster verhangen hätte, damit man den riesigen Wahnsinn eines Elementarkampfes nicht belauschen könne. —

Auf der Zinne des Thurmes war versucht worden eine Pechpfanne anzuzünden, aber das Wetter löschte sie aus. Es wollte verderben, zerstören und vernichten, aber es mochte dabei nicht die Tücke der Menschen zur Bundesgenossin haben; es probte seine Gewalt, seine That war eine offne. Die Leuchte erlosch und lockte keine Barke in den sicheren

Untergang. Sie wäre an den Klippen zerschellt und das Gut, das sie trug, am Morgen der Raub der Verführer geworden. Man trieb es damals so! — Die Leuchte erlosch und nur ein bleiches, facherndes Licht, das sich ab und zu durch einen der Fensterritze stahl, verriet, daß jene Steinmasse bewohnt war, und daß das Unwetter von dort aus Zeugen hatte.

Sie waren gesichert durch Wand und Dach, der Blick hätte vorleuchten müssen und Wetterschläge eine Thüre spalten, ehe der Sturm Einlaß gefunden. Aber es war Einer unbeschützt draußen, der seit Einbruch der Nacht seinen Weg angetreten, weil er kommen mußte. Sein Pferd hatte er hinter sich her gezogen und war so, mühselig tappend, von der empörten Luft an Schlünde gezerrt und matt bis zum Tode endlich an den Fuß des Felsen gelangt, auf dessen Höhe ihm ein Blitz den Thurm zeigte. Oder war die Beckpfanne ein Fanal für ihn gewesen? Warum stieß er dann nicht in sein Horn und begehrte Einlaß? Warum barg er sein triefendes Roß unter der halb zerstörten Wölbung des äußeren Brückenthurmes und lauschte selbst gespannt und vorsichtiger hinüber als die Nacht forderte?

Der Mann harrte lang umsonst. Sein Körper schlotterte vor Frost und halblaute Flüche kamen über seine Lippen. Das Wetter begann Pausen zu machen, die Donnerschläge prasselten in Zwischenräumen, aber mit verdoppelter Wut herunter. Die Augen sahen wieder und die Ohren waren an das Toben des Meeres und das Säusen des Sturmes hinlänglich gewöhnt, um andere Geräusche vernehmen zu können.

Im Innern des Kastelles ging etwas vor.

Das Licht, das im Thurm irgend eine Halle erleuchtet

hatte, ging aus, dagegen verbreitete sich ein Stockwerk höher einige Zeit darauf wachsende Helle. Die trübe Ampel im Zimmer des Thorwartes verschwand ebenfalls, und man sah an dem Schimmer, der immer tiefer aus den Thurmflüchen drang, daß sie in den Hof hinunter getragen wurde. Stimmen wurden laut und brandiger Geruch wehte herüber. Über dem Thurme schwebte eine Wolke, die nach und nach dichter zu werden schien und sich durch ihre Färbung von den andern zu unterscheiden begann. Ihr Grau verwandelte sich in Violet, dann schwammen scharf rote Lichter hinein und endlich flog ein Hauch darüber, wie ihn der Luftzug auf halbglühendem Eisen erzeugt. Funken wirbelten darin herum, dann eine flackernde Zunge, die aus einem Fenster leckte, dann eine zweite, dritte, eine ganze Lohzunge mit einemmal. Ein furchtbarer Krach hinterher, als sei das Dach geborsten, und ein breiter, flammiger Strom, ein Gemisch von Rauch und Feuer schlug in die Nacht empor. Der Thurm brannte; das Getümmel innen nahm zu.

Fieberangst bemächtigte sich jetzt des Reiters, der aus seinem Verstecke all dies zu beobachten gezwungen war, ohne warnen oder retten zu können. Hatte ein Blitz gezündet? Waren die Bewohner des Thurmes erschlagen oder verbrannt? Er riß nun doch sein Horn an den Mund und versuchte den auf's Neue erwachten Sturm zu übertäuben. Umsonst! Die Töne wurden verschlungen. Der Mann rang verzweifelt die Hände, schrie hinüber und ließ sich endlich gebrochenen Mutes auf einen Steinhaufen fallen. Den Kopf in beide Hände gestützt, sah er wie das Feuer weiter fraß und von Stockwerk zu Stockwerk hinunter zündete. Von der Zinne

wehte die blutige Feuerfahne und abgesprengte, glühende Steine flogen von oben in den Hof.

Da rasselte plötzlich das Fallgatter in die Höh', die Thorflügel drehten sich kreisend auf ihren Angeln, und herunter polterte die Zugbrücke. Der Mann fuhr auf und verbarg sich wieder hinter der Wand, an die sich sein Thier mit schlagenden Flanken und zuckenden Rüsten fest andrückte.

Statt fliehender Reifige sprengte ein Weib über die Brücke, ein hohes, schlankes Weib. Außerhalb der Trümmer warf es sein Roß herum und hielt Angesichts der Brandstätte. Der Thurm glich jetzt vom Scheitel bis zur Sohle einer riesenhaften Fackel und beleuchtete die Gestalt der Reiterin voll.

Der reiche Pelz, der sie umhüllen sollte, war von Haupt und Schultern hinabgesunken, ihr Untergewand war zerrissen und verschoben, ihr Busen frei, aber er wogte zu wild und heiß, als daß er die schneidende Kälte der Nachtluft hätte empfinden können. Eine bleiche, schreckliche Ruhe lag über ihrem jungen, schönen Gesichte. Die Augen sahen tief zurückgebrängt wie ausgebrannte Sterne aus ihren Höhlen, die Brauen waren zur Stirn empor gezogen, die Mundwinkel gesenkt. Schwarzes, gekraustes Haar flutete unter einer juwelengestickten Mütze hervor und peitschte langflatternd Nacken und Gesicht. — Das Roß, ein starker Streithengst, dessen Ahnen stolze Kastilianer getragen haben mochten, baumte sich, der Pelz fiel herab: das Weib blieb starr wie gebannt. Sein Anzug war eine Mischung venetianischer und orientalischer Pracht. Das Kleid war gestickt, die Arme bloß, es trug weite Beinkleider und bunte Schuhe. Vor sich auf der Decke, — denn zu fassen hatte die Gast nicht erlaubt, — hielt es

ein funkelndes Kästchen, in der Rechten aber ein kurzes, blutiges Schwert.

Wie ein Bild aus alten Zaubersagen hob sich die Erscheinung in ihrer grellen Beleuchtung von dem dumpfen Hintergrunde ab. Sie war entsetzlich schön in ihrer Starrheit, und wie der Brand in die Nacht, war sie in die Landschaft gelodert, eine unglückselige, schaurige, haarsträubende Pracht. Sie hielt da, gegenüber einer That, ein furchtbares, blutiges Rätsel, düster, ohne Trauer, aber auch ohne Befriedigung, ohne Hoffnung. Hinter ihr war Leere, ein Augenblick mußte ein ganzes Leben verwischt haben, — und vor ihr

Das Geschrei Rettender oder Plündernder drang näher; sie wollten geborgne Güter über die Brücke in Sicherheit bringen und das eigne Leben der Gefahr durch Rauch oder fallende Balken umzukommen im Freien entziehen.

Der Reiter hatte nicht gewagt sich der Frau zu nähern, er war halb in die Kniee gesunken und starrte sie sprachlos und blöde an. Auf seiner Stirne kämpfte eine Ahnung, eine finstre Ahnung, die ihn beben machte, mit dem Zucken eines Gefühles, das nicht wagte Freude zu sein.

Die Knappen aus dem Kastell betraten die Brücke; Furcht besiegte die Furcht, der Versteckte kam heran und berührte die Hand der Traumenden.

„Maria!“ flüsterte er. Aber seine Lippen zitterten, seine Stimme vibrirte.

Sie schrak zusammen, sah wehmütig auf ihn hinunter und seufzte tief auf. Dann schüttelte sie düster lächelnd wie eine Wahnsinnige das Haupt, machte eine heftige Bewegung

nach dem Thurme, die Drohen und Entsetzen zugleich bedeuten konnte, und warf mit Abscheu das Schwert von sich.

„Maria, komm'!“ bat der Mann dringend.

Die Leute waren in den Trümmern des Brückenthurmes und riefen herüber.

„Fort, fort von hier!“ schrie jetzt das Weib. Sein Gesicht verriet eine gräßliche Angst, seine Brust keuchte

Wieder stürzte ein Theil des Thurmes hinunter und man konnte, wenn der Wind den feurigen Schwall aus einander riß, in die Zimmer, deren Wand abgespalten war, hineinblicken. Es gab ein furchtbares Getöse, der Hengst machte einen Satz, und ein schriller Schrei seiner Herrin, die rückwärts nach den Flammen deutete, als sei ihr dort ein Phantom erschienen, trieb ihn weiter zu wilder Flucht in's Pfadlose. Er jagte an dem Abhange hin, unaufhaltsam, mit sprühenden Hufen. Das Kästchen sprang auf und säete eine zahllose Menge flimmernder Edelsteine und reichen Geschmeides aus. Spangen, Ringe und Diademe, Ketten und Agraffen rollten auf dem Felsen hin Das Roß flog wie von Geistersporen gehebt in die Nacht hinaus Noch ein Blick, ein Schlag, ein neuer Schrei der Reiterin, der fast wie Jubel klang, ein ohrenzerreißender Laut, den das Thier ausstieß — — dann hörte man nichts mehr.

Der Mann warf sich in den Sattel und ritt wie rasend den Weg, den er gekommen, zurück.

Es giebt Szenen, denen die Natur athemlos zuzuschauen scheint. Die Wolken hängen neugierig herunter und die Wogen stecken ihre Köpfe in die Höh' um zu lauschen. Das geschieht dann, wenn die Menschen Akkorde im großen

Sturmliede sind oder wenn sie weicher und inniger verflöhen als Abendröte und Violenduft es können. — Das Wetter hatte eine solche Pause gemacht, ja es schien mit dem letzten Schlage ausgewütet zu haben. Der Schaum von den Zaden flog in massigen, gelben Flocken, als würde sich die See mit Drangen, weit hinaus; die Flut war mit Blut übergossen und schüttete die Beute, losgerissene Korallen und bunte Muschelschalen am Strande auf. Der brennende Thurm zwischen dem blutigen Himmel und dem blutigen Meere, Zerstörung überall! Es war eine Schlacht geliefert worden und ein Stern, ein wunderbarer Stern war vom Himmel gefallen.

Es knüpft sich eine kurze Geschichte an dies Nachtbild vom Strande des schwarzen Meeres. Sie ist alt der Zeit nach, alt in ihrem Weh, und doch bring' ich sie wieder; sie kommt noch immer nicht zu spät.

In Venedig war es Sie steigt aus der Flut, die wunderbare Stadt, wie ein Biederkrantz der Meerfrauen, wie ein einziger Prunkpalast, der tief unten aus Marmor, Korallen und Muschelschalen gebaut und dann auf weißen Schultern gleich einem Gebilde der Fata Morgana in Luft und Sonne emporgehoben worden. Wen die Gondel zwischen den prachtvoll wekkenden Steinblumen hinträgt, der mag noch heute gern träumen, daß eine Schöpfung so eigentümlicher Art, so ohne Gleichen, nicht anders als durch einen Zauberakt entstanden und im Augenblicke fertig gewesen sein könne.

Das Meer hat Venedig geboren und groß gesäugt, die Wellen haben es in seine Gestalt geleckt. Aber nicht nur die Stadt, sondern auch der Charakter seiner Bewohner von einst ist das Produkt des Meeresinflusses. — Inselvölker sind prädestinirte Handelsvölker; das Meer lockt trotz seiner sprüchwörtlichen Treulosigkeit und dem komisch ernsthaften Weherufe des alten Dichters, der dreifaches Erz um die Brust des ersten wagehalsigen Schiffers sang, an ferne Küsten. Mit dem Handel kommt der Reichtum, mit den Schätzen Selbstbewußtsein und Macht. Außer Gold und goldeswerten Waaren brachten aber seefahrende Nationen auch seit je eine gewisse Schlaueit, Geschmeidigkeit und Verstellungskunst heim, die neben der Zähigkeit und Entschlossenheit, deren Mutter die Gewohnheit der Gefahr ist, ihren Charakter zu einem kaum liebenswürdigen prägen. Sie müssen sich um ihres Vortheils willen an mancherlei Sitten anschmiegen und wo die Gewalt nicht in ihrer Hand ist zu Listens Zuflucht nehmen: diese Eigenschaften wirken nach Innen zurück und korrumpiren oft oder schrauben doch alle Verhältnisse. Darum warnte ja auch einer der griechischen Idealrepublikaner vor dem Reisen. Er thäte es wohl heute nicht mehr! Die Civilisation hat nivellirt, die Welt ist allenthalben dieselbe, und überall trifft man englische Touristen und russische Agenten. Bliebe die Natur nicht ewig jung und neu, der Menschen wegen könnte man die Mühe sparen solange das höchste Gesetz der Gesellschaft Betrug um die Individualität heißt. — In Venedig durchdrang der Handel Alles. Die staatlichen Einrichtungen waren mysteriös und berechnet wie Handelskombinationen, die sozialen Zustände nach Zahlenverhältnissen geordnet, und zuletzt das goldne

Buch der Republik ein Katalog von Firmen. Handelsinteressen schlossen Krieg und Frieden, hielten und brachen Verträge; der Handel war die Welt und zeitweise das Monopol des mächtigen Inselstaates. Das Meer hat ihn geboren und erzogen. —

Venedig war auf der Höhe seines Glanzes, es hatte selbst den Bannstralen des Papstes trotzen dürfen, seine Feinde waren geschlagen, seine Töchter wurden von Fürsten zu Frauen gewählt, und die venetianischen Kaufmannsfirmen wogen den Diplomen des Reichsadels gleich.

Man feierte einen neuen Sieg über die Rivalin des Löwen von San Marco, über Genua. Der Markusplatz, damals freilich noch nicht der schönste Salon der Welt, wimmelte von Menschen. Die Nobili mit ihren schwarzen Mänteln und weißen Reiberbüschen, Fremde in reicher spanischer Tracht, Frauen, unter deren kleinen schwarzen Sammtmasken Jugend und Schönheit blühten, Gondolieri in bunten Jacken, mit phrygischen Mützen auf dem Kopfe, Bagen, Diener, Fackelträger, Dirnen, ein vielfarbiges scherzendes, jauchzendes Gemisch.

Und mitten in dieser Welt des Jubels, bald umringt vom Schwall, bald einsam und vergessen, stand ein junges, stilles Mädchen, nicht mehr ein Kind, aber mit einem Ausdruck in den Zügen, als sei es gewaltsam gereift. Es war bleich, seine Augen dumpf glühend, als hätten sie viel geweint, um die Lippen flog von Zeit zu Zeit ein trostloses Lächeln ohne Sehnsucht und Hoffnung, aber auch ohne Vergessen. Das Mädchen war ärmlich gekleidet, sein Nieder ohne Schleifen, sein Linnenzeug grob. Der Anzug war eine Verhöhnung der edlen

Gestalt. Im Arme trug sie ein Binsenkörbchen voll Blumen, Veilchen und Rosen vom Rido, duftige Strauße, von denen die Vorübergehenden wählten und kleine Münzen dafür in den Korb warfen. Junge Herren sagten auch wohl einige Worte mehr, oder ließen Gold vor den Augen des Mädchens blinken, aber es hörte und sah nichts. Man lachte darüber und ging. Die Arme starrte nach wie vor in die Leere, wühlte dann wieder krampfhaft in ihren Blüten und preßte auch wohl einen Rosenzweig an die Brust, daß die Dornen sie verletzten und Thränen über ihre Wangen rieselten. Sie fühlte es nicht, sie wußte nichts davon, sie träumte, aber ihr Traum war bitter.

Unter der Menge, die das fresco notturno genoß, war eine Gesellschaft von vier Personen, denen der Hause allenthalben ehrerbietig Raum gab. Sie bestand aus einer Matrone und einer jungen Dame, aus einem Greise und einem Manne, der vierzig und einige Jahre zu zählen schien, wenn man alle Falten seines Gesichtes in Rechnung brachte, der aber in der That kaum ein Dreißiger war. Der Letztere, an dessen Arm die junge Dame hing, oder besser — schwebte, denn sie berührte ihn kaum, hatte auffallend schroffe Züge, sein Blick traf hart und kalt, seine Lippen waren schmal, aber seine Stirn war stolz und kühn gewölbt, — er war nicht un schön trotz alledem. Es sprach sich zu viel Leidenschaft, Klugheit und Energie in diesem Kopfe aus, als daß man ihn nicht hätte liebgewinnen können. Er war ein Gradenigo, und die junge Dame an seiner Seite, jetzt seine Gattin, hieß noch vor drei Tagen Marie Baduer. Das zweite Paar waren die Eltern der Neuvermählten.

Sie verließen das Gedränge, und die junge Frau hatte ihre Maske abgenommen um freier athmen zu können. Sie hatte ein wunderbar schönes, friedlich leidendes Engelsgesicht. Alles an ihr war zart und weich, ihre ganze Gestalt verfloß in sanften Linien, auf ihren Wangen spielte ein matter Rosenhauch, der noch gehoben ward durch schwarzes, seideweiches Haar, das sich an den Schläfen vorringelte, ihre Nase war fein gebogen und ihr Mund edel geschnitten. Sie mußte reizend sein, wenn sie lächelte, jetzt war sie nur schön, denn sie litt. Das rosige Licht auf ihren Wangen war der Schimmer noch unbeflegter Jugendfrische, nicht die Glut der Freude und des Glückes. Und doch sah sie nur aus, als ob sie wachen sollte und nicht erwachen könne, ohne daß je ein großes Gefühl in ihr gestorben. Ihr Schmerz glich dem einer Knospe, die gebrochen wird, ehe sie sich ihrer Blüthenkraft voll bewußt geworden; die Zukunft war nur eine Ahnung gewesen, ein nebelhaftes, verschleiertes Bild, daher kam kein Kampf für sie auf, und ohne Kampf entwickelt sich keine Kraft. Die Frau hatte mit sich geschehn lassen, was ihr befohlen worden, ohne anderes als instinktives, träumerisches Widerstreben, sie war gehorsam gewesen und ahnte auch jetzt nur pflanzenhaft, daß sie leiden und sterben werde, obgleich sie jetzt noch frisch und jung, weil ihre Entwicklung abgeschnitten, ihr Lebensnerv zerrissen.

Man sah, daß nicht Neigung diesen Bund geschlossen und daß es dem Manne nicht gelungen war, mit der Hand seiner Frau, die nicht sie zu vergeben hatte, auch ihre Liebe, ihr freies Eigentum, zu erringen. Er hatte genommen, was er bekam, sie hatte ihm nichts gegeben.

Ihre Mutter mahnte an den Heimweg, es war spät geworden; ein Frösteln lief über den Leib der jungen Frau, und sie bat, die Kühle noch länger genießen zu dürfen. Ihre Antworten auf Alles, was ihr Gatte sagte, waren zerstreut und scheu, ihre Blicke flogen über die Gruppen hin, als suche sie ein Wesen, das ihr das eigne Räthsel lösen könne. Man befand sich in der Nähe des Blumenmädchens, Maria warf ihren längst zerknickten Strauß fort und verlangte einen neuen. Sie that es um abzuschweifen, um den Bann des Gedankenkreises, der sie gefesselt hielt, zu brechen und legte aus diesem Grunde so großen Nachdruck auf ihren Wunsch, eilte mit so großem Eifer vor, daß sie gar nicht beachtete, welche Mühe sich ihr Gatte nahm, ihre Schritte nach einer andern Richtung zu lenken. Vergebens versicherte er, an einem andern Punkte des Platzes seien viel frischere und reichere Kränze und Straüße zu haben. Sie trat an das einsame Mädchen heran, griff in den Korb und sagte mit einer Anwandlung von Eigensinn: „Seht nun selbst, diese Rosen sind eben erst gepflückt, ich sah sie kaum jemals so glühend, und der Thau schimmert noch zwischen ihren Blättern. Venedig hat im Augenblick keine schönere Rose als diese.“

Gradenigo hatte, als es seiner Überredungskunst nicht gelungen war Maria zurückzuhalten, trotzig und mit bewölckter Stirn seinen Mantel zurückgeschlagen. So war er neben seiner Gattin dicht vor die arme Gärtnerin gekommen und stand hoch aufgerichtet, prächtig gekleidet, die Hand an dem juwelenblühenden Degengefäße da. Seine Augen sahen finster, streng und gebieterisch auf das Mädchen hinunter.

„Was die Rose glühen macht, ist Blut, die Thautropfen sind Thränen!“ murmelte die Kleine wie im Traume.

„Was sagst Du?“ rief Marie erschreckt und ließ die Blume, die sie in der Hand hielt, in das Körbchen zurückfallen.

„O, es ist mein Blut, Signora, es sind meine Thränen!“ klagte sie auf. Sie war aus ihrem Brüten gestört und hob erst jetzt ihre großen dunklen Augen empor, um durch einen Blick der Dame die Bekräftigung ihrer Worte zu geben, um ihr zu sagen, daß sie gewiß nicht fähig sei, einem andern Wesen weh zu thun. Gradenigo hatte die rechte Hand auf die Schulter seiner Frau gelegt und erwartete eisig kalt diesen Aufblick. Kein Haar zitterte an ihm, aber das Mädchen zuckte zusammen, sein Gesicht, das trüb gewesen war, aber ruhig, wurde der Tummelplatz heftiger Leidenschaften, Trauer, Kampf, Liebe, Zorn, Haß und wieder Schmerz, großer, wortloser Schmerz, flogen darüber hin und verzerrten die schönen blassen Züge. „Silvio Gradenigo!“ rief das Blumenmädchen dann mit einer Stimme, die wie ein halb unterdrücktes Stöhnen klang und doch wieder drohend durch die über einander gepreßten Zähne zischte. „Du kommst mich zu höhnen, Du zeigst mich Deinem Weibe?“

Hatte er gehofft, der Armen durch seine stolze Haltung, durch den Glanz seiner Erscheinung den Mund zu schließen, so hatte er sich getäuscht. Ist im Weibe das Weib beleidigt, dann nimmt es immer den Handschuh auf, gleichviel wer ihn hingeworfen.

„Was ist Dir? armes Kind! Woher kennst Du mich?“ fragte der Mann, als ihn seine Gattin erstaunt ansah.

„Silvio Gradenigo fragt Anafesta, woher sie ihn kennt?“

lachte das Mädchen wild auf. „Du fragst, ha, Du fragst?“ Ihre Stimme schwoll an wie ein Wetter, das nicht weiß, wohin es seinen Strahl schießen soll. „Und dies ist Dein Weib, dies? Ah, Ihr zittert, Signora, und Er versprach Euch einen Scherz? Mein Blut, das Blut einer armen, verdorbenen, betrogenen Dirne, machte Euch die Rose roth genug, und meine Thränen waren der Thau, der sie für Euch erfrischte? Ihr triebt Euern Spott mit mir, der Ihr Alles genommen? Fluch Euch und Eurer bleichen Larve! Da, wie diese Blumen zerträte ich Euer Glück! Denkt an Anafesta, wenn Ihr froh sein wollt. . . .“

Es war unmöglich, ihre Worte zu unterbrechen, sie zuckten wie Blitze heraus und jeder Pfeil traf. Dann schleuderte sie Maria ihre Blumen in's Gesicht und zertrat die herabgefallenen mit den Füßen.

Die unglückliche Frau sank ihrer Mutter in die Arme.

„Das Mädchen ist wahnsinnig!“ beschwichtigte Silvio die Halbbohnmächtige. „Bringt die Närrin fort!“ rief er dann den Leuten zu, die von der Szene herbei gezogen worden.

„Ich bin nicht wahnsinnig! Silvio Gradenigo ist ein Lügner!“ rief die Arme und wehrte die Fäuste der Sbirren ab. „Silvio Gradenigo ist ein Schurke!“ gellte es aus ihrem Munde, „er schwor mir. . . .“

„Fort mit der Närrin, Ihr hört ja, daß sie rast!“ herrschte er wieder.

Und das Mädchen wurde geschlagen, gebunden und in eine Gondel geworfen, fortgeführt und in den Kerker gebracht. . . . Die Tochter eines Fischers vom Lido hatte die

Gattin eines Gradenigo, die Tochter eines Baduer zu beschimpfen gewagt. Sie mußte in der That wahnsinnig sein.

Wenige sahen der Gondel nach, der Rausch der Freude brauste über die kleine Episode hin und begrub sie, wie Anafesta nun begraben war; eine Stunde später dachte Niemand mehr daran — außer Maria Gradenigo.

Sie war hold und zart gewesen, wie kein anderes Kind, hundert Züge von Milde und kindlicher Güte hatten sie schon in ihrem frühesten Alter zu einem Gegenstande der Liebe Aller gemacht, die das Haus ihrer Eltern besuchten. Das einzige Kind einer großen, unermeslich reichen Familie, gewöhnt, alle Wünsche befriedigt zu sehen, ehe sie noch wünschen konnte, war sie doch bescheiden und freundlich geblieben, und man rühmte ihr nach, daß sie niemals, auch dem geringsten Diener nicht, ein hartes Wort gesagt. Sie war es im Gegentheil, die sich stets zwischen die Festigkeit ihres Vaters und das Ziel seines Zornes stellte und durch ihre Bitten den Sturm beschwichtigte. Galt es Armen zu helfen, so war sie es, die reiche Spenden auswirkte; galt es dem Staate ein großartiges Opfer zu bringen und zögerte Tomas Baduer das Erbe seiner Tochter zu schmälern, so war es wieder sie, die ihn bestimmte, mehr zu geben als er gewollt.

„Wär' ich arm, dann dürft' ich bei Euch bleiben!“ sagte sie, Vater und Mutter mit ihren Armen umschlingend.

„Und wenn wir sterben. . . .“

„Stürb' ich auch!“

„Sie liebte ihre Eltern, aber sie liebte noch ein anderes Wesen fast ebenso sehr. — Tomas Baduer hatte einen Knaben in sein Haus genommen, dessen ganze Familie in einem

Seekampfe untergegangen war. Er war Genuese. Seine Eltern und Geschwister siedelten nach einer levantinischen Faktorei über, ihre Galeere wurde von Tomas Baduer, damals Befehlshaber einer venezianischen Flottille, angegriffen und genommen. Alle Erwachsenen wurden niedergemacht, es war in der Zeit der größten Erbitterung beider Nationen, — auch die Mutter des Knaben, die ihren Mann schützen wollte, blieb im Gemetzel, nur das Kind wurde in einem Winkel, in den es sich aus Angst verkrochen, lebend aufgefunden. Carlo Cidano war fast zehn Jahre älter als Maria, aber seit je ihr liebster Spielgefährte. Sie hing an ihm mit der Zärtlichkeit einer Schwester und brachte es, als sie älter ward, durch ihren Einfluß dahin, daß er fast wie ein Sohn des Hauses gehalten wurde. Er war schlaun genug, des Kindes Gutmütigkeit so klug als möglich zu benutzen. Er flüsterte Maria seine Wünsche ein und machte sie zu den andern, so daß es immer ausah als ob er all den kleinen Intriguen, durch die er eine ritterliche Erziehung errang, völlig fremd geblieben sei. Man schlug ihm nichts ab, weil man Maria nichts abschlug. Erst waren es Kleider, Lehrer, Waffen gewesen, die den Gipfel seines Strebens bildeten, dann dachte er auch wohl daran, eine Stellung im Staate, Verwendung im Kriegsdienste zu erlangen, später aber, als er sah, daß sich die Anhänglichkeit der Tochter des Hauses eher steigerte als verminderte, baute er einen andern großen Plan, für dessen Gelingen er wie bei den früheren in Maria's Einfluß die Bürgschaft fand.

Carlo war schön, und zwar von einer Schönheit, die nicht verfehlen konnte, auf ein Mädchen von dem Wesen und der Begabung Maria's Eindruck zu machen. Seine Züge

waren regelmäßig, aber für einen Mann vielleicht zu rund und glatt; aus seinen Augen leuchtete nicht der Blick eines stolzen Selbstbewußtseins, eines Vertrauens auf den eignen Wert, sondern jene aufmerksame Ergebenheit, die ihr Berechnetsein und ihre geheimen Absichten hinter das Schild geduldigen Schmach- tens zu verbergen weiß. Er fühlte, daß er nichts zu fordern hatte, daß ein allzu fester Tritt höhnische Spukgeister aus der Erde stampfen, daß ein rasches, unachtsames Vordringen ihn Kopf- über in's Nichts schleudern könne. So glitt er langsam und vorsichtig durch die hemmenden Klippen hin, Maria bald als Polarstern in's Auge fassend, um Richtung zu halten, bald sie als Steuerruder oder als bewegende Kraft benutzend. Sie nahm seine Sanftmuth für natürlich, sein Kluges und für ihn von den Verhältnissen gebotenes Zurückhalten für rühmliche Bescheidenheit.

Carlo hatte außer diesen Eigenschaften noch ein großes Talent, das ihm seine Stellung sichern half. Er besaß eine überaus angenehme Stimme und schlug die Laute besser als irgend ein Anderer in Venedig. Dadurch wurde er in den Kreisen, in die ihn sein günstiges Geschick geführt, eine Person, die niemals überlästig erschien, also auch nie demüthigen- der Zurückweisung ausgesetzt war. Er durfte bleiben, auch wenn vornehme Gäste zu bewirthen waren und wenn es ein Fest gab. Die Männer rühmten seine Kunstfertigkeit, die Frauen lobten seine guten Sitten, die Mädchen ergözten sich insgeheim an der Schönheit seiner Gestalt, und die jungen Nobili zogen den Sänger in ihre Gesellschaft, benutzten seine Stimme bei Ständchen und Bacchanalien, — er war überall wohlgelitten und seine Herkunft fast ganz vergessen. Maria

hatte ihre Freude daran und war stolz auf die Eroberungen die ihr Gespieler machte. So blieb die Lage der Dinge, bis Maria heranwuchs und sich mehr und mehr zu seltner Schönheit entwickelte. Bis dahin war es die Erbtöchter Tomas Baduers gewesen, die er zu umgarnen trachtete, nun war es Maria, die er besitzen wollte. Diese Leidenschaft schmolz sein ganzes Wesen um, oder prägte doch Alles in festere Formen, tünchte Alles mit grelleren Farben. Er wagte mehr, er versuchte sogar in Maria, auf deren stille Hingabe er bisher gebaut, Leidenschaftliches zu entzünden. Mit der Steigerung der Glut kam auch das Erkennen der Hemmnisse drückender und beängstigender: es handelte sich nicht mehr darum, durch einen mühselig vorbereiteten Handstreich in den Besitz eines großen Vermögens und hohen Ranges zu kommen, es galt das Lebensglück selbst. Auch ihm war nachgerade die Art und Weise, wie er als Kriegsgefangener im Hause des edlen Venezianers Schutz und Schirm gewonnen, in's Reich der Sagen gegangen, er war ein Herr gewesen wie die Anderen; jetzt fiel's ihm wieder schwer auf's Herz, schnürte ihm die Brust zusammen und lähmte seinen Mut. Er verhehlte sich nicht, daß bei dieser Hauptfrage, die zur Lösung drängte, weil Maria Baduer, die vielumworbene, nicht lang Herrin ihrer Hand bleiben konnte, seine Geliebte vorläufig eine schlechte Bundesgenossin sei. Zwar hing sie an Niemand außer ihm und die Unbefangenheit, mit der sie über die Aufmerksamkeit sprach, die ihr Der oder Jener erwiesen, hatte etwas Tröstliches für Carlo, — aber er mußte sich gestehn, daß ihre schwesterliche Neigung nicht jene verlangende, ungestüme, todesmutige Liebe sei, die in diesem Falle allein Hoffnung auf

den Sieg geben konnte. Er hatte früher nicht nur gehofft, sondern erwartet, weil er ohne Einsatz spielte und für den möglichen Gewinn keinen wahrscheinlichen Verlust in Aussicht hatte: nun lag die Sache anders, der Verlust schien sicher, der Gewinn unmöglich. Maria verstand ihn nicht wie er es wollte. Seine Festigkeit entfernte sie fast von ihm, und wenn er klagte, daß sie kalt sei und „Ihren Carlo“ nicht mehr liebe, hob sie altklug den Finger in die Höhe, drohte ihm damit und zählte lächelnd auf, was sie in der letzten Woche noch für ihn ausgewirkt.

„Nur davon nicht reden!“ rief sie als er ihr einst sagte, man würde sie bald vermählen, und sein Schutzgeist ihm dann für immer verloren sein. „Nur davon nicht reden! Mutter und Vater haben mich viel zu lieb, um mich so bald aus dem Hause zu geben.“

Sie war nicht aus ihrer Ruhe, aus ihrer stillen Seligkeit zu reißen. Sie lebte hin, ein sorgloses, fröhliches Kind, das überall Blumen findet und überall Blumen pflückt, ohne auch nur zu ahnen, daß es Rattern giebt, die hinter den Blütenbüschen versteckt sein können. Alle Mühe, direkt oder indirekt von ihr ein Wort, eine Erklärung zu erringen, die er in ein Versprechen verwandeln durfte, war umsonst. Sie verstand ihn nicht. Er war trostlos und vertraute nur noch auf eine Bundesgenossin, auf die Zeit.

Maria hatte Recht, wenn sie glaubte, daß ihre Eltern sich nur ungern von ihr trennen und deßhalb ihre Vermählung so weit als möglich hinauschieben würden; — das und der traurige Vortheil, daß er kein Haus besaß, in das er die

Brant entführen konnte, daß sie also ihm und den Eltern zugleich als sein Weib geblieben wäre, waren seine Chancen.

Aus der Rechnung gelassen war aber, daß er in Venedig liebte, und daß die Töchter Venedigs dem Staate mindestens ebenso gehörten als ihrer Familie.

Silvio Gradenigo, der Sohn eines großen Hauses, kam aus Byzanz heim. Er hatte die Dienste, die er als Krieger und Gesandter seinem Vaterlande schon in jungen Jahren geleistet, durch einen wichtigen Traktat mit dem Kaiser vermehrt und noch auf der Heimkehr gegen eine überlegene Anzahl genuesischer Galeeren einen glücklichen Kampf bestanden. Er galt für einen Wüßling und jähzornigen Menschen, aber was davon umlief waren Gerüchte, während seine Verdienste unzweifelhaft und unbezweifelt dastanden. Sein schlimmer Charakter, was auch sein Gesicht davon erzählen mochte, war eine Frage; sein Talent dagegen eine Gewißheit. Er war noch zu jung um Eifersucht zu erregen, man wollte seine Geisteskraft für alle Fälle ausbeuten und dem Staate nutzbar machen. Dies zu vermögen, ihn zu fesseln, galt es ein Band zu finden, fest genug ihn von wilden Ausschweifungen zurückzuhalten, die seine Zeit zersplitterten. Man versuchte es zunächst erfolglos, auch die Tochter des Dogen selbst, deren Hand ihm in Aussicht gestellt wurde, reizte seinen Ehrgeiz nicht; er setzte das unstete Leben, das er allerdings immer durch gleichzeitige Bemühungen für das Wohl seines Vaterlandes zu bemänteln wußte, fort.

Da sah er Maria Baduer. Die Scheu, mit der sie ihn vermied, reizte ihn mehr als ihre Schönheit und ihr Reichthum. Er verstand sie falsch, denn er wußte nicht, daß ihr

Carlo Jeden, den er für gefährlich hielt, mit den schwärzesten Farben zu schildern pflegte. Maria wußte von ihm, daß er hart und grausam sei, wenn auch nicht mehr. Das aber genügte, ihr Widerwillen einzulösen. Sie wich ihm aus und würdigte ihn nie auch nur eines neugierigen Blickes. Silvio sprach mit Begeisterung von ihr, zwang sich in ihre Nähe, entfaltete alle Schätze seines Geistes, alle Pracht und Geschmeidigkeit seiner Beredtsamkeit, ohne jemals sagen zu können, daß er zu siegen beginne. Er blieb ihr gleichgiltig wie die Andern. — Aber es gab einen zweiten, für ihn leichteren Weg ihren Widerstand zu brechen — der Doge selbst übernahm es bei Tomas Baduer seinen Brautwerber zu machen, und die Hand Maria's ward ihm zugesagt, ehe sie selbst noch von seinem Werben wußte.

Schmeichelhaft war die Art, mit der sie die Nachricht ihrer Verlobung und den Bräutigam zugleich empfing, eben nicht. Sie sah ihn kaum an und beschwor weinend ihre Eltern sie nicht fort zu geben. Aber sie wollte auch diesmal nicht verlegen und sagte mit der ihr eignen Milde zu Silvio, daß sie zwar gehört, daß er rauh und streng sei, daß diese Eigenschaften aber an einem Manne Tugenden sein könnten, daß sie ihn also nicht darum bitte seine Bewerbungen zurück zu nehmen. „Ich würde Jeden so bitten,“ fuhr sie fort. „Ich bleibe gern hier; mir ist hier so wohl, daß ich überall anderswo trauern müßte. Ihr seid mir ein Fremder und ich bliebe Euch auch eine Fremde. Es giebt so viel edle Jungfrauen, schönere und bessere als ich, warum wollt Ihr mich von meinem Vaterherde reißen? Geht, laßt mich den Meinen.“

Sie wußte nicht, daß sie in ihrem Schmerze reizender

war als je und daß sie so gut wie Unmögliches forderte. Silvio's Blicke glühten auf als er die zarte Gestalt weinend und mit gefalteten Händen vor sich sah. — Dies Weib sollte er freiwillig aufgeben? Es war ihm unmöglich. Gestand Maria ja doch selbst, daß sie nicht ihn verschmähe, daß sie nicht einen Andern vorziehe; die Aussicht einen Himmel zu erringen, ein unbetastetes Herz allein zu besitzen, war zu verlockend als daß er hätte weichen können. Und was that er am Ende damit Schlimmes? Er kränkte keines Menschen Rechte, er ging daran ein schlafendes Wesen zu wecken und war sicher das Erwachen, den ersten wundersam erstaunten Aufschlag eines sonnigen Auges belauschen zu können. Sie hatte nie geliebt: warum sollte sie ihn nicht lieben lernen? Und wollte oder konnte sie nicht: warum auf Ungewisses hin sich eine so reiche Beute entgehen lassen? — Es ist fraglich, ob er so genau, oder so gewissenhaft erwog. That er es, so geschah es rasch genug, denn seine freundlich verneinenden Worte, seine Versprechungen, daß sie bald anders denken solle, unterbrachen wiederholt ihr Flehen. Zuletzt scherzte man über ihre Trostlosigkeit, nannte ihr Widerstreben mädchenhafte Scheu und nicht mehr, erzählte Beispiele glücklichsten Zusammenlebens, dem dieselbe Abneigung vorher gegangen, und beruhigte sie wenigstens in so weit, daß sie sich zu fügen schien. Silvio küßte sie als er ging; sie lag bewegungslos in seinen Armen und sah ihm stumm und vorwurfsvoll in die Augen. — Fast alle Menschen haben irgend eine Eigenschaft, für die sich in einem zweiten Wesen Verwandtes entdecken läßt, so daß wenigstens nach einer Richtung Harmonie möglich wird; und selbst wo dies nicht der

Fall ist, bietet doch fast jeder Charakter einen Ring, an dem sich ein fremdes Geschick sicher befestigen läßt wie eine Barke im Hafen. Man bleibt sich fremd, aber das Gefühl der Sicherheit giebt durch seine behagliche Ruhe immerhin eine Art von Frieden, den man nicht stören mag. — Maria suchte instinktiv nach einem Zuge in Silvio's Gesichte, an den sie sich lehnen und anschniegen, auf den sie rechnen könne. Aber sie fand keine Verheißung, sie fand nur stürmische Forderungen darin, für die ihr Wort und Begriff mangelte. Sie schauderte an seiner Brust und fand keinen Trost in dem reichen Schmucke, den er ihr am andern Tage sandte, wie sehr auch ihre Mutter die Zartheit seiner Gabe preisen mochte. Das schönste Stück des prächtigen Geschenkes war nämlich ein antiker geschnittner Stein, auf dem der Künstler einen Löwen von der Liebe gezähmt dargestellt hatte. Ein paar galante Verse, die in dem Kästchen lagen, zeigten daß die Wahl keine zufällige war.

Den Eltern Maria's sagte ein Lochtermann, dessen Zukunft allem Anscheine nach eine große sein mußte, der außerdem schon jetzt Namen und Reichthum besaß, in hohem Maße zu, und sie wandten alle Mittel auf, ihr Kind mit der Wahl zu versöhnen. Maria war trotz alledem nicht zu beruhigen, und als sie die Schreckensbotschaft Carlo mittheilte, kam noch ein neues Element hinzu, das ihre Angst, ihre Qual erhöhte.

Er gebedete sich wie rasend, warf sich ihr zu Füßen, beschwor sie, ihn nicht elend zu machen, entwarf den Plan einer Flucht, stellte ihr vor wie unglücklich sie werden müsse, wenn sie der Willkür eines Menschen überlassen werde, der

sie kaum gesehn, der also nicht die tiefe, glühende Liebe für sie fühlen könne; die in seiner Brust brenne, er weinte, fluchte und bat, Alles wirr durch einander: es war eine Szene, die Maria mit ungeahnter Gewalt ergriff und sie febrisch zittern machte. Sie sträubte sich gegen Silvio, den ihr die Eltern gaben, wie sollte sie aber mit Carlo eigenwillig fliehn, mit einem Manne, der ihr Herz nur durch sein Ungestüm stärker schlagen machte. Was wollten diese Männer von ihr? Der Eine mit seinem kalten, festen Begehren, mit dem ruhig lächelnden Gesichte, der Andere mit seinen rollenden Augen und seiner verzweifelnden Klage? Wer konnte sie vor Beiden retten? Ihr Leben, ihr Traümen selbst war gewesen wie die Platte des Metallspiegels, in den sie ihr Bild tauchte, nun kamen eifernde, heiße Menschen und hauchten die Fläche trüb, schrammten und verfrügelten die Bilder, der Sturm wirbelte sie um, sie war ratlos und verlassen, selbst ihre Mutter stand bei den Feinden. Man schleuderte sie aus einer Welt, wo Alles lächelte, Alles duftig und rosig war, in einen Schlund voll unbekanntem Grauens. Sie mußte hinabstürzen, denn die einzige Brücke, die hinüber an ein Ufer voll neuer Reize führt, die den Verlust zum Gewinn macht, so daß in einem Athem verloren und gewonnen wird, diese Brücke, die Liebe, fehlte. Die Dämmerung, die in ihrer Brust begann, war nicht der Morgen; der Mond märchenfroher Kinderzeit ging hinter die Wolken, aber die Sonne, die ihn ersetzen sollte, war noch nicht geboren.

Maria war fromm. Sie rang sich betend vor dem Bilde der Madonna in ihrem Schlafgemache die Hände wund, aber die Madonna schwieg. — Maria flüchtete zur Kirche und ver-

traute ihr Leid durch das Gitter eines düstern Beichtstuhles einem alten graubärtigen Mönche: „Sei gehorsam den Eltern!“ lautete sein Trost. Alles hatte sie verlassen, die Menschen, die Kirche und die Madonna. Sie dachte nicht mehr, sie brütete still vor sich hin. Man ließ sie gewähren und verließ sich auf die Zeit, die andere Gefühle erwecken mußte.

Und der Tag kam heran, dessen Bild sie lang vorher schon wie ein Gespenst aus dem Schlummer auffahren und laut weinen machte.

Sie war engelhaft schön, und wäre es gewesen auch wenn man sie minder geschmückt hätte. Sie ging zum Altar, still und ergeben wie ein Opfer, Silvio stolz und fest neben ihr.

Noch einmal sah sie schmerzlich flehend ihn, die Eltern und den Priester an, — es war umsonst. Ihr Seufzen galt für ein „Ja,“ es war geschehen. Der Priester sprach die Bindesformel, — und seine Zunge ward nicht gelähmt; er gab und sprach den Segen, — und kein Blik schmettete seinen Arm herab, seine Sinne verwirrten sich nicht und flüsterten ihn keinen Fluch in's Ohr, keinen Fluch der Rettung, obgleich er das bleiche, gebrochene Kind vor sich zittern, noch einmal hoffen und dann verzweifeln sah.

Das Opfer war vollbracht. Maria sank ohnmächtig auf den Marmor, über Silvio's Gesicht glitt ein höhnisches Lachen: sie war fein, auf Leben und Tod fein eigen.

Carlo, der sein Geheimniß durch unvorsichtiges Reden verraten hatte, war drei Tage vor dem Feste, wie man auch diese Vermählungsfeier nannte, entfernt worden und spurlos verschwunden.

So hatte man Maria Baduer zu Silvio Gradenigo's

Weibe gemacht. Sie war theilnahmlos geblieben, schien aber wenigstens in einer Beziehung den Profezeiungen ihrer Mutter gerecht zu werden, denn es kam kein so heißer Schmerzerguß mehr, sie war ergeben und gehorsam, sie duldete ohne zu klagen. Da änderte jene Szene auf dem Markusplage, jener Fluch Anafesta's, des Blumenmädchens, ihre Stimmung auf's Neue. Ein Lichtstral schoß durch ihre Dämmerung, aber ein giftiger. Die Schatten fielen drückend schwül und die Lichtscheine waren verwischt, sie schienen nur da zu sein um die bodenlose Tiefe der Nacht erkennbar zu machen. Sie verstand jetzt was sie früher nicht erraten konnte und wovon sie sich nur instinktiv zurückgestoßen fühlte. Ihre Gleichgiltigkeit fand eine Grenze und verwandelte sich in bestimmtes Abweisen; sie war erwacht, aber der erste Blick ihrer Augen war einem Gespenste begegnet, das ihr Geschick verflucht hatte. Sie hätte weiter schlummern mögen, weiter träumen, aber es war geschehn, das erste Erkennen gab das Signal zu freudlos sieglosem Kampfe. An dem Bewußtsein des Hasses fühlte sie, daß sie lieben könne. Lieben, nicht wie sie die Eltern und Carlo geliebt, sondern heiß, unendlich, wunderbar. Und diese Liebe erschien ihr nun zugleich als ein nagendes, nie zu befriedigendes Bedürfniß, und als ein glänzender, ferner Sternhimmel, nach dem all ihre Sehnsucht die Arme emporstreckte. Der Kampf zwischen dem was man ihr Pflicht nannte und ihrem erwachten Selbstgeföhle war hart, aber dennoch rasch entschieden. Silvio selbst half ihn beenden. Die leichte und später brutale Weise, mit der er über das arme betrogene Blumenmädchen sprach, die Scherze, die seine Schuld bemänteln sollten, die Hestigkeit endlich, mit

der er Maria, — nachdem er all seine Schmeicheleien vergebens verbraucht hatte, — verbot ihm mit ihrem „langweilig weinerlichen“ Gesichte nahe zu kommen, all diese offenbaren Herzlosigkeiten schreckten sie mehr und mehr in sich zurück und reiften sie jäh. Silvio verlor die Geduld und hatte nicht Lust eine Knospe, die er bereits besaß, mühsam aufzubauchen, aber er vergaß, daß sein rauhes Antasten sie verstümmeln mußte.

Maria stand allein. Ihr Vertrauen zu ihren natürlichen Beschützern war gebrochen, man hatte sie preisgegeben, man hatte sie kopfüber in eine Welt voll Dornen gestürzt. Sie konnte ihren Eltern nicht klagen, sie waren ihr fremd geworden. Sie stand allein in harter Schule, aber der Erfolg der Lehren, die sie hinnehmen mußte, war ein unzweifelhafter. Es gab nur eine Alternative für die Unglückliche, entweder unterzugehen oder sich zu energischer Größe zu entfalten. Ihre Jugendkraft war zu mächtig als daß sie hätte erliegen können, der Selbsterhaltungstrieb siegte über alle eingeimpften Elemente, die Natur stieß sie nach und nach aus und entwickelte sich, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen mußte. Der Engel mit dem Herzen voll himmlischen Friedens ging zur Ruhe, und der gepeinigte Mensch, das bis in den Tod gekränkte Weib, sog aus jeder schmachvoll erniedrigenden Pflichterfüllung neue Stärke, neuen Haß. Sie raffte sich auf, das schüchterne, duldende Mädchen ward ein kühnes, wollendes Weib, furchtlos und fest, denn es war nun nichts mehr zu fürchten; das Furchtbarste mußte ja ohnehin getragen sein. Sie wollte leben, sie hatte keinen Grund hinzusiechen und das Opfer zu Ende zu führen. Sie hatte auch keinen Grund

zu schonen, denn es hatte sie Niemand geschont. Und sie brauchte wilde, stürmische Lust, denn die Trauer, die betäubt werden sollte, war groß. Sie hätte jetzt nicht geschwankt, wenn Carlo sie aufgefordert mit ihm zu fliehn. Und nicht Carlo allein wäre fähig gewesen sie dazu zu bestimmen, sondern Jeder außer Silvio. Wie sie früher den Männern überhaupt interesselos gegenüberstand, erschienen ihr jetzt Alle, im Vergleiche mit Silvio, rein, gut und begehrenswerth. Ihr Leben war aus dem Gleichgewichte gerissen, und darum ihre Gefühle zuckend, ihr Denken rhapsodisch, ihr Wollen gestaltlos, planlos. Sie wollte leben und genießen, mehr war nicht klar.

Nachdem erst die ersten Schranken gefallen waren, entwickelte sich diese Charakterrichtung mit jener Schnelligkeit, die nur dem Weibe eigen ist. Ein plötzlicher Umschlag ohne Übergang und Versöhnung, ein Ausflodern und wieder ein Festfrieren in der neuen Gestalt, — und es ist geschehn. Was der ruhige Entwicklungsgang ohne Störung von außen nur in Jahren vermag, thut im Weibe eine einzige Erfahrung, eine einzige Stunde.

„Sagt' ich's nicht voraus,“ meinte die Mutter Maria's, „sie wird erst aufleben, erst Freude an der Welt finden, wenn sie Gattin ist?“

Maria lächelte bitter. Sie suchte in dem Gewühle, das sie sonst vermieden, nicht Glück und harmlose Zerstreuung, sie wollte den fressenden Jammer übertäuben, sie wollte im äußeren Sturme den inneren vergessen.

Silvio liebte sie nicht, er begriff, daß sich zwischen ihm und ihr nie würde ein Verhältniß bilden lassen, das nur

einigermaßen freundlich und befriedigend zu sein verspräche. Er hatte sie gewählt, weil sie schön war und die Verbindung mit ihrer Familie ihm Vortheile bot; er hatte sich vermählt, weil er des wüsten, rastlosen Jugendlebens überdrüssig war und bequemeren Genuß finden wollte. Eine Gattin war ihm Bedürfniß geworden zur Bildung einer Familie; da er aber immerhin ein Opfer zu bringen glaubte, hatte er gemeint ein Recht an das Beste zu haben was sich im Augenblicke darbot. Das Widerstreben seiner Braut hatte ihn nur flüchtig gereizt, weil er es zu besiegen hoffte und eine willenlos ergebene Sklavin, die von seinen Augen die Befehle für ihr Verhalten ab sah, seinen Wünschen zumeist entsprach. Maria war so sanft und weich gewesen, er konnte seiner Ansicht nach nicht besser und bequemer wählen. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah und der Druck, den er übte, andere Folgen hervorrief als ihm genehm war, wurde die Rückwirkung dieses verfehlten Planes auf ihn ebenfalls eine schroffe. Wir sagten schon, daß er mit dem Eintritte-in die Ehe einen Markstein setzen, einen Abschnitt seines Lebens abschließen wollte. Andern Eigenschaften, die bisher in ihm geschlummert, traten in den Vordergrund und wirkten mit derselben Gewaltigkeit, mit der ihn die früheren beherrscht. Er war eifersüchtig, geizig und habgierig. Die Neigung seiner Frau für prächtige Feste, die seinen Vorsätzen nunmehr geradezu widersprach, war ihm daher doppelt und dreifach unangenehm. In Venedig konnte er sie nicht so entschieden hindern als er es wollte, dort galt es die mächtigen Baduer, die das was sie an ihrer Verwandten für Lebensmut und Heiterkeit hielten, mit Jubel begrüßten, vorsichtig zu behandeln. Seine Vorwürfe, seine

Drohungen fruchteten nicht, Maria rächte sich für die Qualen, die er ihr bereitete, dadurch, daß sie der Familie ihrer Eltern und deren Freunden immer wieder den Plan zu neuem Tausmel mittheilte, der nun sicher entweder in Silvio's Hause oder in einem andern Palaste zur Ausführung gebracht wurde. Maria wußte, daß ihr Gatte Rücksichten für die Ihrigen zu nehmen habe, sie hatte es mit dem Instinkte des Hasses erraten; sie wußte, daß er ihr gegenüber nicht zu einem Auffersten greifen konnte, und handelte ihm darum mit Überlegung und Sicherheit überall zuwider. Diese Sicherheit steigerte sich noch als unglückliche Unternehmungen das Vermögen Silvio's untergruben und er zu neuen der Unterstützung seiner Schwiegereltern bedurfte. Die Szenen zwischen ihm und Maria nahmen einen immer heftigeren Charakter an, sein Geiz war durch die Verluste gesteigert, seine Eifersucht durch ihr Benehmen gegen fremde Männer immer glühender angefacht. Nicht aus Liebe, sondern ihr zur Qual wollte er ungestört im Besitze seines Weibes sein. Trennen konnte sie doch nichts, die Ehe war unlöslich.

Es gab ein Mittel sich dem Einflusse der Verwandten die seine Gewalt lähmten zu entziehen, und er griff danach. Die Republik sandte eine Expedition nach Morea, wo die Genuesen auf's Neue eine Faktorei Venedigs geplündert hatten. Silvio erhielt den Oberbefehl des Geschwaders und zugleich den Auftrag, zur Wiederherstellung jener Kolonie für längere Zeit am Orte selbst zu weilen. Daß der Aufenthalt an einem wiederholt angegriffnen und stets bedrohten Küstenpunkte Gefahr bot, war kein Hinderniß Maria mitzunehmen, sie hatte kein Recht sich dagegen zu sträuben und mußte mit

ihm ziehen. Silvio träumte, Maria war erst stumpf aus Schmerz und Verzweiflung, dann faßte sie sich zu neuer Entschlossenheit und versprach sich den voreiligen Triumph ihres Gatten Lügen zu strafen.

Giebt es für zwei Wesen, die nicht nur neben einander, sondern in und für einander zu leben gewillt sind, nichts Angenehmeres als Beschränkung im Raum, so ist ein gleiches enges Zusammengedrängtsein für Aneinandergesesselte die äußerste Folter. Während Jene die Gelegenheit benutzen sich wechselweise inniger zu verstehen und zu durchdringen, während sie behaglich in einander schmelzen und leichter noch als sonst jene Harmonie, jenen Wohlklang gemeinsamer Empfindung auszufühlen im Stande sind, der sie in der That untrennbar zu einem Ganzen macht, — drücken die Andern einander gegenseitig die Dornen ihres Widerwillens immer tiefer in's Fleisch, finden immer neue verletzende Stellen und steigern das Verkehrte ihres Zusammenseins zur Unerträglichkeit. Auch der Kampf bietet keine Erholung, keine Ermunterung, man streitet nicht mehr, man beobachtet und haßt einander, — und dumpfe, zähe Blut ist heißer als Flammen.

Auf dem Schiffe kommt noch stärkend, oder im andern Falle deprimierend das Gefühl getheilter Gefahr hinzu. Zusammen zu sterben wünschen Menschen, die auf's Herzlichste verbunden sind, fast ebenso oft als zusammen zu leben; Trennung wenigstens im Tode ist die Hoffnung derer, die nur durch den Tod des einen Theils Aussicht auf lebenswürdiges Leben gewinnen. Die Einen sehen der Gefahr „wonne-grausig“ in's Antlitz, die Andern fürchten das Überleben

des Verhafteten mehr als den eignen Untergang. Er würde ja dann glücklich

Waren Silvio und Maria bereits in diese äußerste Phase verhaltenen Grimmes getreten, so hatten sie wiederholt Gelegenheit ihr Gefühl zu erproben. Die mannigfaltigsten Unfälle begleiteten die Überfahrt; es war als sollte der alte Aberglaube, daß der Haß oder das Unglück Einzelner einer Gesammtheit Unglück bringen könnte, bestätigt werden.

Die Galeere, auf welcher Silvio den Löwen von San Marco aufgebist, wurde als die Flotille kaum den Golf verlassen, zur Nachtzeit südwestlich verschlagen und verlor die Geleitschiffe aus Sicht. Die Brise hielt an und machte es trotz aller Anstrengungen unmöglich Cours zu halten und das Geschwader wieder zu erreichen oder auch nur zu erblicken. Allem Anscheine nach war es zerstreut worden, und die andern edlen Venezianer, die an Bord waren, machten den Vorschlag wieder in Venedig einzulaufen, da es sich voraussetzen ließ, daß die Mehrzahl der Fahrzeuge, des Anführers beraubt, denselben Weg einschlagen würden. Traf man sie unterwegs, so ließ sich dann immer noch die Reise fortsetzen, während sie, allein ausgeführt, zwecklos und vergebens war. Silvio war anderer Meinung. Seiner Ansicht nach konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die abgesprengten Schiffe, sobald es ihnen der Wind nur erlaubte, südlich steuern und in jedem Falle auf der Höhe von Cap Otranto so lang kreuzen würden, bis sie ihn wieder in ihrer Mitte hätten.

Auf seinen Schultern lastete die Verantwortlichkeit, man mußte sich also seinem Willen fügen, und Niemand außer

Maria wußte, warum er sich nicht hatte bewegen lassen, wieder in Venedig zu landen. Sie war krank, und ihr Aussehn hätte am Ende doch die Ängstlichkeit ihrer Eltern in so hohem Grade rege gemacht, daß sie ihrer Reise Hindernisse in den Weg gelegt. — Gleichviel ob Silvio so großen Wert auf diese Möglichkeit legte als seine Frau glaubte, und ob er auf diese Weise nur durch Zufall den Ruf seiner Umsicht vergrößerte, — er hatte Recht gehabt, all seine Fahrzeuge, mit Ausnahme eines einzigen, das bei Cervia gestrandet war, kreuzten zwischen der türkischen Adria und dem ionischen Meere, um ihn zu erwarten.

Raum war indeß die eine Gefahr überstanden, so stellte sich eine neue, drohendere ein. Man hatte in Genua von der Absicht dieser Expedition Kunde erhalten und gleichzeitig eine Flotte auslaufen lassen, um ihr zu begegnen. Diese hatte eine glückliche Fahrt gehabt, durch Schiffer von Cephalonia erfahren, daß die Venezianer Cap Skala noch nicht klarirt, und lauerte nun in dem Pässe, durch den jene mußten, um nach Corinth oder einem andern Punkte der Nordküste von Morea zu kommen.

Die Venezianer waren nicht allein schwächer an Zahl, sondern hatten außerdem durch das Unwetter Havarie gelitten und wünschten weit mehr einen sichern Hafen, um den Schaden auszubessern, als einen Kampf, dessen Ausgang voraussichtlich ungünstig, aber auch im besten Falle ohne Vortheil war. Indesß mußte man sich beim Anblicke des Feindes dazu bequemen, ihn zum mindesten abzuwehren, da sich eine Abtheilung desselben fast zur selben Zeit im Rücken zeigte und die Flucht unmöglich machte.

Der Wind war den Venezianern günstig, ein heftiger Angriff konnte die vordere Abtheilung der genuesischen Galeeren an den Strand drängen, ehe die zweite noch heran gekommen war. Dann hatte man die Passage frei und war sicher, daß der Rest der Feinde den Angriff nicht erneuern würde. Silvio war zu kriegskundig, als daß er diesen Vortheil, den ihm jede Minute Zögerns schmälern konnte, nicht in demselben Augenblicke benützt hätte, in dem er ihn erkannte. Er gab das Signal zur Schlacht, und seine Mannschaft, die den Muth ihres Führers bewährt wußte, jubelte ihr: „San Marco, San Marco!“ über das Wasser hin, als hätte sie den Kampf ersehnt.

Der Feind erwartete nicht so große Kampflust zu finden und ward stußig. Die Schleudersteine der Venezianer und der Hagel ihrer Pfeile hatten schon Planken zertrümmert und Menschen getödtet, als die Genuesen sich von dem Staunen aus Angreifern Angegriffene geworden zu sein, erholten und nun ihrerseits die Ruder einsetzen und die Geschosse spielen ließen. Steine, marmorne Kugeln, Spieße und Pfeile flogen her und hin, die Wurfmaschinen schleuderten Brennmaterien, die sich an das Takelwerk und das Deck hingen und zu dem Kampfe mit den Fluten und drohenden Waffen noch den gegen das gefährigste Element brachten, — auf beiden Seiten loderten Schiffe auf, andere fuhren fest, und noch andere wurden geentert und Zeugen eines blutigen Handgemenges. — Das Manövre der Venezianer war nur zum Theile gelungen und mit zu großen Verlusten erkauft, als daß sich von einem wirklich errungenen Vortheile reden ließ. Es war dies nicht Silvio's Schuld, denn er hatte mit seinem Schiffe

den Zweck erreicht, den er von Anfang an im Auge gehabt: sein Gegner war auf den Sand geraten. Die meisten der anderen Schiffe mißverstanden aber sein kühnes Vordringen und nahmen die Schlacht in nächster Nähe auf, als hätte es gegolten Beute zu machen, statt eine Gasse zu brechen. Dadurch ging Zeit verloren, die Hilfsmacht des Feindes kam mit frischen Kräften heran, und es konnte nur noch einzelnen Schiffen gelingen, in der Flucht Heil und Rettung zu finden.

Silvio kämpfte wie ein Held, Bord an Bord mit einer genuessischen Galeere. Sein Schiff war stark und besser gebaut, als das feindliche; es gelang, den Sturm der Entereer abzuschlagen und zugleich durch eine Wendung die Verschränkung und Verbindung der beiden Fahrzeuge zu zerreißen. Das Schiff gehorchte dem Steuerruder, die Segel faßten Wind, und der schwächere Feind wurde wie durch einen mächtigen Stoß abgeschüttelt und weit fort geschleudert. Die Finsterniß, die während der Schlacht hinab gefunken war, begünstigte nun die Flucht nach Westen hin. Nach Osten lag der Feind über die ganze Breite des Fahrwassers und konnte außerdem am Morgen verfolgen und kapern, was sich irgend dorthin zurückgezogen. Die Rümpe brennender Schiffe, die auf den Wellen trieben, beleuchteten den Wahplatz und dienten den Flüchtlingen zugleich als Wegweiser.

Silvio gewann die offene See, ohne bemerkt worden zu sein. Er war die Nacht über auf dem Deck geblieben, hatte die Toten bei Seite schaffen, die Verwundeten pflegen und vor Allem die Beschädigungen am Schiffe, so gut es ging, ausbessern lassen. Ihn selbst hatte ein Steinwurf an der Schulter getroffen, und ein Holzsplitter seines eignen Mastes

ihm das Gesicht verwundet. Maria, die noch krank war und durch die Schrecken der Schlacht, deren Getöse, Geheul und Geprassel über ihrem Kopfe tobte, noch fieberhafter aufgereggt worden, empfing ihn mit dem Vorwurfe, daß es unritterlich gewesen, eine Frau zu solcher Zeit auf's Meer zu schleppen, wo sie bald dem Sturme, bald der Gnade des Feindes ausgesetzt und überlassen sei.

Er stand erschöpft, blutend und gebrochen vor ihr, der Kampf, der in jenen Tagen erbittert, aber von Personen, nicht von Massen geführt wurde, hatte ihn gehoben, tapfer und männlich gemacht, er war im Augenblicke geläuterter und edler als je zuvor, — und er war als Feldherr geschlagen, als Held verwundet: — ein Blick der Theilnahme, ein Wort der Liebe hätte ihm wohlgethan, er hätte sie vielleicht nie wieder vergessen. — Es war, als ob das Geschick nochmals an das Herz dieser beiden Menschen poche und versöhnende Gefühle fordere. Jetzt war's noch denkbar, ein solcher Moment kam nicht wieder. — Aber die Frage war umsonst, die Würfel lagen.

Maria schien seine Wunden nicht zu bemerken, sie dachte nur an sich. Er hob im ersten Zorne über den Empfang das Schwert, das er noch nackt in der Hand trug, und drohte sie nieder zu stoßen. Dann senkte er es wieder und sagte mit niergehaltener Wut, so daß seine Stimme gespenstig hohl klang: „O, Du sollst büßen, büßen wie nie ein Weib!“ Und einen Fluch auf der Lippe verließ er den Raum.

Venedig hat, wie die Republiken der alten Zeit, stets seine besten Bürger mißhandelt. Die Glücklichen aus Noth, die Unglücklichen, mochten sie vorher auch die besten Dienste ge-

leistet haben, aus Undankbarkeit. Ob schuldig, ob nicht, war gleichgültig, man strafte gelungne Unternehmungen und rächte sich für mißglückte.

Silvio erwartete in der Lagunenstadt keinen besseren Empfang, als er ihm von seiner Gattin geworden, zumal seine Begleiter nun wieder auf ihren Vorschlag zurückkamen: man hätte nach Venedig heimfahren sollen, als der Sturm die Flotte zerstreut hatte. Dort sei jedenfalls, unterdeß das Auslaufen der Genuesen dann auch schon bekannt gewesen, man hätte Verstärkungen erhalten, und die Niederlage wäre vermieden worden. — Silvio sah, daß selbst die Zeugen seiner Gewandtheit als Führer, so wie seiner persönlichen Tapferkeit, Gründe hervor suchten, ihn zu verdammen, daß er sich also vor den Richtern, die von der Sachlage bestimmt nichts weiter in's Auge fassen würden, als daß er seine Flotte verloren, gar nicht würde rechtfertigen können. Daß er seine Pflicht gethan, warf kein Gewicht in die Schale; der Schlag war für den Staat ein empfindlicher, und die Scheelsucht, der Neid und der Privathafß hatten eine Handhabe gefunden, an der sie ihn vom Sockel seiner Stellung herab zerren und stürzen konnten. Mehr als ein Mann, dem man früher Vertrauen erwiesen, hatte schon in den Gefängnißkellern einen einzigen Mißgriff, ja ein einziges Mißgeschick büßen müssen. Er traute Wasser und Wind mehr Freundschaft, Treue und Schonung zu, als dem Vaterlande und brütete über einem Plane, der ihn in Sicherheit bringen sollte. Was er daheim aufgab, stand allzu sehr in Frage, als daß er's in Rechnung bringen konnte, Leben und Besiß war gefährdet, Beides von einem Urtheilsspruche abhängig gemacht, an dessen Gerechtigkeit

keit im Voraus zu zweifeln er nicht zögerte. Er hatte an Bord eine Anzahl von Menschen, die in seinem eignen Solde standen und ihn auf allen seinen Fahrten begleitet hatten. Es war eine wüste Gesellschaft, aus aller Herren Ländern zusammen geweht; ihre Glieder gehörten einst zu einer jener Horden von Lanzknechten, die durch Jahrhunderte der Schrecken des Südens und Westens von Europa waren. Unererschrocken und rasch im Kampfe und anhänglich an ihren Führer, unter dem sie schon manchen Beutezug gemacht, das waren ihre Tugenden; das Heer ihrer Laster aufzuzählen vermochte Niemand. Sie waren eben Kriegersleute, deren Handwerkszeug in einem Helme voll Beulen, einem geflickten Harnisch und einem blanken Schwerte bestand. Mit einem von diesen Männern entwarf er während der Fahrt, die er absichtlich hinzuziehen wußte, seinen Plan. Man konnte nichts dagegen einwenden, daß er den direkten Heimweg jetzt für gefährlich hielt, zumal das Schiff bei ernstlicher Verfolgung nicht hätte See halten können. Wurde die Galeere gefapert, so hatte nicht bloß der Staat, sondern diesmal auch die Privatkasse der Herren, die sich hätten loskaufen müssen, neue, arge Verluste. Dieser Gedanke machte sie empfänglich für alle Umwege, die Silvio in Vorschlag brachte und gab diesem freien Spielraum.

Maria war viel allein. Die Nobili, die ihrem Gatten so viel zu thun machten, waren alt und wie sie meinte alltäglich geschwätzig. Sie fand keinen Geschmack an ihrer Unterhaltung und überließ sich ihren Träumen. Das Meer unterhielt sie, als sie sich erst mehr an die Bewegung des Schiffes gewöhnt. Sie stand oft am Schnabel, die Hand um ein Tau geklammert, und sah dem seltsamen Schauspiele zu, plötzlich dicht

vor sich eine thurmhohle, blaugrüne Welle zu sehen, die sich mit ihrer ganzen Masse auf das Schiff stürzen zu wollen schien. Die Schanzenkrone, die tausend und tausend rollende Ketten aus ihren Zaden schüttelte, nickte bis zu den Rauen herüber, — aber sie fiel nicht. Das Schiff flog in einem Nu, gehoben von der Welle selbst, zum Gipfel empor, balancirte auf der Höhe und glitt jenseits leicht und majestätisch wie auf glatter Eisfläche wieder hinab. Die Ruder griffen in die Luft, das Meer selbst warf das Fahrzeug von Ramm zu Ramm. — Bei Nacht ging die Fahrt über rollendes Feuer hinweg, aber die Flammen waren wie von Glas, sie brachen kurz ab, funkelten an den Stangen, sprühten in Splintern in's Meer zurück und haiften sich erst im Riehwasser wieder, gleich zusammengefügten glühenden Hagelkörnern, in langen Streifen an. — Man träumt wachend nie lebhafter als wenn die Natur vor uns eine ihrer wechselvollen Einerlichkeiten aufrollt, Meer, Wald, Wiese oder Wolkenshimmel; es ist als ob die äußeren Sinne eine Beschäftigung allgemeinsten Art haben müßten um den inneren ganz freie Hand lassen zu können. — Maria dachte sich über die kurze Spanne Zeit in ihre Welt voll Heiterkeit zurück, fühlte in der Einsamkeit die Zerrissenheit ihres Herzens immer heißer und wenn sie einen jener ruhelosen Vögel, die von den Franzosen *ames damnées* genannt werden, über die Bogen streichen sah, leicht und gerauschlos und doch mit zuckenden Schwingen, war ihr immer als ob sie selbst aus sich heraus getreten wäre und ihr eignes Wesen beobachten müsse.

Silvio hatte unter dem Vorwande, mit Hilfe der im Hellespont liegenden venezianischen Schiffe den Schaden wieder

gut machen zu wollen, Cap. Matapan und St. Angelo umschiffte und besand sich, indem er seine privatim erworbenen nautischen Kenntnisse benützte, unbemerkt plötzlich außerhalb des Fahrwassers venezianischer Staatsexpeditionen und mitten unter den Galladen. Hier war er sicher nicht überrascht zu werden, und sein Plan zur Ausführung reif.

Eine Meuterei, die in der Nacht ausbrach, setzte die ihm ergebene Mannschaft in Besitz des Schiffes. Die im Schlafe überraschten Feinde wurden theils getödet, theils über Bord gestürzt, absichtlich aber einige der edlen Venezianer als Gefangene aufbewahrt. Silvio, hieß es, sei im Kampfe gefallen; Maria gehörte unter die Gefangenen. Es galt nun einem jener kleineren Piratenfahrzeuge zu begegnen, die damals der Schrecken aller Kauffahrer im ionischen und ägäischen Meere waren. Nach dreitägigem Kreuzen war eine Schebecke mit dreieckigem Segel und rotem Wimpel in Sicht, die aber augenscheinlich nicht Lust hatte, sich der ungleich größeren Galeere zu nähern. Sie segelte rascher und hätte leicht entkommen können, wenn nicht das Beilegen der Venezianer und ihre Signale die Piraten aufmerksam gemacht hätten. Sie näherten sich nun bis auf eine Entfernung, die ihnen immer noch Spielraum ließ. Silvio, der sich verborgen gehalten hatte, bestieg ein Boot und ließ sich hinüber rudern. Er hatte seinen Anzug verändert und glich nun selbst einem Seeräuber. Dem Anführer der Schebecke sagte er, daß er von Tunis sei; daß ihn der Venezianer angegriffen und sein Schiff so übel zugerichtet habe, daß ihn endlich die Verzweiflung zum Entern getrieben. Der kühne Streich sei geglückt, die Tapferkeit seiner Leute habe gesiegt und die Beute sei groß. Das eigne Schiff

aber wäre gesunken, und er könne nun mit dem ungefügigen Fahrzeuge die Heimat nicht erreichen. Er bot einen Theil der Beute für den Dienst, daß man ihn in einen der hiesigen Schlupfwinkel brächte, und außerdem wollte er die Galeere gegen ein leichteres Schiff vertauschen. Sein Vorschlag, nachdem er erst bestimmter in Zahlen gefaßt worden, war zu lockend als daß er sich hätte von der Hand weisen lassen. Man nahm ihn an und erfüllte die eingegangnen Verbindlichkeiten von beiden Seiten pünktlich. Ein Armenier, der auf der Insel der Seeräuber für das Unterbringen aller Arten von Waaren sorgte und seine Einkäufe durch unverdächtige Schiffe abholen und auf Marktplätze schaffen ließ, kaufte die Gefangenen als Sklaven, ohne daß diese Silvio sahen, und Silvio, der große Summen an Bord gehabt und für sich gerettet hatte, erhielt ein leichtes Schiff. Es war außer Zweifel, daß es diesem oder jenem der Gefangenen gelingen würde, sich über lang oder kurz loszukaufen. Man erfuhr dann in Venedig als gewiß, daß Silvio im Kampfe geblieben, und sparte Nachforschungen, die ihm hätten Gefahr bringen können. Er war für Venedig tot und darum seines Lebens sicher. So hatte er gerechnet.

Bei diesem größeren Plane vergaß er aber Maria nicht ganz. Über sie hatte er einen besonderen Vertrag mit dem Armenier geschlossen. Sie war mit den andern Gefangenen verkauft und zu den niedrigsten und demütigendsten Diensten verwendet worden. Stündlich Schmähungen, ja selbst Schlägen und Rohheiten aller Art ausgesetzt, hatte sie durch Wochen Zeit der Verzweiflung zu verfallen. Aber sie wurde nicht wahnsinnig, denn sie konnte nicht träumen, sie mußte arbeiten bis

zur Erschöpfung, und der Abend fand sie so ermüdet, daß sie auf ihrem rauhen Lager schlief wie schon seit lang nicht mehr. Das Weib, das ihre Herrin spielte, erfand noch eine andere Marter. Immer unzufrieden mit den Leistungen ihrer Sklavin, begann sie in Gegenwart dieser ihre Körperschönheit zu taxiren, Kenner gaben ihr Urtheil ab, und man beschloß Maria bei nächster Gelegenheit anderweitig zu verhandeln. Erst waren ihr die Aussichten, die man nun vor ihren Augen öffnete, gräßlicher als die härteste Arbeit, dann versöhnte sie sich durch die Schilderungen der Alten mehr und mehr damit, und endlich sehnte sie sich fast danach, den schmutzigen Dienst, der sie in den Staub drückte, irgendwie mit einer Stellung zu vertauschen, die ihr statt der Lappen in die sie sich hüllen mußte, die gewohnte Pracht, und statt der aufreibenden Arbeit bequeme Muße gäben. Sie wollte leben, sie war schön, der Harem bot immer noch ein besseres Verhältniß, als das ihre zu Silvio.

Einst schlief sie lang und vermochte die Augenlider noch nicht zu heben, als sie schon nicht mehr ohne Bewußtsein war. Ihr Lager schwankte und schaukelte, sie war wieder auf einem Schiffe. Wurde sie auf den Bazar geschafft? Jetzt, der Erfüllung ihres Wunsches nahe, überlief sie doch ein eisiger Schauer. Sie, die edle Venezianerin, preisgegeben, als Waare verkauft. . . . ! Immerhin gehörte sie nicht mehr Silvio.

Sie schlug die Augen auf, und vor ihr stand — Silvio; sein kaltes, höhnisches Lächeln auf den Lippen. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Brust, sie glaubte

eine Erscheinung von jenseits des Grabes zu sehn und sprang auf, aber seine Hand drückte sie in ihre Bage zurück:

„Noch bist Du mein!“ lachte er. „Und Du bleibst es; hot: des Bögelchen, Du bleibst mein, — uns scheidet nur der Tod!“

Er hatte sie nur zum Scheine verlaufen lassen und zurück genommen, sobald sein Fahrzeug ausgerüstet war. Ein Opiat hatte sie eingeschlafert und ohne daß sie es ahnte wieder in seine Gewalt gebracht. Er wartete schon seit Stunden auf ihr Erwachen um sich an ihrem Grauen zu weiden.

Sie erfuhr nun, daß er ihre Qual planmäßig geleitet und daß sie wie er selbst für das Vaterland tot sei. Es war eine gräßliche Szene, ein furchtbarer Triumph für den Mann, als er sie zusammengebrochen, regungslos und in ein dumpf brausendes Meer von Schauder versenkt vor sich liegen sah. Sie dachte daran sich zu töten, aber es war zu viel mit ihr vorgegangen, sie war gewaltsam zu tief hinunter gepreßt worden, als daß sie sich hätte zu entschlossener That aufschwingen können. Sie litt nicht mehr wie eine Heilige, sie duldete Zwang wie eine Sklavin.

Die Gradenigo besaßen von alten Zeiten her ein Kastell an der Nordküste Kleinasiens. Die Venezianer hatten bald wieder aufgegeben was Einzelne von ihnen dort erworben, die Zugänge waren zu schwierig, und der Handel nur an der Westküste von Wichtigkeit: der Staat hatte also nur in der Zeit der ersten Eroberung vorübergehenden Wert darauf gelegt. Ein Kastellan mit wenigen Leuten, die sich ernährten, so gut sie konnten, war zurück gelassen worden, wo es ging, und Jahre verflossen, ehe zufällig Kunde von dort in die

Heimat kam. Es war möglich, daß auch Silvio sein Eigentum erst wiedererobern mußte. Da er aber einen festen Platz für seine weiteren Unternehmungen brauchte, richtete er seine Fahrt dahin. Es gelang ihm, mehreren venezianischen Schiffen auszuweichen und glücklich in's schwarze Meer zu kommen. Er fand den Ort, die Besatzung war verwildert und anfangs nicht willens den Herrn anzuerkennen. Es kam zum Kampfe, und erst der Fall des bisherigen Befehlshabers und das Märchen, Silvio sei in Venedig geächtet worden und entflohen, bestimmten die Rotte, die neuen Ankömmlinge einzulassen.

Hatten die Bewohner bis jetzt von kleinen Räubereien im Lande gelebt, so befähigte der neue Zuschuß sie nun größere Züge zu wagen und das Wasser in ihr Reich zu ziehen. Es war ein wildes, abenteuervolles Dasein, ganz nach dem Sinne Silvio's, und auch Maria, deren Blut nachgerade durch ihre Schicksale in Schuß gekommen war, hätte Geschmach daran finden können, wäre sie nicht wie eine Gefangene in Haft gehalten worden. So aber war es wieder die Entwicklung ihres südlichen Temperamentes, die ihr die Einsamkeit mitten unter dem Laumel des Rauberlebens immer unerträglicher machte.

Oft brachte man Gefangene heim, die um Lösegeld freigelassen oder als Sklaven verkauft wurden. Nur Venezianer oder Menschen, die im Verdachte standen, Venezianer zu sein, wurden schonungslos niedergemacht. Das Raubnest war bald der Schrecken der ganzen Landschaft.

Maria hoffte immer noch zu günstiger Zeit entfliehen zu können, aber sie wußte nicht, wo sie sich befand, sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Allein konnte sie nicht

fort. Nach und nach gelang es ihr durch Gaben und Versprechungen den Thorwarter in ihr Interesse zu ziehen, ohne jedoch jemals zur Ausführung des Vorhabens schreiten zu können, da die Mittel zu rascher weiterer Fortsetzung der Flucht nicht ohne Hilfe von außen zu beschaffen waren. Sie mußte warten und fristete ihren Lebensmut durch die Hoffnung.

Die Zeit ihrer Thätigkeit beschränkte sich freilich auf die Ausflüge Silvio's. Man wagte dann doch nicht, ihr im Inneren der Burg Hindernisse zu bereiten, und sie fand dann Gelegenheit, Alles was vorging zu erfahren.

Trotz aller Sorgfalt waren nach Venedig Gerüchte von der Rolle gedrungen, die Silvio übernommen. Gefangene wollten ihn erkannt haben, und andere wußten von der Anwesenheit einer Frau, die der Schilderung nach Maria sein konnte. Legte man auch wenig Gewicht darauf, da die Angaben jener Begleiter Silvio's, von denen in der That einige das Vaterland wieder erreicht hatten, zu entschieden dagegen sprachen, so gab es doch einen Menschen, dem jede Andeutung eine Hoffnung, jede Hoffnung eine schmeichelnde Gewißheit war, — denn er liebte. Die Forschungen und Nachfragen der Baduer auf allen bekannten Sklavenmärkten waren erfolglos geblieben, und jener Piratenschlupfwinkel, den die Nobili nur als Intermezzo zwischen zwei Schiffsräumen betreten hatten, war nicht wieder zu entdecken, — die Möglichkeit also, daß Maria und Silvio lebten und daß jenes Gerücht den Weg zu ihnen wies, war vorhanden, d. h. es lag nichts vor, was sie entschieden verneint hätte. Von Maria hatte man keine Spuren entdeckt, und Silvio war von Niemand

tot gesehen worden: auf diese beiden Punkte baute die Liebe ihren Plan.

Jener Eine war Carlo, der nach der Abreise des Paares aus seiner mehr als zweijährigen Haft entlassen worden. In ihm brannte das alte Feuer, seine Sehnsucht war um so weniger erkaltet, da er wußte, daß Maria Silvio nicht liebe. Sie mußte ihm jetzt näher stehn als jemals, und wenn er auch kaum ein festes Ziel im Auge hatte, er mußte wenigstens wissen, ob die Geliebte lebe und erreichbar sei. Ein Schiff trug ihn nach Byzanz, und von da zog er an der Küste hin.

Der üble Ruf des Raubnestes führte ihn bald in die Nähe des Thurmes, den er suchte, aber nur das Unglück brachte ihn hinein. Ein Streiftrupp sah ihn um die Mauern herum lungern und fing ihn auf. — Ein Spion hieß es, und man war eben daran, ihn im Hofraume aufzuknüpfen oder noch auf schlimmere Weise seines Lebens zu berauben als Maria, durch das Getümmel aufmerksam gemacht, hinabblickte und, wenn auch nicht sofort ihren Spielgenossen, so doch ein oft gesehenes Gesicht erkannte. Silvio war zu Schiffe, und die ihr nicht Ergebenen unter der Mannschaft durch Gold und die Überredung der Anderen zu bewältigen. Silvio kargte gegen seine Leute, sie dagegen spendete mit vollen Händen, und jeder Stein ihres Schmuckes war ein Vermögen. Sie eilte hinab, es gelang ihr die Männer zu beschwichtigen und Carlo ihren Händen zu entreißen. Sie nahm ihn mit sich hinauf, nachdem sie sich des Schweigens der Rotte versichert, und — er lag ihr zu Füßen.

Das war ein Wiedersehen!

Freilich fand er sie anders als er gedacht, aber sie war

es, die von Flucht sprach, eh' er es noch gewagt; sie war es, die den Plan dazu fertig im Kopfe trug. Er war trotz ihrer Hast, ihrer wilden Ehet, die sich nicht einmal zu einem Gruße, zu einem Ruffe des Willkommenseins Zeit nahm, überselig, — denn wie mußte sie sich nach ihm gesehnt haben, wie mußte sie ihn lieben, um solche Ungeduld zu zeigen. — Er täuschte sich! Sie wollte nicht ihn, sie wollte die Freiheit.

Sie gab ihm die Mittel an bestimmtem Tage, zu bestimmter Stunde mit einer Barke bereit zu sein und trug ihm auf sie zu Pferde abzuholen, um eilends weiter zu kommen. Bis dahin war Silvio ihrer Berechnung nach noch nicht zurück, den Leuten, die mit ihr fliehen mußten, versprach sie als ihren Rettern in Venedig großes Gut und Schweigen über Alles, was vorgegangen, kurz, da sie einmal einen festen Anhaltspunkt hatte, bot sie alle Mittel auf, endlich den Sieg über ihr Geschick zu erringen.

Alles ging gut, Carlo war davon geeilt, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen, Maria lebte in einem Fieber, sie fühlte ihr Blut kochen, ihr Hirn brennen, sie hoffte nun nicht mehr, sie war der Rettung gewiß und jubelte auf's Neue, glühender, lechzender als je der Welt entgegen.

Der Tag kam heran, aber mit ihm auch schon am frühen Morgen Silvio mit seinen Genossen. Was war zu thun? Warten, aufschieben? Und wenn Carlo nochmals entdeckt und gefangen ward? Dann war wieder auf lange Zeit Alles vorüber. Es mußte versucht sein.

Reiche Beute war gemacht worden, und Silvio sparte diesmal seinen Epperwein nicht; es gab ein großes Gelage,

die Becher klangen und wüste Gefänge schallten zu Maria hinauf. Einer der Eingeweihten fragte nach, was zu thun sei, und erhielt den Bescheid, daß man das Banquet benutzen und fliehen wolle, während die Andern zechten oder tranken waren.

Unterdeß kam ein Unwetter, das die Grundvesten der Mauern erschütterte; die Zecher tranken fort, aber die Freunde Maria's kamen mit neuen Fragen. Es mußte sein, man mußte trotz Nacht und Wetter fort. Sie sandte auf die Zinne eine Leuchte anzuzünden, damit Carlo sich nicht verirre, und befahl, daß man ihr Silvio's bestes Ross saddle, sobald die Zeit da sei.

In der Halle tanmelten die wilden Trinker nach und nach an den Wänden hin, Silvio war in sein Zimmer gegangen, draußen tobte der Sturm, aber im Thurme ward es still.

Maria hatte ihr Geschmeide zusammen gerafft und einen Pelz umgehangen. Die Stunde mußte da sein, ihr Herz pochte. Sie streckte den Kopf fröstelnd in die graufige Nacht hinaus und spähte nach einem Lichtscheine aus Silvio's Fenster. Die Aussicht auf Erlösung stärkte ihre Sinne, sie sah die Fugen der Steine auf den Simslen, aber es war innen kein Licht, Silvio schlief. Sie wandte sich um

Ein Höllengelächter empfing sie. Silvio stand vor ihr, noch völlig angekleidet, ein kurzes Schwert an der Seite und eine Fackel in der Hand. Er hatte ihr noch einen Besuch zugebacht, um sein Fest würdig zu beschließen und erkannte mit einem Blicke aus dem Anzuge und den zusammen gerafften Kostbarkeiten die Absicht seiner Frau, obgleich er nicht erraten

konnte, wie sie ihre Flucht bewerkstelligen wollte. Aber sein erster Ruf nach dem Auflachen war: „Berrat! Berrat!“

Er wandte sich, um die Thüre zu schließen und die Treppe hinab zu eilen, — aber im Augenblicke war Maria mit einem gellenden Schrei der Wut an ihn heran gesprungen, hatte sein Schwert aus der Scheide gerissen und dem Überraschten, Halbtrunkenen den Stahl wiederholt in die Brust gestoßen. Er versuchte umsonst Maria die Fackel in's Gesicht zu schleudern. Sie flog am Boden hin und zündete weiter. Er sank röchelnd nieder. —

„Uns trennt nur der Tod! — hast Du gesagt!“ murmelte Maria, indem sie sich über den blutströmenden, zuckenden Körper beugte. —

Die Flamme fraß bereits im Zimmer um sich, Maria hatte nur noch die Zeit, den Pelz wieder umzuwerfen und ihr Kästchen aufzuraffen. Das Schwert behielt sie in der Hand.

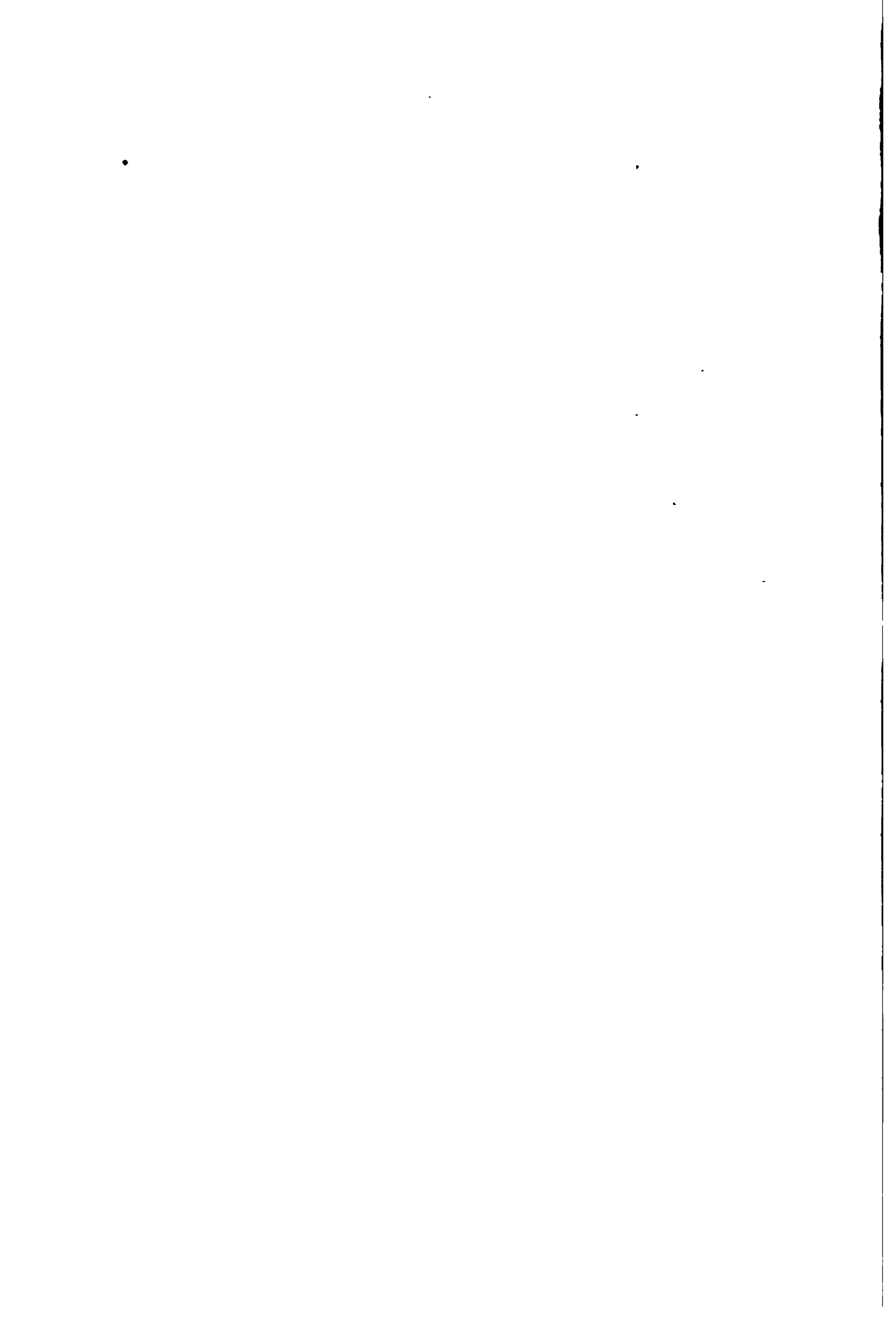
Noch wartete ihrer neuer Aufschub. Man hatte das Feuer bereits bemerkt, ihre Erstarrung nach der That hatte zu lang gedauert. Die Getreuen Silvio's, die nicht völlig trunken waren, stürmten herauf und brüllten: Berrat! der Hauptmann ist todt! — Maria bahnte sich wie eine Rasende den Weg durch die Männer, schwang drohend ihre Waffe und schrie, fast besinnungslos: „Laßt mich, laßt mich, und plündert!“

Das war das Wort, das sie befreite. Die Schätze des Herrn waren ohne Hüter, der Thurm brannte, es galt zu plündern. Man ließ sie hinab, das Roß war gesattelt, der Thurmwärter hatte keinen Grund mehr, der Rache Silvio's zu entfliehen, er blieb, um mit zu plündern, aber eine Spange,

wahllos abgezogen, bewog ihn dennoch, das Thor zu öffnen,
die Brücke fiel

Ihr wißt den Rest! —

Das Weib hat gemordet — — Ankläger thue
Deine Pflicht, Geschworene spricht das Schuldig, Richter
brecht den Stab, Henker vollziehe, was Dir geboten ist. Die
Gesetze sind für Euch, — und an Gaffern wird es nicht feh-
len. Vorwärts zum Schafot mit der Mörderin, und ein war-
nendes Bänkelsängerlied hinterher O, Ihr wäret
Schurken, wenn Ihr nicht Narren wäret!

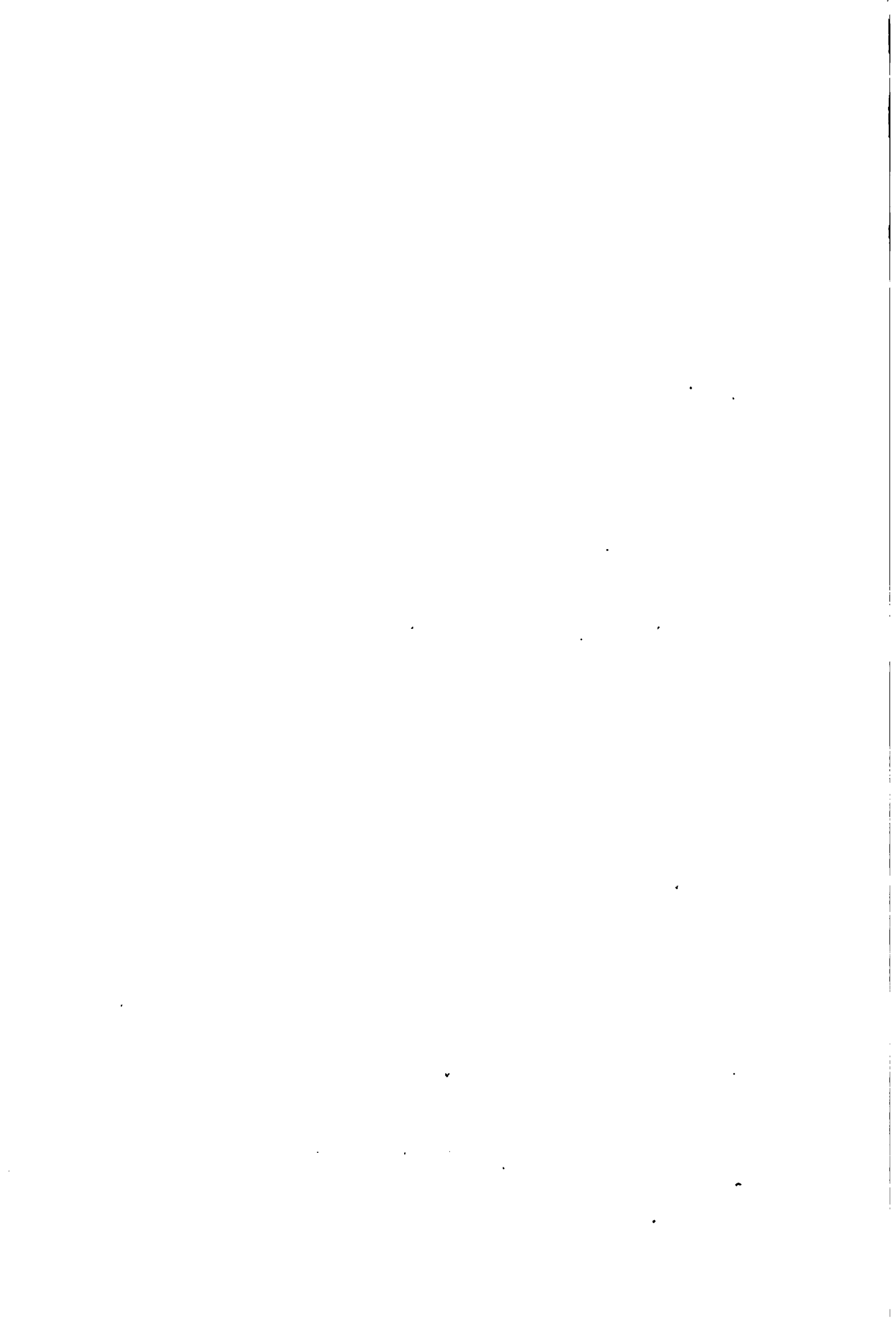


Margarethe.

Eine Episode aus der Neuzeit

von

* * *



Die junge Wittwe.

In einem der Lindenhotels in Berlin stand vor einem vergoldeten Ankleidespiegel eine schöne, noch sehr junge Frau und musterte ihren Anzug, bevor sie ausgehen wollte. Sie bemerkte, daß die Trauerkleider ihr außerordentlich wohl standen; die Frische ihrer Wangen stralte ihr auf dieser Folie doppelt reizend entgegen. Die Erscheinung mußte überall einen reizenden Eindruck machen; die junge Frau war seit einem Jahre Wittwe und im Begriff wieder in die Welt zu treten, sie wußte nicht recht, sollte sie traurig oder fröhlich sein. Die nächste Zukunft lag gar zu ungewiß vor ihr, als daß sie sich darauf hätte freuen können; und doch konnte sie auch nicht traurig sein, denn eine traurige Zeit lag hinter ihr, um nicht wiederzukehren. Sie war sehr unglücklich verheirathet gewesen an einen viel ältern Mann; er war Rittergutsbesitzer in der Nähe von Dresden; ihr Vater hatte die Verbindung gewollt, um ihr eine Existenz zu sichern, da er sich alt und krank fühlte, als pensionirter Offizier auch nicht im Stande war ihr etwas zu hinterlassen. Er wußte nicht, daß die Verhältnisse seines Schwiegersohnes sehr verwirrt waren

und hoffte die wüste Lebensweise desselben, die ihm freilich bekannt war, würde sich ändern, wenn er eine so holde junge Frau hätte. Aber er irrte sich, ihre Schönheit erweckte bei ihrem Manne nur die launenhafte Liebe eines Sultans; nachdem er sie eine Zeit lang vergöttert und mit Schmeicheleien überhäuft hatte, begann er sie durch seine Eifersucht zu quälen, versagte ihr jede Lebensfreude und ging selbst wieder seine alten bösen Wege. Margarethe, die junge schöne Frau, weinte heiße Thränen; in ihrer Brust wogten schwärmerische Empfindungen, Träume von Liebe und Treue, aber sie wurden vor ihrem Gemal verspottet. Mit der Elasticität der Jugend wendete sie dann ihren Sinn der Außenwelt zu, sie suchte nach Puz, Tand und geselliger Zerstreuungen, aber auch die wollte der Mann ihr nicht gewähren, seine eignen Bedürfnisse überstiegen bereits seine Einnahme; er ward geizig, wenn es sich um die seiner jungen Frau handelte. Durch die Entbehrung wurden sie ihr zu erschnuten Glücksgütern, die sie um jeden Preis hätte erreichen mögen.

In diese Zeit fiel der Barrikadenkampf in Dresden; Margarethens Gatte war in der Stadt als die Preußen einrückten. Er trat aus einem verdächtigen Hause und eine ihrer Kugeln traf ihn zum Tode; als es sich später herausstellte, daß er nur ganz zufällig jene Gegend der Stadt betreten und in keiner Verbindung mit den Aufständischen gestanden hatte, erregte sein Tod viel Theilnahme unter seinen Standesgenossen.

Margarethe war nun frei — aber auch arm; die glänzende Einrichtung des Hauses nahmen die Gläubigen in Beschlag, das Gut war Fideikommiß und fiel dem Bruder des

Verstorbenen zu, da er keine Kinder hatte, das Witthum war äußerst gering und wurde nicht pünktlich gezahlt, da Margarethens Schwager die Gutseinrichtungen in größter Unordnung übernehmen mußte. Die Wittwe hielt sich abwechselnd bei verschiedenen Verwandten ihres Mannes auf, aber sie fühlte bald, daß diese Gastfreundschaft eine erzwungene war und entschloß sich nach Ablauf des Trauerjahrs zu einer Tante zu ziehen, einer Schwester ihres Vaters, die in Berlin wohnte und ihr brieflich versprochen hatte, für ihre Existenz zu sorgen. Die Tante galt für sehr gelehrt, sehr fromm und sehr — sparsam; Margarethe fürchtete sich vor allen drei Eigenschaften, vor der letztern aber am meisten. Als sie spät Abends mit dem Dampfwagen in Berlin ankam, befahl sie dem Droschkentutscher auf seine Frage „wohin?“ nach British Hotel zu fahren, sie wollte noch einmal in einem glänzenden Gasthose wohnen, ehe sie die ärmlichen Räume ihrer Tante betrat. Margarethe lehnte sich am andern Morgen entzückt ins Fenster, die wogende Menschenmenge unter den Linden, die prachtvollen Läden, die vielen Equipagen erregten ihr kindische Freude: wie lockend und vielversprechend sah das alles aus! Endlich kleidete sie sich an, hielt befriedigende Selbstschau vor dem Spiegel und ging nach der großen Friedrichsstraße, wo ihre Tante, Fräulein von Hohenau, wohnte.

Die Tante.

In einem eleganten Vorzimmer des Stockwerks empfing eine zierlich gekleidete Jose die junge Wittwe. „Wir haben Sie schon lange erwartet, gnädige Frau,“ sagte sie, „nur grade um diese Stunde nicht, weil der Hauptzug immer Abends ankommt. Meine Gebieterin ist deshalb eben ausgegangen, sie wird aber gleich zurückkehren, belieben Sie nur in den Salon zu treten.“

Sie öffnete Margarethen ein großes Zimmer mit kostbaren Spiegeln und Gemälden geschmückt. In der Mitte stand ein runder Tisch von Mahagonyholz, ganz mit Büchern in prächtigen Einbänden bedeckt. In der Fensternische wölbte sich eine geräumige Epheulaube über einen Arbeitstisch, dessen Werkzeuge von Gold und Silber glänzten. Ein Wiener Flügel stand frei im Hintergrunde und eine Staffelei mit Palette und Farben links am Fenster. Um den Theetisch reiheten sich sammetne Causeusen, die sich leicht rollen ließen, um beliebige Gruppen bei der Unterhaltung zu bilden. Über dem feststehenden Hauptsopha waren schwere Faltenwürfe angebracht von gleichfarbigem Stoffe, wie er sich über Fenster und Thüren drapirte. Margarethe dachte, welcher malerischen Hintergrund dieser Sophaplatz für ihr schönes Gesicht abgeben würde und gerieth in lebhafteste Bewunderung vor der Pracht, die ihre Tante so unerwartet entfaltete. Margarethe musterte die Bücher auf dem großen Tische, sie waren zu ihrem

Schreden fast alle in fremden Zungen geschrieben. Die Tante schien wirklich nicht nur französisch und englisch, sondern auch spanisch und italienisch zu verstehen. Eine große Bibel lag mitten auf dem Tische wie ein Symbolum von der Tante Denken und Thun.

Margarethe dachte zaghaft: „wie wird es mir hier ergehen?“ sie wußte wohl, daß sie wenig gelernt und viel ohne Auswahl gelesen hatte. Ernste Beschäftigung hatte ihr nie Freude gemacht und sie war auch nicht dazu erzogen worden; sie hatte ihr bißchen Französisch stets für Wissenschaft gehalten. Die einsamen Abende auf dem Lande in ihrer kurzen Ehe hatte sie mit kleinen Handarbeiten zugebracht und dabei ihrer Phantasie freien Lauf gelassen, sich alle die Dinge zu wünschen, die sie nicht besaß, sich reizende Anzüge und kostbare Einrichtungen wie Lustschlösser auszudenken. Aus den Romanen, die sie gelesen, schöpfte sie das leidenschaftliche Verlangen geliebt zu werden wie Schiller's Thekla oder noch lieber wie Rousseau's Julie. Sie fühlte, daß sie lieben könnte wie die Heldinnen der Gräfin Hahn, ja inniger, seelenvoller, aufopfernder als diese. Nach ihrem tragischen Schicksal kam sie sich auch ebenso interessant und romantisch vor wie diese Heldinnen und sie hatte gehofft, das Leben werde jetzt für sie gleich einem bunten Romane sich gestalten. Statt dessen wollte die Tante sie nun wahrscheinlich fromm und gelehrt machen! Um sich zu zerstreuen nahm sie eins der französischen Bücher in die Hand, warf es aber bald staunend und gelangweilt wieder fort: es waren St. Martins tief-sinnige Aphorismen über das Christenthum mit Anmerkungen von Rabel. Margarethe suchte nach einem andern fran-

„Ich bin zu Hause, es heißt die kleine Wohnung, es waren die Her-
 renzimmer der Lande von der Minister. Margarethe hatte bei-
 nahe vergessen, dass es die für ungewöhnlich und geübten Lande
 hierher abhingen zu sein, während die Vorkämpfer. „Gut
 ist, das sie verstanden nicht so genau mit als ich dachte.“
 sagte sie sich im Stillen. „Ihre Empfehlung wird nicht das hin-
 reichend.“

Die gefürchtete Lande war in dem Augenblick ins Zim-
 mer; es war eine hohe Gestalt von runden magern Formen,
 in dunkle Erde gekleidet und vom reinsten Anstand. Ein
 regelmäßiges Gesicht und geistvolle Augen erregten und be-
 zeugten die ehemalige Schönheit; sie sah würdevoll aus und
 ein Zug von Behmuth milderte den Ernst ihrer Züge und
 deutete auf ein glückliches Ginst hin. Sie empfing ihre Nichte
 herzlich: „Endlich, mein liebes Kind, bist Du doch getom-
 men, ich war recht ungeduldig. Du bleibst nun bei mir, ich
 werde nicht mehr so einsam sein wie bisher; es wird Dir hos-
 fentlich bei mir gefallen.“

Margarethe wurde nach dieser freundlichen Begrüßung
 vertraulicher und dankte für das Entgegenkommen der Lande
 in gerühmtem Tone. Diese führte sie nun in ein kleines Zim-
 mer neben dem Salon und sagte: „Hier sollst Du wohnen
 — aber auch schlafen. Man muß sich in Berlin sehr ein-
 schränken. Dies Sopha dient zum Schlafen, diese Etageze
 zum Waschen. Ich wohne eben so in dem Zimmerchen auf
 der andern Seite des Salon. Weitläufige Räume und Be-
 quemlichkeit, wie Du sie auf dem Lande gewohnt sein magst,
 kann ich Dir nicht bieten. Hier nebenan in der Küche schläft
 die Jungfer in einem Stehbott.“ —

„Wie, die Unglückliche muß im Stehen schlafen?“ fragte Margarethe, deren schönes Gesicht sich merklich in die Länge gezogen, während die Tante sprach.

„Nein, das Bett steht nur bei Tage aufrecht wie ein Schrank, des Nachts wird es niedergeklappt. Für diese wenigen Räume muß ich doch schon eine sehr hohe Miethe geben. Die eleganten Schränke mit Spiegelscheiben verbergen meinen alltäglichsten Hausrath. Die Einrichtung des Salons ist meine Freude, der ich gern alle übrigen Bequemlichkeiten zum Opfer bringe. Diese heimlichen Entbehrungen sind in den höhern Ständen Berlins fast allgemein.“

Margarethe hatte das nicht geahnt als sie den Glanz und das bunte Getümmel auf den Straßen bewunderte. Noch mehr erstaunte sie als die Tante fortfuhr ihr inneres Hauswesen zu schildern. Es wird bei mir nur alle zwei Tage gekocht, sonst nur Aufgewärmtes gegessen. Fleisch mit etwas Gemüse oder Suppe ist für mich immer ein hinreichendes Mittagmahl gewesen. Abends trinken wir Thee oder gehen aus. Theure Vergnügungen erlaube ich mir gar nicht; Theater und Konzerte werden hier fast nur von den vielen Fremden besucht, die Einheimischen wissen das zu entbehren. Weite Spaziergänge vor die Thore unternehme ich nicht, man geht sich in den Straßen schon müde genug, denn die Ausgabe der Droschken gestattet sich so leicht keine Berlinerin. Mein geselliger Verkehr ist ausgebreitet, ich habe selbst jede Woche einmal einen Salonabend, wo Du viel ausgezeichnete Leute kennen lernen wirst. Ich empfehle Dir ernste Lektüre, liebes Kind, die Damen meines nächsten Umgangs sind alle

tief gebildet und haben eine bestimmte religiöse Richtung, der Du hoffentlich nicht abgeneigt sein wirst.“

„Kommen nur Damen?“ fragte Margarethe sehr kleinlaut.

„O nein: Diplomaten, Schriftsteller, — nun Du wirst ja selbst sehen, übermorgen ist der Tag. Aber Du antwortest mir nicht, hast Du bei Deinem Unglück nicht doppelt das Bedürfniß empfunden eine Heimath im Jenseits zu suchen und zu verdienen?“

„Ach ich möchte erst gern eine auf Erden gewinnen, liebe Tante; ich habe das Leben noch gar nicht genossen, meine Jugend will doch auch ihr Recht.“

„Liebes Kind, Du bist auf falscher Bahn, das sehe ich, Du täuschest Dich, wenn Du den Genuß des Lebens so hoch anschlägst, er verschwindet, sobald man die Hand danach ausstreckt; folge mir und wende Dich dem Unvergänglichen zu.“ Damit nahm sie ein Buch in schwarzem Einband und begann zu lesen. Margarethe hütete sich wohl die feierliche Stille zu unterbrechen; sie nahm sich vor zu schweigen und die erste Gelegenheit zu benutzen, sich dieser beengten, entbeh-rungsvollen Lage wieder zu entziehen. Sie häfelte still vor sich hin und harrte wie auf eine Verheißung des Gesellschafts-abends ihrer Tante; unbestimmte goldene Träume gaukelten ihr die Möglichkeit vor, daß sie unter den vielen Gästen irgend einen Glückstern finden würde.

Der Salon-Abend.

Große Vorbereitungen, wie sie in kleinen Städten üblich sind, wurden zu dem Gesellschaftsabend nicht gemacht; die Jose hatte den Teppich mit Theeblättern sorgfältig gesäubert, den Staub von den Topfgewächsen abgepuht, frische Blumen in die chinesischen Vasen gestellt, eine schöne Lampe und viele Lichter ins Zimmer getragen und holte eben aus dem nächsten Laden feiner Fleischwaaren einige sogenannte „bunte Teller,“ auf denen rothe und graue Wurst, weißer Kalbsbraten und dergleichen Dinge in feinen Scheibchen bunt geordnet waren. In Begleitung kleiner Butterschnitte sind diese „bunten Teller“ die Hauptfordernisse eines Berliner Theetisches. Auf andere Genüsse, außer einer bunten Unterhaltung, werden keine Ansprüche gemacht. Nicht weite Wege, nicht schlechtes Wetter hält die Großstädter ab, den Salon zu besuchen. Es hagelte draußen, aber nichtsdestoweniger erschienen in weißen Kleidern frisch wie Schneeglöckchen junge Mädchen, von ihren Müttern dazu angehalten, die Singstunden zum Besten der Gesellschaft fortzusetzen, wie es hieß, um dreist zu werden. Die Zahl der Gäste stieg heute zu ungewöhnlicher Höhe. Es waren gebildete Jüdinnen darunter mit atheistischen und republikanischen Gesinnungen, Geheimrätinnen und Gattinnen der ersten Staatsbeamten, Frauen aus dem höchsten Adel und der Umgebung des Hofes, Diplomaten von heute und ehemals, Schriftsteller, junge Offiziere u. s. w.

Die verschiedensten politischen Farben herrschten in dieser bunten Zusammenkunft, aber keiner wollte die feinige zur Schau tragen, jeder übte die zarte Rücksicht, den Nachbarn nicht zu verletzen.

Als man schon eifrig sprechend um den Theetisch sich gruppirt und einige Gesangstücke junger Damen so rücksichtslos wie Tafelmusik überhört hatte, trat noch mit raschen, kühnen Schritten ein junger Mann ein. In seinem schönen Gesichte lag Stolz und Herrschbegierde, er ließ das Adlerauge prüfend über den Zirkel rollen.

„Alexander!“ rief eine Dame in schwarzen Damast gekleidet, eine goldene Kette mit großem Kreuz um den Hals mit dem feinsten aristokratischen Gesichtsschnitt, „Alexander, kommst Du endlich? und so spät? hier neben mir ist noch ein Stuhl für Dich.“

„Liebe Schwester, in diesem Salon herrscht gesellschaftliche Freiheit und Republik; ich darf kommen, wann ich will und sitzen, wo ich mag,“ sagte lachend der junge Freiherr und gehorchte dem Ruf seiner Schwester nicht. Er hatte bereits mit seinem raschen Blick in Margarethen eine neue und reizende Erscheinung entdeckt und stellte sich ihr so nah wie möglich, um sie ungestört zu betrachten. Auch sie hatte auf den ersten Blick sich von ihm angezogen gefühlt, wagte aber nicht, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Eine süße Verwirrung war über sie gekommen; sie kam sich vor wie Thekla, er stand wie Max an ihrem Eintritt in die Welt. Er wird und muß mich doch endlich anreden, dachte sie und sah immer tiefer auf ihre Häkelarbeit nieder. Die Wirthin überreichte dem Freiherrn eine Tasse Thee, er benutzte den Mo-

ment, um sich Margarethen vorstellen zu lassen; während der gegenseitigen Verbeugung versuchte er durch eine geschickte Wendung einen Theil seines Thees auf das Kleid von Margarethens Nachbarin zu schütten. Mit einem leisen Schrei fuhr die Dame in die Höhe, der Freiherr erschöpfte sich in höflichen Entschuldigungen, als sie aber hinausging, um sich von der Zose beim Abtrocknen und Retten des Sammetkleides helfen zu lassen, nahm er rasch ihren leergewordenen Platz ein und war nun Margarethens nächster Nachbar. „Vergeben Sie mir die etwas brutale Kriegslift, die ich unternahm, um diesen Posten zu erobern?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. Margarethe konnte sich eines geschmeichelten Lächelns nicht erwehren und ermutigte dadurch den Freiherrn zu neuen Huldigungen. Das Geschwirre der allgemeinen Gespräche kam ihm sehr erwünscht, er wagte manches gefährliche Wort, wenn es hin und wieder ein Damenohr der Nachbarschaft traf, horchte es verwundert auf.

Fräulein von Hohenau bemerkte dieses kleine Zwischenspiel nicht; ein alter Freund hatte neben ihr Platz genommen und unterhielt sie eifrig, seit sie die Pflichten der Wirthin vollendet hatte, von der schönen Vergangenheit, der guten alten Zeit Berlins. „Ach wie ist alles so anders geworden,“ seufzte er. „Vor fünf und zwanzig Jahren war Berlin ganz anders reich an interessanten Persönlichkeiten. Da war Heinrich Heine noch ein Jüngling voll Geist und Leben, arglos, gutmüthig und bescheiden, wissen Sie als er uns den Almanfor vorlas und jeden Tadel hinnahm; wie begeistert, wie warm konnte er damals sein! Aber wie empfänglich war auch die damalige Zeit für Poesie, mit welchem Zu-

bei bequäme man Heine's Gedichte, die Poesie schimmernde
 volle Dichtung mit Balzac's Sig verbunden: Sie gese
 las man die Frühlingsernte Immermann's, der damals noch
 sich angestrichen in Berlin's Lehr! Seine anhängende Lie-
 re: Die Zeit haben wir bei dem damaligen Gouverneur
 von Berlin, Graf Görtzen, wo sich alle Schwingen der
 Hauptstadt versammelten! Der türkische Dichter, der lie-
 bendwärtige Schlotheim, im Gräde der Gräfin hier
 war eine Zierde jener Abende, Fürst Pöhl-Mastan, auch
 damals als sehr schöner Mann, noch nicht als Schriftsteller
 bekannt. Und die Damen! Frau von Helwig, geb. v. Im-
 hof, die geistvolle Freundin Goethe's und Schillers, Frau
 v. Geyn, die begabte Entelin der Karst, Frau von Hohen-
 hausen die erste Übersetzerin Byrons, und Rachel endlich die
 Sibylle ihrer und einer zukünftigen Zeit."

„Sie vergessen Bettina zu nennen, sie ist der ächte Geist
 Berlins — sie hat uns jetzt auch verlassen.“

„Warum betrauern Sie jene Zeit so sehr?“ sagte die
 Gräfin mit dem goldenen Kreuz und wendete sich zu Fräu-
 lein von Hohenau, „diese Zeit war gewiß in sittlicher Hin-
 sicht sehr zurück, sonst hätte man Heine's Gedichte nicht so
 beispiellos erheben können.“

„Sie können in mancher Hinsicht Recht haben,“ sagte
 der alte Herr, „damals wurde der Saame gesät, dessen bittere
 Früchte wir jetzt ärnten. Aber die Namen, die ich Ihnen vor-
 hin nannte, traf kein Makel und ich könnte noch eine Menge
 edle Zeitgenossen aufzählen: Chamisso, Schleiermacher,
 Wilhelm von Humboldt, dem noch neuerdings ein so herr-
 liches Denkmal in seinen Briefen an Charlotte Diede errichtet

worden ist; alle die verkleinernden Verläumdungen, die über den großen Mann verbreitet waren, sind durch diese Briefe völlig widerlegt. Wie öde ist dagegen jetzt die Literatur in Berlin! Wir haben einen König, der ein Athen aus unsrer Stadt machen würde und könnte, wären nicht die politischen Stürme. Es ist jetzt keine Residenz, kein Tempel der Kunst mehr, nur ein Krater der Revolution," schloß der Redner sein Klage lied.

„Und doch haben wir jetzt einen Dichter hier," sagte Fräulein von Hohenau, „wie wir ihn noch nie hatten, ein Genius voll Kraft und Originalität, der es mit den Ersten aller Nationen aufnehmen könnte, wenn ihm nicht die äußern Mittel fehlten, wenn er nicht grade in dieser Zeit lebte, die auch den Fürsten nicht mehr erlaubt das Talent zu begünstigen. Neben Miltons Paradies und Dante's Hölle kann dieser Dichter kühn sein Gedicht stellen, es ist die Schlacht von Waterloo.“

„Und wie heißt der Dichter?" fragte man gespannt.

„Scherenberg.“

„Wer ist das? wir haben nie von ihm gehört, wo bekommt man sein Buch?“

„O meine Herren und Damen," sagte Fräulein von Hohenau, „so hochgebildete poetische Leute wissen nichts von Scherenberg?! Freilich er lebt fern von der Welt in einer abgelegenen Straße Berlins, in dürftigen Verhältnissen. Wollte er dem Geist der Revolution schmeicheln wie Eugene Sue und Victor Hugo, er würde reich und berühmt sein wie sie. Rousseau wurde von den Großen des Hofes in seiner Einsiedelei aufgesucht, wo er zwischen zerbrochenen Töpfen

und schmutzigem Geruch lebte und der dichterische Philosoph Scherenberg ist unbeachtet geliebt von unsern Mäcenen. Ihr schwarzrothgoldenes Lente, die Ihr für Deutschlands Einheit schwärmt, kennt nicht einmal ein Gedicht, das Deutschlands Rettung feiert?! Es wird bald ins Englische und Französische übersetzt sein; der ehrenfeste kaltblütige Rath der Engländer ist von ihren eignen Dichtern nie so gefeiert worden wie hier und Napoleon erscheint nirgend so groß in seiner dämonischen Gewalt, er ist wie Miltons Höllenfürst, der abschreckt und dennoch hinreißt.“

Jetzt erhoben sich doch mehrere Stimmen, die Waterloo kannten, man tadelte die regellose Jambenbildung des Verfassers, die denn doch die erlaubten Grenzen der poetischen Freiheit weit überstiege.

„Sie sprechen wie der Hofmarschall Falladren in Lalla Rookh,“ entgegnete Fräulein von Hohenau: „das ist keine Poesie diese willkürliche Äußerung phantastischer Gefühle. Übrigens sagte ich Ihnen ja schon, daß Scherenberg durch seine Lage gehemmt nicht zur Ausbildung seines ursprünglichen Talentes gelangen konnte. Vielleicht wäre seine Schlacht von Waterloo nie ans Licht gekommen, wenn ihn nicht ein Mann in Berlin unterstützt hätte.“

„Wer ist das? wer denn?“ wurde von vielen Seiten gefragt.

„Der König — er hat die Schlacht von Waterloo drucken lassen; trotz der eigenen Bedrängniß unter den Stürmen der Revolution, gedachte er der Noth eines Dichters.“

Eine tiefe Stille entstand; einige Damen brachten die Taschentücher an die Augen. Der demokratische Theil der

Gesellschaft sah verlegen aus und schwieg, nur der Freiherr fuhr plötzlich auf und rief höhnisch: „Es wäre besser, wenn der König“

Ein bittender Blick seiner Schwester beschwichtigte ihn.

Fräulein von Hohenau wollte dem Gespräche eine andere Wendung geben und fragte: „Kennen Sie die Schauspielerin Elise Schmid, die den „Genius und die Gesellschaft“ geschrieben hat? ihr „Judas Ischariot,“ den Professor Röttscher in seinen dramatischen Jahrbüchern abgedruckt hat, verräth auch ein großes Talent.“

„Ja das ist unläugbar,“ sagte die Gräfin, „auch tiefes Gefühl für Religiosität, obgleich sie außerhalb der Kirche steht; diese sollte sich mit mehr Eifer der Irrenden annehmen.“

Es erhoben sich tadelnde Stimmen über Elise Schmid, es wurden Anekdoten aus ihrem Schauspielerleben in Frankfurt an der Oder erzählt, ihr Wandel und ihre Gesinnung wurden vielfach angegriffen, aber ihrem Talente mußte man Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Man hätte wohl schonender mit ihr verfahren können,“ sagte Fräulein von Hohenau, „der Cultus des Genius wird jetzt auch gar zu wenig gefeiert.“

„Ja wohl,“ seufzte der alte Herr wieder, „wenn man sonst in Berlin nur ein Fünkchen Genie fand, vereinigte sich die gute Gesellschaft, um es zur lichten Flamme anzublasen; aber die Revolution hat uns ganz gleichgültig dagegen gemacht. Sie bedroht Deutschland mit geistiger Vernichtung.“

„Nein, sagen Sie lieber Wiedergeburt,“ rief der Freiherr. „Erst muß das Chaos kommen, wenn eine neue Schöpfung werden soll.“

„Eine Sündfluth wollen Sie sagen, sie wird allerdings kommen und wird zuerst diejenigen zerstören, die sich vermessen wollen, die Welt umzuschaffen —“

„Keine Politik, meine Herren,“ bat die Wirthin.

Es schlug 10 Uhr und die ganze Gesellschaft brach eilig auf. Nur der Freiherr zögerte noch, er stand gefesselt neben Margarethen; als er endlich auch gehen mußte, bat er ihre Tante, ihm zu gestatten, außer ihrem Abende öfter wiederkommen zu dürfen.

Ein Demokrat.

Schon nach wenig Tagen wiederholte der Freiherr seinen Besuch; die Damen wollten eben ausgehen. Fräulein von Hohenau bat ihn jedoch zu bleiben; sie fühlte sich selbst von der gewinnenden Persönlichkeit des jungen Mannes angezogen, er wußte dem leichten Conversationston oft einen Klang von Tiefe und Originalität zu geben, der sie interessirte. Auch liebte sie es, den Bann zuweilen aufzuheben, den sie in ihrer Gesellschaft auf die Politik gelegt hatte, sie sagte:

„Da wir allein sind, kann ich Ihnen wohl gestehen, daß ich Sie gern zur Rechenschaft ziehen möchte, weil Sie so tollkühn das Chaos heraufbeschwören wollen. Wir würden es doch Alle nicht mehr erleben, daß sich aus der allgemeinen Zerstörung wieder ein erträglicher Zustand gestaltete. Ich begreife nicht, wie Sie so etwas wünschen können, da Sie

den höhern Ständen angehören, die durch die Zerstörung der Cultur und Ordnung am meisten verlieren würden."

Sie glaubte, er würde sich rühmen, die Revolution nicht seinetwegen zu wünschen, sein Dasein dem Allgemeinen zum Opfer bringen zu wollen u. s. w. Aber er vergaß alle Zurückhaltung und rief aufgereggt aus:

„Was hilft es mir, daß ich ein Edelmann bin, daß ich mehr gelernt, mehr leisten kann wie zehn andere Standesgenossen. Jeder Connexionsmensch, wenn er noch so mittelmäßig von Kenntnissen und Charakter ist, wird Präsident, Minister, Geheimer-Ober, während ich, der ich in Berlin ein Fremder bin, es auf endlos langsamen Wegen kaum zum Rath zu bringen vermag! ich kann meine dürstige Existenz nicht mehr ertragen, mein Vermögen ist bereits geopfert.“

„Sie wollen also eine Republik, um Ihre Lage zu verbessern, lieber Freiherr? Ich dachte Sie gehörten zur Partei der deutschen Girondisten, die um der Tugend willen, um edle Ideale ins Leben zu rufen, das Bestehende vernichten wollen.“

„Nein, nicht nur meine Lage, auch die des Volkes soll gebessert werden. Alle Bande sollen fallen, die uns hinderlich sind; das Große und Schöne wird mit frei, mag immerhin Anarchie entstehen, aus ihr wird sich der Genius der Menschheit wie ein Phönix erheben.“

„Das sind Phrasen und Träume, bester Freiherr, die Geschichte hat sie längst vernichtet aus der kurzen Anarchie der ersten, französischen Revolution erhob sich nur eine lange Despotie.“

„In Deutschland und in der Jetztzeit würde das anders sein, die Franzosen konnten keine Republik bilden, weil der größte Theil des Volkes noch im Aberglauben befangen war. Bei uns hat die Philosophie längst das religiöse Dogma vernichtet; darum können wir auch die politische Freiheit rein und unabhängig von jeder Tradition in uns aufnehmen. Der Protestantismus ist Deutschlands Retter, er wird uns zur Freiheit führen.“

„Ich hasse jede Fessel des Gedankens gleich Ihnen,“ sagte Fräulein von Hohenau. „Die Skepsis ist in der Religion und Philosophie, was das Scheidewasser in der Chemie ist: das unedle Metall wird davon zerstört, aber das Gold bleibt unverfehrt.“

„Hat uns Philosophie und Wissenschaft oder, wie Sie es nennen, die Skepsis erst überzeugt, daß Staat, Moral und Christenthum Einbildungen sind, so müssen wir die Menschen auch noch von ihrer eigentlichen unfreien Seite, dem Gewissen erlösen.“

„Halt,“ rief Fräulein von Hohenau, „negiren wir erst die Stimme des Gewissens, dann hört die menschliche Verirrung auf und der Dämon tritt hervor. Fortan ist jedes Verbrechen uns nahe!“

„Bis zur Sündhaftigkeit kann ich Ihnen nicht folgen, gnädiges Fräulein, darin sind Sie fester als ich,“ lächelte der Freiherr; „ich nehme jedesmal moralisch Reißaus, wenn fromme Damen mir die Erbschaft der Sünde predigen — ich fühle auch recht gut, daß ich darin nicht enterbt bin. Aber wollen die Damen denn heute nicht den prächtigen Sünder

Don Juan sehen?" wendete er sich an Margarethe, die mit einer Verdrüßfalte auf der schönen Stirn still zugehört hatte.

„Es ist zu spät geworden, auch fühle ich keine Neigung heute dazu," sagte Fräulein von-Hohenau.

„Aber ich fühle Neigung dazu, liebe Tante, lassen Sie mich hingehen, versagen Sie mir nicht aus frommer Scheu diesen Genuß, ich habe ja noch so wenig von meinem jungen Leben gehabt, ich bin darum betrogen worden."

„Ich kann Dich nicht begleiten, liebes Kind, Du weißt ja, die Gräfin erwartet mich, um mit ihr zu lesen."

„O, lassen Sie mich ins Theater, ich sterbe vor Langerweile bei diesen frommen Vorlesungen. Der Freiherr kann mich ja begleiten."

„Das ist unmöglich, liebe Nichte."

„Warum denn? ich bin ja frei," sagte Margarethe trotzig, „ich brauche mich nicht mehr tyrannisieren zu lassen, wie es mein eifersüchtiger Mann gethan."

„Der Anstand verbietet es, daß eine so junge Frau mit einem fremden Herrn allein geht; das solltest Du doch wissen und bedenken."

„Ei es kennt mich hier ja Niemand — nun warum schweigen Sie denn? haben Sie nicht einmal den Muth, mich von meiner Tante zu fordern?"

„Ich ordne mich den Wünschen und Ansichten des Fräuleins unter," sagte der Freiherr, ergriff seinen Hut und zog sich mit einer höflichen Verbeugung zurück.

Das Gnadengeschenk.

Raum war er fort, so brach der Sturm zwischen den beiden Frauen aus.

„Margarethe!“ zürnte die Tante, „bist Du nicht tief beschämt, der junge Mann hat mehr Takt als Du!“

„Weil er Ihnen Recht gab. Sie bringen mich um das Glück meines Lebens, Sie entse mir, den ich lieben könnte. I Vater mich gezwungen, meine meine Schönheit einem ungelie opfern? Sie wissen nicht, was Ersatz bedarf.“

„Ich habe Dich oft bedauere weist Du denn, daß der Freiherr

„D er hat es mir gleich a zu verstehen gegeben; er sagte, hafter Empfindung zu sein wie lich hingebend wie Fausts Gr weibliche Wesen, die von allen und ersehnt werden.“

„Ja, weil sie sie leicht ven Dir eine bessere Lehre aus Goethe's Schriften entnehmen, er hat selbst die Eltern gewarnt, sie nicht ihren Töchtern in die Hand zu geben. Denke lieber an den Egmont, Du bist dem Freiherrn wie Klärchen, nur ein freundlich Mittel, seinen An-

muth über die mißlungenen Revolutionspläne zu mildern. Er spielt mit Dir.“

„Sie wollen ihn bei mir verdächtigen, Sie wollen mich verhindern, ihn zu lieben. Ich soll dem heiligsten Gebot der Natur, der Liebe, mich nicht hingeben, weil Sie ihm in Ihrer Jugend nicht gefolgt sind, weil Sie die Ehe hassen. Ich kann es in meiner jetzigen Lage nicht aushalten, ich verlange nach Glück und Glanz. Er hat mir gesagt, er wolle nicht eher ruhen, bis er mir alle Reichthümer der Welt zu Füßen legen kann.“

Nisches, verblendetes Kind, ich muß Leichtgläubigkeit zu schützen suchen. St, der Freiherr wird kein Mittel zu erreichen; er ist Faust und Menschen, wenn es gilt, ein thörichtes, ererben. Du bist verloren, armes nicht schützt, ich werde zu ihm für

Dich beten.“

„Ja, beten und nicht handeln; merkten Sie denn nicht, wie der Freiherr Ihre Frömmerei verspottete?“ sagte Margarethe, die in ihrer Leidenschaftlichkeit immer boshafter wurde. „Sie denken gar nicht daran, meine peinliche Lage zu ändern, ich leide wirklich Noth; ich habe noch Schulden und es fehlt mir an den nothwenigsten Kleidern.“

„Du weißt wie knapp meine Einnahme ist, aber wenn es so mit Dir steht, will ich gern das Opfer bringen, einige meiner Gemälde und Bücher zu verkaufen.“

„O nein, das würde mich nur noch abhängiger machen

und immerwährend demüthigen; Er weiß mir bessern Rath zu ertheilen! Ich soll mich an den König wenden.“

„An den König? welch ein Einfall, Dein Mann war ja nie in seinen Diensten!“

„Das thut nichts, er ist von seinen Soldaten unschuldigerweise erschossen worden und Sie vergessen, daß mein Vater preussischer Offizier gewesen ist. Der König muß und wird etwas für mich thun, meine Bittschrift ist bereits in Sanssouci und morgen werde ich selbst hinüber fahren, um mein Gesuch persönlich zu unterstützen.“

„Du gehst Deinen Weg, ohne mich nur zu fragen! ich hätte lieber für Geld gearbeitet, als mich bittend an den König gewendet. Ihr, die Ihr ihn verspottet und verfolgt, wie Dein Freiherr und Du bald mit ihm, denn die Frau folgt dem Manne, Ihr seid doch schamlos genug, um von ihm zu betteln. Hierin würde ich, die Royalistin, stets Republikanerin sein. Auch wird es Dir nichts helfen; bedenke, welche Anforderungen täglich in dieser oder viel mehr berechtigter Art an den König gemacht werden, trotzdem daß der Patrimonialstaat aufgehört hat.“

„Ich werde mein Ziel dennoch erreichen,“ sagte Margarethe und ging trozig wie ein Kind ohne Gruß in ihr Schlafkammerchen.

Am andern Morgen fuhr sie nach Potsdam; sie fand den Hofmarschall nicht und ging, auf das Geheiß eines Lakaien, wartend in dem blühenden Garten spazieren, wo Marmorbilder auf sie niederschauten.

Zwei Herren lustwandelten auf der Terrasse neben den Orangenbäumen über ihr. Der Eine sagte zu dem Andern:

Können Ew. Majestät die schöne Gestalt erkennen, die dort unten auf und ab geht?"

„O ja,“ sagte der Befragte, die Lorgnette ins Auge klemmend. „Es scheint mir wahrlich eine griechische Schönheit zu sein, eine meiner Statuen, lebendig geworden. Auch das Gesicht scheint rosig und reizend zu sein, soviel ich davon erkennen kann.“

„Befehlen Ew. Majestät sie in der Nähe zu sehen?“

„Ei, Sie sind ja so dienstfertig gegen eine augenblickliche Laune, als wären Sie ein Hofmann aus der Schule Ludwigs des Funfzehnten! Scherz bei Seite, lieber Graf, ich kann nie ohne einen Stoßseufzer oder Fluch der Höflinge gedenken, die die Fürsten durch schöne Frauen umgarnten. Ohne solche Verführungskünste wären Frankreichs Könige nie so traurige Beispiele der Sittenverderbnis geworden. Der edle Fleury hatte den funfzehnten Ludwig trefflich erzogen, er war im Anfang ein treuer Ehemann und ein Vater seines Volks; wäre er das geblieben, Frankreichs Revolution hätte keine Berechtigung gehabt. Die Verirrungen meines Großvaters flossen aus ähnlicher Quelle, so Gott will, soll er der einzige Regent Preußens bleiben, der auf der heiligen Stelle des Thrones ein so böses Beispiel gab. Die Musterehe meines edlen Vaters wird fortan segensreich wirken. Das Evangelium lehrt uns die Heiligkeit der Ehe als die Grundlage aller Sittlichkeit zu verehren. Wie gern hätte ich dieser ewigen Wahrheit durch ein schützendes Gesetz zu Hülfe kommen mögen, aber wie bin ich deshalb angefeindet worden. Freilich was hätte es auch geholfen, wenn der religiöse Sinn erstorben ist.“

Der Hofmann hatte sichtlich verlegen zugehört, er sagte: „Ew. Majestät werden meine gute Gesinnung nicht bezweifeln. Daß ich es wagte Hochdieselben auf jene Dame aufmerksam zu machen, hatte jedoch einen besondern Grund, sie ist sehr bedürftig; haben Ew. Majestät die Bittschrift gelesen, welche ich heute früh zu überreichen mir erlaubte?“

„Ja ja, sie war sehr naiv, ich besinne mich noch darauf, ich mußte lachen, die schöne Eva klagt, daß es ihr an den nothwendigsten Kleidern fehle. Zwei Thaler, die der große Friedrich der Rarschin schenkte, werden dazu wohl nicht ausreichen.“

„Erwägen Ew. Majestät, daß die junge schöne Frau leicht aus Mangel auf falsche Wege gerathen könnte.“

„Da haben Sie wirklich Recht, lieber Graf; sie soll Kleider von mir bekommen; obgleich ich kein absoluter König mehr bin, werde ich ja solcher Noth noch immer abhelfen können. Ein einziges Gemälde weniger in diesem Jahre wird eine hinreichende Summe abwerfen. Sagen Sie ihr einige Trostworte, aber ermahnen Sie sie auch tugendhaft, fleißig und gottesfürchtig zu sein, dann wird es ihr an einem braven Manne nicht fehlen.“

Dieser Bescheid enttäuschte Margarethens Hoffnungen bedeutend; sie weinte bitterlich als sie zu Hause kam. Die Tante, durch ihren Schmerz schnell versöhnt, suchte sie zu trösten. Aber nichts fruchtete von alle den wohlgemeinten vernünftigen Vorstellungen. Margarethe war und blieb untröstlich, sie sagte unter heftigem Schluchzen: „Das Herz blutet mir, wenn ich an den vielen eleganten Läden vorübergehe. Ich leide unsäg-

lich bei dem Staub und der Hitze in meinen schwarzen wollenen Kleidern, die Trauerzeit ist längst herum und ich muß noch immer trauern, obwohl ich es mit dem Herzen nie gethan."

Die Tante erbot sich unter ihrem eignen Kleidervorrath nachzusehen, aber Margarethe weinte nur noch lauter und schüttelte unwillig mit dem Kopfe.

Da klopfte es draußen, der Briefträger trat ein und übergab an Fräulein Hohenau einen beschwerten Brief. Sie öffnete und las mit sichtlichcr Überraschung. Dann warf sie in Margarethens Schooß hundert blanke Goldstücke; sie sah in diesem Augenblick doppelt reizend aus, wie Dannaë im goldnen Regen. „Das ist ein Gnadengeschenk von unserm guten König, der Kammerherr Graf B. war damit beauftragt, es Dir zu senden und da er Deine Adresse nicht kannte, überschickt er es mir."

Margarethe brach in lauten Jubel aus. „Mein ist die Welt," rief sie, „fort nach Gersons reizendem Laden."

„Sei vernünftig Kind, mit 20 Louisd'or kannst Du sehr wohl auskommen, das Übrige hebe Dir auf, es sei Dein Nothpfennig."

„Nun, gewiß, Sie trauen mir auch gar nicht, ich hebe mir das Geld auf; nur einige hübsche Kleider und Mantillen muß ich gleich kaufen." Damit eilte sie fort, sprang in eine offene Droschke und fuhr bei dem Hause mit den Spiegelscheiben auf dem Werderschen Markt vor. Ein kleiner reich galonnirter Bediente half ihr beim Aussteigen und sperrte die Glashür weit vor ihr auf, lauter elegant gekleidete junge Herren

empfangen sie und fragten nach ihrem Begehr; sie umgaben sie in wenig Augenblicken mit wahren Tantalusqualen von lichtvollem Atlas, von weichen Sammetfalten und Wolken von Spitzengewebe. Wie lockende Phantome hielten sie die verschiedenen Formen graziöser Mantillen ihr vor, brachten sie in das maurische Kabinet, wo sich im Nu strahlendes Lampenlicht entzündete und ihr die eigne Gestalt in vielen deckenhohen Spiegeln von allen möglichen Seiten zeigte. Die 20 Louisd'or waren längst überschritten und sie glaubte doch das Einfachste und Nothwendigste nur gekauft zu haben.

Ein Aristokrat.

Als Margarethe endlich von ihrem Gange heimkam, fand sie bei ihrer Tante einen jungen Offizier, den diese Emil und Better nannte. Es war eine schlanke Gestalt mit einem schwärmerisch schönen Gesicht, in dem noch die erste Jugend und Reinheit des Herzens thronete. Fräulein Hohenau stellte die beiden jungen Leute einander vor als entfernte Verwandte. Emil war sichtlich hingerissen von der äußern Erscheinung seiner schönen Cousine; er hatte einen Künstlerblick, drum zog ihn die Formenschönheit an. Was er in Marmor gearbeitet, hatte bereits auf den Kunstausstellungen der Residenz die Aufmerksamkeit von Kennern erregt. Margarethe fühlte instinktmäßig, daß er höher stand wie sie bisher irgend einen Mann

gekant hatte. Die Ideale des Schönen, die vor seiner Phantasie schwebten, strahlten von ihrem Nimbus, unsichtbar zwar aber meßbar, etwas auf ihn selbst zurück. Margarethe wagte nicht wie sonst, rücksichtslos zu plaudern, die Tante wunderte sich, daß sie sogar von ihrer Kauflust und von Gersons Zauberladen schwieg; sie ließ die beiden jungen Leute einige Augenblicke allein um ihren Anzug zu verändern, da sie in eine Gesellschaft des Treubundes zu gehen vorhatte.

Emil saß Margarethen in der Epheulaube gegenüber und sagte zu ihr: „Es ist mir, als hätte ich Sie in der Vergangenheit schon gesehen, im Mittelalter; Sie waren ein Ritterfräulein und lehnten im Abendroth auf hohem Söller und dachten an einen Ritter unter der Kreuzesfahne Friedrich Barbarossa's.“

Margarethe erröthete, als stände sie wirklich im Abendroth, denn die Schmeichelei war ihr zu sehr mit historischen Anspielungen verknüpft, sie wußte, wie unsicher sie auf diesem Boden war; gern hätte sie gefragt, wer Friedrich Barbarossa sei, aber sie wagte es doch nicht. Die Frage würde den jungen Mann sicherlich sehr entzaubert haben. Ungestört fuhr er fort:

„O wie waren jene Zeiten so schön! damals konnte man sterben für seinen Gott, seinen Fürsten und seine Liebe.“

„Ist es denn nicht schöner dafür zu leben?“ sagte die junge Frau und sah ihn warm an.

„Nein,“ erwiderte er und erröthete nun seinerseits, jetzt nicht, das Leben ist allen Zaubers entkleidet, es ist ein Knochengengerüst, ein Rechenexempel geworden, alle Romantik, aller Enthusiasmus ist erstorben.

„Glauben Sie das nicht,“ sagte Zwinlein Hohenau, die wieder eintrat und nur die letzten Worte gehört hatte, „der Enthusiasmus stirbt nicht ganz aus, er ist das Wetterleuchten der Seele. Wer sie zu durchglähen weiß, sieht noch heutzutage das schöne Flammenspiel. Begleiten Sie uns jetzt in die Treubundsgesellschaft, dort werden Sie noch eine Bekräftigung meiner Behauptung sehen können.“

„Ich gehe niemals in diese Versammlungen,“ sagte Emil; „ich traue ihnen keine Wirksamkeit zu. Nach meiner Ansicht kann nur der Adel allein mit ritterlicher Treue am König hängen, und zwar der Adel, der seinen ächten Geist bewahrt hat, der seine Ehre nicht in äußerer Auszeichnung sucht, sondern in Ausübung menschlicher und bürgerlicher Tugenden, der dem Könige und dem Vaterlande tüchtige Dienste leisten will und kann.“

„Das ist wohlgesprochen, lieber Emil, aber jeder Stand soll dahin streben. Wenn eine Nation sich über ihre ersten materiellen Bedürfnisse erhoben hat, sehnt sie sich danach, sich an ihren höhern Angelegenheiten zu betheiligen; gestattet man ihr zur Staatsordnung mitzuwirken, so entsteht Vaterlandsliebe und Gemeingeist im Volke, während sonst Habsucht und Genußgier und Sittenverderbniß unter allen Ständen ausbrechen werden, und der grausamste Haß unter den Besitzlosen aufsteht. Ein gemeinsames edles Streben ist dagegen das einzige Schuttmittel. Kennen Sie den Tugendbund, der im Jahre 1808 in Königsberg gegründet wurde?“

„Ja aus der Geschichte.“

„Nun der Tugendbund hat damals Preußen gerettet, er

hütete die Flamme des edlen Enthusiasmus, der alle Stände durchdrang. Der Treubund wirkt in ähnlicher Weise, er ist ein gemeinsames Band aller derer, denen die Gesittung und Erhaltung der Gesellschaft am Herzen liegt. Das bis jetzt unerreichtbare Ideal aller alten und neuen Weltverbesserer, gesellschaftliche Gleichheit, ist im Treubund auf die gemüthlichste und anspruchloseste Weise erreicht. Jeder arme rechtliche Handwerker kann mit seiner Frau erscheinen und in bunter Reihe mit den übrigen Gästen sitzen. Er wird mit guter Musik erquickt, durch vaterländische Geschichte belehrt, mit den Fortschritten der Industrie und Wissenschaft bekannt gemacht. Sie sollten nur selbst 'mal sehn, lieber Emil, wie befriedigt die Leute alle dort aussehen; Gutes thun und Gutes in sich aufnehmen befriedigt immer. Wollen Sie nicht mit uns gehen?"

„Ich werde die Damen begleiten.“

„Nein, nicht um uns zu begleiten, Sie sollen Interesse für die Sache fassen. Ich weiß, daß Sie den König lieben und gern für ihn sterben möchten; sehen Sie denn nicht ein, daß grade seine edelsten Eigenschaften durch den Treubund bezeugt werden? Nur für einen so sittlich reinen und frommen König kann man die Herzen zu erwärmen trachten.“

„Sie haben das meinige gerührt, verehrte Tante,“ sagte Emil und küßte ihr die Hand. Dann führte er die Damen nach dem Lokale des Treubundes. Es war bei Mielenz unter den Linden. Der Saal von weißem Stuck, mit Purpur und Gold verziert und mit zahllosen Kerzen erleuchtet, sah sehr festlich aus. Die Handwerker mit ihren Frauen setzten sich, von dem Glanz geblendet, bescheiden in die letzten Reihen,

aber die Festordner wiesen ihnen stets so viel wie möglich bessere Plätze an. Fräulein Hohenau sprach freundlich mit einem alten Manne in einem starkgeflickten Anzuge; er erzählte ihr voller Freude, daß sein Schwiegersohn „ein wilder Demokrat,“ wie er sagte, heute zum ersten Mal ihn begleitet habe. Dem Fräulein traten bei der naiven Erzählung die Thränen in die Augen, das ging dem alten Manne zu Herzen und als der erste Choral mit weichen feierlichen Tönen über die bunte Gesellschaft hinklang, schluchzte er hörbar. Emil begegnete dem Blick der Tante und lächelte ihr seelenvoll zu. Margarethe sah zerstreut und unbefriedigt aus, ihr Auge schweifte umher, ihr Ohr blieb unberührt von den wohlthuernden Eindrücken des Abends. Sie sagte leise gähmend zu ihrem jungen Nachbar: „Es ist als wäre man im Theater und man hat doch kein Schauspiel. Für diese gemischte Gesellschaft hätte ich mich nicht zu puzen brauchen.“ Emil antwortete ihr nicht, sah sie aber mit einem prüfenden und traurigen Blicke an. Mitten im Gedränge des Aufbruchs stand plötzlich der Freiherr neben Margarethen. „Um's Himmelswillen,“ rief sie in freudiger Aufregung, „Sie hier! Wie ist das möglich?“

„Mir ist alles möglich, um Sie zu sehen. Wo kann ich Sie morgen endlich 'mal allein treffen?“ flüsterte er leidenschaftlich.

„Die Tante fährt nach Charlottenburg, um 3 Uhr,“ erwiderte Margarethe. Im selben Augenblicke war er im Gedränge verschwunden.

Fräulein von Hohenau hatte seine Annäherung gar nicht bemerkt; sie ging mit erhabenem Gefühl nach Haus, war

freundlich gegen ihre Nichte, ließ sich noch geduldig alle Gerson'schen Herrlichkeiten zeigen und erhielt schließlich das Versprechen, das übrige Geld solle nützlich und sicher in einer Rentenanstalt untergebracht werden. Beruhigt legte sich die Tante nieder, die Nichte aber schlief nicht: der andere Tag lag ihr im Sinn und gab ihr wache Träume.

L i e b e s z a u b e r .

Mit heimlichem Entzücken hörte Margarethe den Wagen der Gräfin vorfahren, die ihre Tante zu der Fahrt nach Charlottenburg abholen wollte. Dienstfertiger als jemals holte sie Hut und Tuch für sie herbei und nahm zärtlich Abschied von ihr. Die Zimmer schienen der jungen Frau durch die Freude der Erwartung in rosigem Schimmer zu leuchten. Mit Herzklopfen zählte sie die Schläge der Uhr und horchte auf jedes Geräusch. Voll Ungeduld trat sie ans Fenster, um den Geliebten zu erspähen. Endlich tauchte er auf aus dem Gewühl der Vorübergehenden.

„Welch königlicher Anstand“! dachte sie; „jetzt kommt er noch zu Fuß, aber bald wird er mich in einer Equipage abholen, die glänzender ist als die seiner Schwester, der langweiligen frommen Gräfin, seinem kühnen Geiste muß alles gelingen, was er will.“

Er trat herein, angeregt war auch er von der süßen Erwartung, seine Züge wurden sichtbar dadurch verschönt. Ein gewinnendes Lächeln umschwebte den Mund, den sonst der Hohn oft verzerrte, der edle aber scharfe Schnitt des Gesichts erschien dadurch gemildert. Sein glänzendes Äußere bezauberte Margarethen mehr als je, sie dachte wie ihre Namensschwester vom Faust:

Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt
Und seiner Rede Flammenfluß,
Sein Händedruck und ach sein Fuß!"

Zum ersten Mal brannten seine Lippen auf den ihrigen; sie brach in Thränen aus. In diesem Ruffe war sie die Seine geworden für immer. Sie kannte fortan keine größere Seligkeit als ihm zu gehören, aber er begriff sie nicht: „Du weinst süßes Leben? Mache mich nicht auch weich; ich fühle mich im Lebenstraum zerfließen, aber dann grollt es mir wieder tief im Herzen, daß meine erbärmliche Existenz noch nicht überwältigt ist, daß tausend Hindernisse mir entgentreten, um meine liebsten, heißesten Wünsche zu vereiteln: Dich mein zu nennen. Müde gehebt komme ich eben jetzt zu Dir, ich will bei Dir vergessen, daß ich schon in wenig Tagen von dem elenden Polizeistaate verfolgt werden kann.“

„Um's Himmelswillen, was hast Du zu befürchten? Verbirg mir nichts,“ bat Margarethe.

„O der Erbärmlichkeit! Denke Dir nur, um einen Wechsel von 400 Thalern werde ich in die Hausvogtei wandern müssen.“

„Ist es nur das, so kann ich Dich retten, mein Geliebter,

sieh her, wie reich ich bin;" sie schüttelte ihre Börse mit den Goldstücken in ihren Schooß.

„Ah das ist herrlich, woher hast Du das so auf einmal bekommen, mein Engel?"

„Ich habe Deinen Rath befolgt und mich an den König gewendet; er ist doch gut und milde, ich bin ihm so dankbar.“

„Das ist nicht nöthig, der König giebt so viel Geld aus, daß ihm dies Geschenk nicht hoch anzurechnen ist; seine Baupläne und seine Liebhabereien für fromme Stiftungen werden nicht viel darunter leiden. Du willst mir also wirklich diese kleine Summe leihen, gutes Kind? Tausendfach will ich sie Dir erstatten, wenn ich erst erreicht, was ich erstrebe. Glaube mir, über ein Kleines wird keiner dieser Monarchen mehr von seinem Thron herab Gnaden spenden, aber wir Männer von Geist werden herrschen und unsrer Liebe die Welt zu Füßen legen.“ Er steckte die Goldrollen ein und sagte in einen ruhigen Ton fallend: „Ich hoffe Dir das Geld in einigen Tagen zurückgeben zu können, meine Freunde werden mich nicht verlassen.“

„Nein, nein Alexander, das Geld ist Dein, es macht mich so glücklich, Dir etwas opfern zu können. Die Tante wird es nicht merken, ich sage ihr, Du habest es für mich bei einem Banquier untergebracht.“

Plötzlich lachte der Freiherr laut auf und sagte:

„Es ist aber doch eine merkwürdige Ironie des Schicksals! Wenn Du das wüßtest, o schenklustige Majestät, daß Deine Goldrollen dazu dienen, einen Deiner ärgsten Feinde zu bezahlen!"

„Es ist nicht schön, daß Du so lachst,“ sagte Margarethe, die sich unangenehm berührt fühlte von dem Gesichtsausdruck des Freiherrn.

„Du hast Recht, mein Engel, auch möchte ich weinen, wenn ich denke, daß meine „glückliche Minute“ wie, glaube ich, Jean Paul ein Liebes-Stellbichein genannt hat, schon vorüber sein muß. Deine Tante darf mich hier nicht finden, ich muß fort. Kannst Du denn nicht die thörigsten Vorurtheile überwinden und nur auf eine holde Stunde zu mir kommen? Niemand erfährt es, hier ist ein Schlüssel zu meinem Zimmer, damit kein Diener Dir zu öffnen braucht, o komm, ich habe noch so Vieles mit Dir zu überlegen — über unsre nächste Zukunft; Liebchen, sage ja.“

„Ja, wenn ich kann, mein Alexander, aber morgen wird es nicht gehen; übermorgen geht die Tante in den Frauenverein, dann bin ich frei, ich komme um 9 Uhr Abends zu Dir, eher ist es jetzt nicht dunkel.“

„Übermorgen?“ sagte er nachdenklich und seine Stirn verdüsterte sich merklich. „Nun es sei, ja komme wann Du willst, die Stunde wird mir immerdar Glück bringen, wenn es auch sonst ein böser Tag ist.“

Die beiden Freundinnen.

Unterdessen ergingen sich die beiden Freundinnen arglos und friedlich in dem schattenreichen Park von Charlottenburg; in einer Allee von dunklen hohen Fichten sah es still und melancholisch aus. Am Ende derselben erhebt sich ein Tempel auf edlen dorischen Säulen von dunklem Granit. Die Gräfin trat in die offene Pforte und blieb wie in Andacht versunken einen Augenblick stehen, ihre Freundin folgte ihr und ward von demselben Gefühl ergriffen. Es war das Mausoleum des königlichen Paares; die beiden Sarkophage stehen friedlich nebeneinander wie Ruhebetten. Die Heiligkeit des Todes ist von Rauchs Künstlerhand wunderbar ergreifend in dem Marmor dieser herrlichen Gestalten ausgedrückt. Von der Kuppel fließt durch farbiges Glas ein bläuliches geisterhaftes Licht auf sie nieder. Am Haupt des Königs hat der Künstler die Spuren des Alters und des oft so bitteren Lebens nicht ganz verwischen können und wollen, aber die Jugendblüthe der schönsten Königin hat er mit warmer Schöpferhand in eine unverwelkliche weiße Marmorrose verwandelt. Im Hintergrunde erhebt sich ein Altar mit schwarzem Tuch bedeckt und über ihm ein Deckengemälde christlicher Anschauung. „Am Todestag des Königs wird für seine Kinder Gottesdienst an jenem Altare gehalten,“ sagte die Gräfin unwillkürlich leise sprechend, von der Feierlichkeit des Ortes angeregt.

Fräulein Hohenau trat näher, um das Gemälde zu betrachten. „Eine christliche Darstellung in einem dorischen Tempel,“ sagte sie. „Dabei muß ich denken, daß Friedrich Wilhelm IV. so wie er hier das Christenthum zur Geltung zu bringen sucht, überall darnach strebt, mit ihm innerlich die Welt zu bezwingen.“

„Ja das ist wahr, Sie sagen das, als sei es tadelnswerth; unsre Zeit bedarf es, sie ist verwahrlost, sie hat den Glauben verloren, darum bedarf sie grade einen ächt christlichen, tugendhaften König. Friedrich der Große, nach dem die Thoren jetzt rufen, als hätte er ein Erlöser sein können, hat die Welt nur äußerlich bezwungen und die Keime des Verderbens in ihr geduldet, ja gepflegt und auf uns vererbt. Das Gift der französischen Literatur und die Zweifel sucht fanden hauptsächlich durch ihn bei uns Eingang. Der Antichrist ist nun bei uns eingekehrt und der edle König ringt mit ihm wie ein Märtyrer. Oh wie es mich schmerzt, ihn täglich schmähen zu hören. Ich bin sehr unglücklich, daß mein eigener Bruder die Hand hebt, ihn zu steinigen. Noch heute Morgen hatte ich eine heftige Scene deshalb. Alexander verlangte wieder Geld von mir, seine Lebensweise kostet entsetzlich viel; als ich standhaft blieb, verwundete er mich aufs Empfindlichste mit seinen rohen Urtheilen über den König.“

„Sagen Sie mir, theure Gräfin,“ wendete Fräulein Hohenau ein, die die Freundin zwar sehr liebte und verehrte, aber ihre stets wiederkehrende orthodoxe Ausdrucksweise nicht gern hörte, „sagen Sie mir, sind Sie nicht vielleicht zu streng

gegen Ihren Bruder? Quälen Sie ihn lieber nicht mit dem Antrichrift, das erregt seinen Widerspruchgeist. Wäre es nicht gut, wenn er sich verheirathete, irre ich mich nicht, so liebt er meine Nichte, eine glückliche Ehe bringt ihn vielleicht am ersten auf den richtigen Weg."

"Nein, Sie irren sich," sagte die Gräfin, ohne sich im Geringsten durch den leisen Vorwurf gereizt zu fühlen. "Nein, mein unglücklicher Bruder hat längst alle Fähigkeit zu lieben verloren. Sie wissen nicht, wie verwahrlost seine Erziehung gewesen: ein gewissenloser Hauslehrer, dem er allein anvertraut war, da unsre Eltern früh gestorben, hat ihm die schlechtesten Bücher der französischen Literatur schon mit fünfzehn Jahren in die Hände gegeben. Er hat es mir einst selbst gestanden, daß die liaisons dangereuses und noch mehr les aventures du chevalier de Faublas von dem Girondisten Louvet de Couvray seine kindliche Phantasie völlig vergiftet hätten. Er verlor schon in frühester Jugend alles Gefühl für weibliche Tugend und Unschuld; er kann nur noch verführen, nicht lieben."

"Weh mir, in welcher Gefahr schwebt meine Nichte! Ich muß sie vor ihm schützen, sie liebt ihn sichtlich und hofft gewiß auf eine Heirath."

"Er ist ja verlobt, er will eine Geldheirath machen, darum war er grade heute Morgen so außer sich, weil sein künftiger Schwiegervater nicht wissen darf, daß er in Schulden steckt. Mir ist diese Partie im höchsten Grade zuwider; ich finde eine solche Geldheirath an sich unsittlich und dann ist die Familie noch israelitisch, nur die Braut ist getauft,

ich wünsche also, daß das Hinderniß nicht aus dem Wege geräumt werden mag. Er versicherte mir, wenn er nicht bis morgen 400 Thaler hätte, so müßte die Sache zurückgehen."

„Also wirklich verlobt ist er? gut, daß ich es erfahre, das muß ja der leidenschaftlichen Margarethe die Augen öffnen.“

„Das heißt, förmlich verlobt ist er bis jetzt noch nicht, grade in diesen Tagen wollte sich der Vater der reichen Braut erst entscheiden und ein großes Fest sollte die Verlobung feiern; vielleicht schon übermorgen. Kommt es noch dazu, werde ich mich wohl entschließen müssen, als einzige Verwandte von Alexander mit ihm dort zu erscheinen, so unangenehm mir die Verbindung auch ist.“

Als Fräulein von Hohenau heimkam, fand sie ihre Nichte mit hochrothen Wangen und glänzenden Augen über ein Buch gebückt.

„Was liest Du, mein Kind, und wie hast Du den einsamen Nachmittag zugebracht?“

„Ich habe gelesen,“ sagte Margarethe und wurde trotz ihrer Erhitzung noch roth.

„Du hättest lieber mit uns fahren sollen, das Kopfsweh, worüber Du klagtest, wäre in dem schönen stillen Park gewiß besser geworden.“

„Alexander wünscht es nicht, daß ich viel mit der Gräfin zusammen bin, er sagt, sie sei zu pietistisch, sie würde mich bekehren wollen.“

„Alexander sagst Du? seit wann nennst Du den Freiherrn

so? ich weiß er liebt die Schwester nicht und fürchtet ihren guten Einfluß auf sein Opfer."

„Ich bin nicht sein Opfer, aber bald seine Braut; ich liebe ihn, drum nenne ich ihn Alexander, wenn ich von ihm spreche; ich werde hoffentlich bald aus meiner abhängigen Lage durch ihn befreit werden."

„Kind, ich kann es Dir heilig versichern, er betrügt Dich, er soll verlobt sein, die Gräfin hat es mir eben selbst gesagt."

„O das ist nur wieder ein Kunstgriff um mich von ihm loszumachen; mit wem wäre er denn verlobt?"

„Das weiß ich nicht, aber er hat noch heute morgen von der Gräfin Geld leihen wollen, weil sonst seine Verlobung zurückginge."

„Ja, ich weiß, er war in Geldverlegenheit, um der abzuhelpfen brauchte er den Vorwand bei der Schwester," sagte Margarethe erleichtert aufathmend.

„Das wäre in der That möglich, aber diese ewige Geldverlegenheit sollte Dich doch auch von ihm abschrecken, die wahre Ehre kann damit nicht lange bestehen."

„O das wird sich bald ändern," erwiderte Margarethe und wollte weiterlesen. Aber die Tante griff nach dem Buche und sagte entrüstet:

„Wie, schon wieder Rousseau's Heloise? Das hat Dich so aufgeregt; ich hat Dich so sehr, das Buch nicht mehr in die Hand zu nehmen, der Verfasser sagt selbst, daß jede junge Frau verloren sei, die es gern liest."

„O das sind wieder Ihre engherzigen pietistischen Ansichten; ich preise Julie glücklich, daß sie lieben und sich opfern konnte.“

Das Stellbicheln.

Unter den heftigsten Gemüthsbewegungen sah Margarethe den Abend dämmern, der sie zu dem Geliebten führen sollte. Ihr schwindelte bei dem Gedanken, was sie wagte, aber die Verblendung der Leidenschaft ließ es bei ihr zu keiner klaren Vorstellung kommen. Zitternd griff sie zu ihren unscheinbarsten Kleidungsstücken und nahm einen schleierbedeckten Hut von der Tante, um sich unkenntlich zu machen. Dann benutzte sie die Gelegenheit unbemerkt zu ent schlüpfen, als die Zose grade ebenfalls die Abwesenheit ihrer Gebieterin benutzte um auszugehen. An die Art der Rückkehr dachte Margarethe gar nicht in ihrer Aufregung; es war ihr als lägen Welten zwischen dieser und der Stunde, der sie bei ihrem Geliebten entgegeneilte. Sie rechnete dunkel auf irgend ein Ereigniß, das ihrem Geschick eine plötzliche Wendung geben sollte. Vielleicht entschloß sich der Geliebte sie selbst der Tante zurückzubringen und sie stolz und öffentlich als seine Braut zu erklären und damit dem späten Ausgange eine entschuldigende Bedeutung zu geben.

Der Weg zu der Wohnung des Freiherrn wurde ihr dennoch sehr schwer und kam ihr übermäßig weit vor; flüchtigen

Fußes eilte sie durch die Menschenmenge und glaubte sich trotz ihrer Verhüllung jeden Augenblick von ganz fremden Leuten erkannt. Einmal erschrak sie tödtlich, weil sie meinte, Emil sei ihr begegnet und hätte sie erstaunt angesehen, bald aber bemerkte sie, daß mehrere Offiziere seines Regiments an ihr vorübergingen und ihre Angst sie getäuscht hatte, durch die gleiche Uniform dazu veranlaßt. Wie ein gehektes Reh kam sie vor Alexanders Stubenthür an, bebend schloß sie auf; sie bebte nicht mehr allein vor Angst, auch vor Wonne, in seinem Arm Schutz und Trost zu finden. Das Zimmer war leer; eine Purpurlampe brannte und beleuchtete mit ihrem Rosenschimmer ein zierliches Briefchen. Margarethe ergriff es und las die Aufschrift: An Sie! drückte das duftende Blatt an ihre Lippen und öffnete es hastig. Es lautete:

„Verzeihung, Geliebte, daß ich Dich nicht knieend empfangen, ein unabweisliches Geschäft, das ich vergebens aufzuschieben strebte, wird mich vielleicht eine halbe Stunde länger fern halten als unser süßes Stelldichein angefeht ist. Zürne nicht und harre in Geduld und Liebe Deines Alexander.“

Die zärtlichen Worte konnten Margarethe nicht beruhigen, sie sank in den sammetnen Lehnstuhl und begann zu weinen wie ein Kind, das sich fürchtet. Nach einigen endlosen Minuten der bangsten Erwartung hörte sie endlich rasche Schritte auf der Treppe, mit hochklopfender Brust öffnete sie die Thüre.

Und herein trat nicht ihr Geliebter, sondern ein junger Offizier. Margarethe bedeckte das Gesicht mit den Händen

und rief: „Emil, wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie hier?“

„Sie retten! Ich begegnete Ihnen eben auf der Straße, ohne daß Sie mich sahen.“

„Also doch!“ schluchzte Margarethe.

„Ihre Verhüllung, Ihr unsicherer schneller Schritt ließ mich etwas Ungewöhnliches ahnen — ich folgte Ihnen, ich wartete erst unten, aber Sie kamen nicht zurück.“ —

„Wohlan entfernen Sie sich sogleich, Sie finden mich hier, um meinen Verlobten zu erwarten, mit dem ich etwas höchst Wichtiges zu besprechen habe,“ sagte Margarethe und suchte ihre Beschämung unter einer festen unbefangenen Haltung zu verbergen.

„Sie irren sich, Margarethe, Sie sind betrogen, der Freiherr feiert in diesem Augenblick seine Verlobung mit Lea Bernstein, mehrere meiner Kameraden sind dazu eingeladen.“

„Das ist ein Märchen. Verlassen Sie dies Zimmer, Emil.“

„Nicht ohne Sie.“

„Ich werde nicht von der Stelle gehen bis mein Verlobter kommt.“

„Wohlan so bleibe ich auch.“

„Er wird Sie tödten, wenn er Sie hier findet.“

„Gut, dann falle ich, wie ich mir immer gewünscht, als ein ächter Ritter, indem ich Schönheit und Unschuld vor

Verrath vertheidige, übrigens habe ich meinen guten Degen und werde ihn zu gebrauchen wissen. Er oder ich! soll es heißen."

„Alexander hat keine Waffe bei sich, Sie wollen ihn ermorden. Kommen Sie hier fort, Emil, ich gehe mit Ihnen, aber ich kann Ihnen nicht glauben."

„Wollen Sie sich selbst überzeugen?"

„Ja, ja, Sie werden sehen, daß ich mich nicht in meinem Geliebten irre."

Emil führte die junge Frau schweigend durch mehrere Straßen vor ein Haus, in dem sämtliche Fenster der bel étage glänzend erleuchtet waren und deutete darauf hin.

„Dort oben ist er? oh ich muß ihn sehen! Emil, wenn Sie Mitleid, wenn Sie eine Spur von Gefühl haben, lassen Sie mich hinaufgehen."

Sie riß sich los und sprang pfeilschnell die Treppe hinauf; Emil folgte ihr und fand sie athemlos an eine Glashür gelehnt, die von dem geöffneten Vorzimmer in den Speisesaal führte. Die Gesellschaft saß noch beim Diner, das in dem reichen jüdischen Hause, der vornehmen Fremdensitte gemäß, erst um 6 Uhr begonnen hatte. Die Tafel strahlte von Silber und kostbarem Krystall, in den hohen Spiegelwänden schimmerte all der Glanz verdoppelt wieder. Die Kronleuchter flammten bis in das Vorzimmer hinein Tageshelle. Der Freiherr saß zerstreut neben seiner Braut, die mit Recht Lea und nicht Rabel hieß. Er sah mehrmals verstohlen nach der Uhr und ließ seine Blicke ungeduldig über die Ge-

gesellschaft schweifen, ob sich nirgends Anzeichen eines nahen Ausbruchs bemerklich machten. Plötzlich starrte er in den Spiegel sich grade gegenüber, in den Scheiben war eine Erscheinung ihm unbegreiflich und ängstigend; Margarethens schönes bleiches Gesicht sah, wie aus Marmor gehauen, regungslos daraus hervor. Er glaubte seine erregte Phantasie gaukele ihm die holde Gestalt vor, aber es rieselte ihm doch eiskalt durch die Glieder und er mußte unwillkürlich an die schauerliche Stelle im Faust denken, wo ihm das todte Gretchen erscheint. In dem Augenblick sprudelte wie aus unzähligen Raskaden der Champagner von Neuem in die Gläser der Gäste; der Hausherr erhob sich feierlich und stolz. Er brachte mit lauter Stimme die Gesundheit des Brautpaares, des Freiherrn und seiner Tochter Lea aus. Ehe der Jubelruf und Gläserklang der Anwesenden dem Toaste folgte, schritt ein jäher Schmerzensruf durch den hohen Saal. Dem Freiherrn sträubte sich das Haar und alle Gäste sahen sich entsetzt um. Aber noch ehe die Diener nach der Glashür eilten, von wo der Schrei kam, hatte Emil die ohnmächtige Margarethe mit starkem Arm erfaßt und an die Luft getragen. Für sämtliche Anwesende blieb der Vorfall ein ungelöstes Räthsel.

Emil rief einem vorübergehenden Wagen und geleitete seinen Schützling zu Hause. Der Tante enthüllte er, so schonend wie möglich für Margarethe, was sich zugetragen. Als der Freiherr am andern Morgen sich melden ließ, wurde er nicht vorgelassen und auch seine Briefe sendete ihm Margarethe uneröffnet zurück. Für diesmal war sie gerettet. Wie spätere Versuchungen sie gerüstet finden werden, wird die Zukunft zeigen. Ernster und stiller ist sie geworden; auch

legte sie die bunten Kleider noch lange bei Seite und blieb in ihren Trauergewändern. Die gute Tante fragte nicht warum und freute sich im Stillen, wenn sie jetzt oft die kleine schöne Hand verlangend nach Saint Martin und de Maistre ausstreckte. Emil ist durch ihr stilles Leid mehr noch als durch ihre Schönheit gerührt; er hat jetzt mehr Lust für seine Liebe zu leben und wünscht nichts sehnlicher als zu avanciren, um seiner schönen Cousine seine treue Hand anzutragen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

